DER SPIEGEL

C 7007 C
Nr. 9
42. Jahrgang · DM 4,30
29. Februar 1988

SPIEGEL-REPORT

# Ärgernis Quellensteuer

## Deutschlands neue Wirtschaftsmacht

# MAFIA GmbH

# LORD IST EXTRA

Geschmackvoll
genießen
auf leichte Art.

390

Der Bundesgesundheitsminister: Rauchen gefährdet Ihre Gesundheit. Der Rauch einer Zigarette dieser Marke enthält 0,5 mg Nikotin und 9 mg Kondensat (Teer), (Durchschnittswerte nach DIN).

# HAUSMITTEILUNG

Datum: 29. Februar 1988 Betr.: Titel

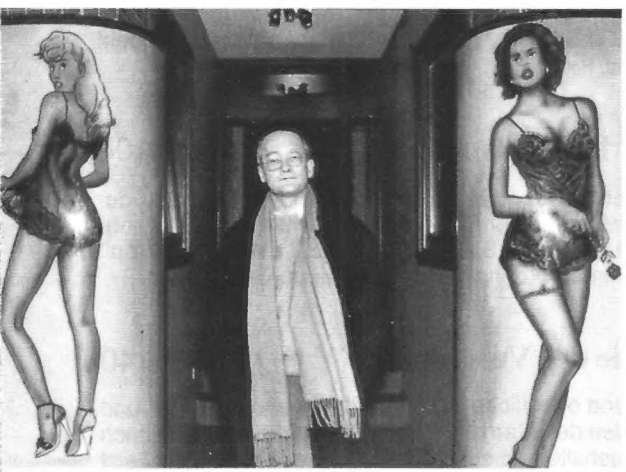
Seit dem Tag, an dem der St.-Pauli-Killer Werner Pinzner im Sicherheitstrakt des Hamburger Polizeipräsidiums den Staatsanwalt Wolfgang Bistry erschoß, ist nicht mehr zu übersehen, daß auch Deutschland seine Mafia hat.

Kriminalisten beobachten eine „ständig fortschreitende Organisierung" des Verbrechens, seine internationalen Connections – „Palermo läßt grüßen" – und seine staatsbedrohende „Verzahnung mit unserem Wirtschafts- und Sozialsystem". Sie schätzen den Umsatz, den die deutsche Mafia GmbH mit ihrem Sortiment von Autoklau und Drogendeal bis Mädchenhandel und Aktienschwindel erzielt, auf jährlich 164 Milliarden Mark, ein Zehntel des Bruttosozialprodukts. Und sie fürchten schon, daß eines Tages „die Oberwelt der Unterwelt gehört".

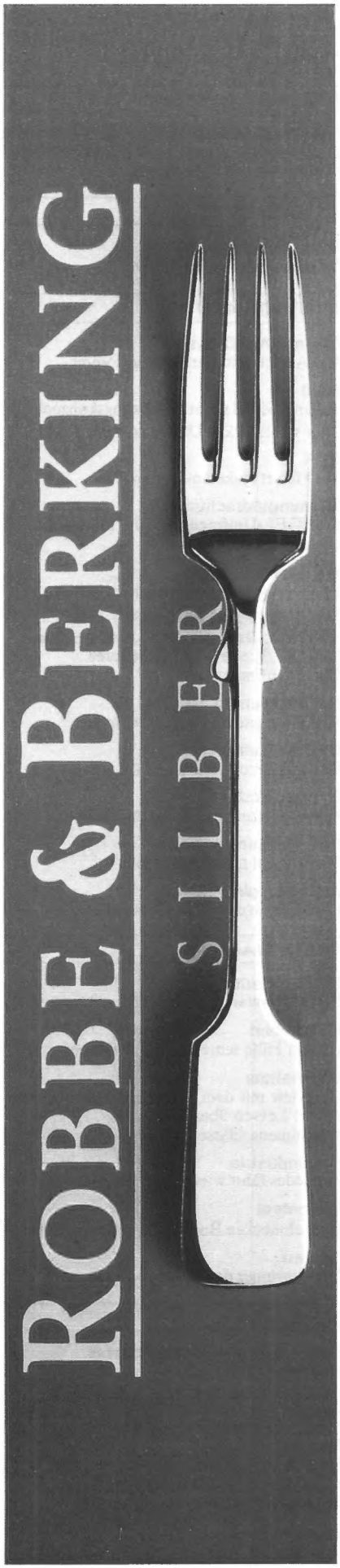
Der SPIEGEL beschreibt die Zuwachsbranche der Organisierten Kriminalität (Fachkürzel: „OK"), die nach einem Experten-Urteil aus dem Bundeskriminalamt (BKA) „in den meisten ihrer Erscheinungsformen erst durch die Ausnutzung legaler Wirtschaftszweige und Finanzschienen voll gedeiht", in einer neuen Serie.

Informationen dazu waren sowohl oben wie unten zu sammeln, bei OK-Bekämpfern und OK-Helfern, in Ämtern und Knästen, links und rechts der Reeperbahn, in Frankfurts Kaiserstraße und auch in Palermo, wo Redakteur Peter Adam im Kreis einer Mafioso-Familie willkommen war.

Ein hoher BKA-Beamter beneidete den SPIEGEL um die Möglichkeit, „einfach so auch jenseits der deutschen Grenzen recherchieren" zu können.
Die Adresse eines auskunftsbereiten Anwalts mit OK-Hintergrund entpuppte sich als Peep-Show-Lokal. Auf der OK-Spur geriet Redakteur Thomas Darnstädt in Verdacht, selber mit Kokain zu dealen – ein Gesprächspartner aus der Szene hatte ihn bei der Polizei angeschwärzt. Darnstädt, promovierter Jurist, schrieb den ersten Serienteil über das organisierte Verbrechen in Deutschland: „Die Macht der Syndikate" (Seite 68). In den nächsten SPIEGEL-Ausgaben berichten seine Kollegen aus dem Deutschland-II-Ressort Peter Adam, Dieter Bednarz und Bruno Schrep über die Geschäftsbereiche Schutzgelderpressung und Großhehlerei.



Darnstädt auf der Reeperbahn



*TITELGESCHICHTE*

Wachstumsbranche Kriminalität 68

*SPIEGEL-STREITGESPRÄCH*

Mit den Sozialdemokraten Oskar Lafontaine und Hermann Rappe über die Verteilung von Arbeit und Einkommen 21

*SPIEGEL-ESSAY*

Ulrich Beck:
Wissenschaft und Sicherheit 200

*DEUTSCHLAND*

**Öffentlicher Dienst**
Die Arbeitszeit-Verkürzung kommt 18

**Nato**
Allianz-Gipfel sucht Abrüstungskonzept 25
Bahr widerspricht US-Botschafter Burt 30

**DDR**
SED feiert Raketen-Abtransport 26

**Meinungsforschung**
SPIEGEL-Umfrage über die politische Situation im Februar 36

**Waterkantgate**
Ermittlungen gegen den Chefermittler 50
Die letzten Opfer der Barschel-Affäre 52
SPIEGEL-Reporter Hans-Joachim Noack über den Kieler CDU-Erneuerer Heiko Hoffmann 53

**Geheimdienste**
Verfassungsschutz außer Kontrolle 59

**Demonstrationen**
Bonn will Protestaktionen kriminalisieren 63

**Ostfriesland**
Naturschützer kontra Klootschießer 66

**SPD Hessen**
Wer kommt nach Krollmann? 86

**Atomenergie**
Blutkrebs in der Uran-Gemeinde 87

*WIRTSCHAFT*

**Quellensteuer**
Viel Widerstand gegen die neue Abgabe 90

**Ruhrgebiet**
Bonner Hilfe schreckt die Länder auf 96

**Übernahme**
Interview mit dem belgischen Unternehmer André Leysen über Firmen-Zusammenschlüsse in Europa 104

**Autoindustrie**
Mercedes fährt wieder Rennen 108

**Warentest**
Wie schmecken Bodybuilding-Präparate? 113

**Börsen**
Die Gewinner des Oktober-Crash 116

*SERIE*

Aids – die Entstehungsgeschichte einer Katastrophe (I) 120

*AUSLAND*

**Nahost**
Die Friedensmission von George Shultz 132
Interview mit dem US-Arzt Jack Geiger über Brutalitäten der Israelis 134

**Sowjet-Union**
Aufruhr in Armenien 135

# IN DIESEM HEFT

## „Man kommt ins Rutschen“ Seite 21

Rappe, Lafontaine, SPIEGEL-Redakteure Petersen, Wirtgen

Sollen Arbeitsplatzbesitzer Lohneinbußen hinnehmen, wenn die Arbeitszeit verkürzt wird? Soll gesellschaftliche Arbeit – etwa in der Familie – wie Erwerbsarbeit gelten? SPD-Vize Lafontaine antwortet im SPIEGEL-Streitgespräch mit ja, sein Parteifreund, der IG-Chemie-Chef Hermann Rappe lehnt ab: „Man kommt ins Rutschen.“ Lafontaine: „Wir wollen ja rutschen.“

## SPIEGEL-Umfrage: Union im Tief Seite 36

Zum erstenmal seit dem Bonner Wechsel im Oktober 1982 hat die CDU/CSU laut SPIEGEL-Umfrage nur noch so wenige Anhänger wie die SPD: 40 Prozent. Hingegen erzielte die FDP mit 12 Prozent ihr bestes Ergebnis seit 13 Jahren – die CDU muß die nächsten Landtagswahlen fürchten.

## Demut in Kiel Seite 53

Er will die Partei „in einen Läuterungsprozeß führen“, sie zu „neuer Nachdenklichkeit“ bewegen. Heiko Hoffmann, CDU-Spitzenkandidat für die Landtagswahl in Schleswig-Holstein, versucht mit demutsvollen Gesten, die „verlorene Glaubwürdigkeit“ zurückzugewinnen. Doch CDU-Wahlkämpfer bespötteln sein Bemühen um Redlichkeit als „Erbauungs- und Barmherzigkeitsrhetorik“, trauen dem Verlegenheitskandidaten nichts zu. Auch die FDP, die mitregieren will, geht auf Distanz.

CDU-Landesvorsitzender Stoltenberg, Hoffmann

## „Neue Gründerzeit“ für Europa Seite 104

„Lassen wir in Europa doch alles durcheinanderwirbeln“, empfiehlt der belgische Unternehmer André Leysen in einem SPIEGEL-Interview. Übernahmekämpfe, wie jetzt um die belgische Société Générale, seien „im Prinzip“ richtig. Für Europas Unternehmen prophezeit er eine „neue Gründerzeit“.

## Waldheims „Strategie des Vergessens“ Seite 140

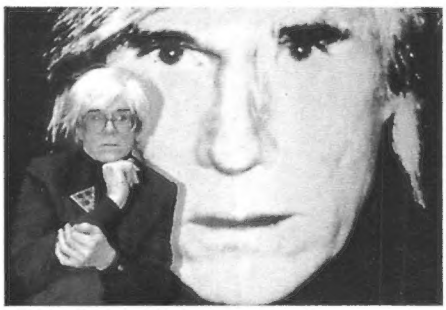
Es gab anonyme Pöbeleien und öffentliche Schelte; Voreingenommenheit und Mandatsüberschreitung wurden der internationalen Historikerkommission nach ihrem Waldheim-Bericht vorgehalten. In einem Beitrag für den SPIEGEL weist Kommissionsmitglied Professor Messerschmidt die Vorwürfe zurück.

## Israel: „Zügellose Gewalt“ Seiten 132, 134

Mit einem detaillierten Friedensplan reiste US-Außenminister Shultz nach Nahost. Doch Araber und Israelis zeigten sich unversöhnlich. Zuvor hatten US-Ärzte verletzte Demonstranten untersucht. Ergebnis: Israelische Soldaten brachen in „zügelloser Gewalt“ vorsätzlich Hände und Beine.

Israelischer Soldat im Gazastreifen

## Warhols Nachlaß unter dem Hammer Seite 172



Warhol, Selbstporträt (1986)

Zu Lebzeiten durchstreifte Andy Warhol fast täglich die Antiquitätengeschäfte an der Madison Avenue und am Broadway. Jetzt, gut ein Jahr nach dem Tod des New Yorker Pop-Idols, lassen geschäftstüchtige Nachlaßverwalter das Ergebnis der Sammelwut versteigern. Warhol hat Gebrauchsgegenstände und Kunst der vergangenen 200 Jahre, etwa 10 000 Stücke, zusammengetragen.

## Neuer Schick für Dicke Seite 204

Eine „neue Kundschaft, die Tantenkleider nicht mehr will“, haben deutsche und internationale Mode-Designer ausgemacht: die Zielgruppe der kaufkräftigen Dicken, auch „Stattliche“, „Üppige“ oder „Mollige“ genannt. Als Urmutter des Dicken-Trends gilt die Amerikanerin Nancye Radmin, die – unter dem Markenzeichen „The Forgotten Woman“ – mittlerweile 19 Läden unterhält und 30 Millionen Dollar Umsatz macht.

Nancye Radmin

## Daumes Kritik an Funktionären Seite 210

Olympiasiegerin Marina Kiehl, Daume

Die Abhängigkeit des Sports von Industrie und TV-Anstalten, so Willi Daume, Präsident des Nationalen Olympischen Komitees (NOK), in einem SPIEGEL-Interview, „die Gefahr der Erpreßbarkeit wächst dramatisch“. Auch beklagte Daume in Calgary „Zuständigkeitskomplexe und Eitelkeiten“ bundesdeutscher Sportfunktionäre.

**Rüstungstechnik**
Amerikas B-1-Bomber – ein Flop 137

**Gromyko**
Die Memoiren des Ex-Außenministers 138

**Österreich**
Der Militärhistoriker Manfred Messerschmidt über die Kritik am Waldheim-Bericht 140

**Kennedy**
Der Präsident und die Mafia 143

**Italien**
Das schöne Sterben von Triest 146

**Ungarn**
Flüchtlinge aus Rumänien 156

**Frankreich**
Die Skandal-Ärzte von Poitiers 161

**Zypern**
Entspannung zwischen Griechen und Türken? 166

**USA**
Der Sündenfall des Fernsehpredigers Swaggart 168

*KULTUR*

**Kunst**
Andy Warhols geschäftstüchtige Erben versilbern den Nachlaß 172

**Fernsehen**
13 neue Folgen von „Liebling–Kreuzberg“ 179

**Pop**
Udo Lindenberg wieder auf Tournee 182

**Theater**
Der Erfolgsdramatiker Alan Ayckbourn 188

**Berlinale**
Überraschungssieger aus China 197

**Bücher**
Israel nach einem Militärputsch – Amos Kenans Polit-Fiktion 198

**Medizin**
Sowjet-Arzt plant Operationsfabrik in West-Berlin 202

**Mode**
Schicke Kleider für große Größen 204

*SPORT*

**Calgary**
Interview mit NOK-Präsident Willi Daume über den Ärger mit Olympia 210

**Ski Alpin**
Der Kampf um die schnellsten Latten 212

**Trainer**
Interview mit Udo Lattek über seinen Wechsel in den Journalismus 215

**Briefe** 7
**Panorama** 16
**Trends** 101
**Panorama Ausland** 145
**Szene** 186
**Bestseller** 198
**Spectrum** 207
**Personalien** 216
**Register** 220
**Fernseh-Vorausschau** 222
**Hohlspiegel/Rückspiegel** 226
**Impressum** 14

DER SPIEGEL (USPS 154–520) is published weekly. The subscription price for the USA is $ 230,00 per annum. Distributed by German Language Publications, Inc., 560 Sylvan Avenue, Englewood Cliffs, NJ 07632. Second class postage is paid at Englewood, NJ 07631 and at additional mailing offices. Postmaster: send address changes to: DER SPIEGEL, GERMAN LANGUAGE PUBLICATIONS, INC., 560 Sylvan Avenue, Englewood Cliffs, NJ 07632.

# HAMBURG. DAS HOCH IM NORDEN

*Dipl. Ing. Horst Lingner, Projektleiter der Bundesbahn für den ICE, Hamburg.*

## "DER FORTSCHRITT HAT HIER GLEISANSCHLUSS."

Daß die Hamburger nicht nur helle Köpfe sind, sondern auch fix zur Sache gehen, wenn es um beste Verbindungen geht, zeigt sich erneut am Beispiel Bundesbahn. Ab Mai '91 bringt die Bahn die neuen ICE-Züge auf die Schiene. Bei Geschwindigkeiten bis zu 250 km/h auf den IC-Linien zwischen der Hansestadt und München ist von Nord/Süd-Gefälle nichts zu spüren. Denn Wartung und Instandhaltung dieser neuen Zugtechnologie werden in Zukunft zentral von Hamburg aus erledigt.

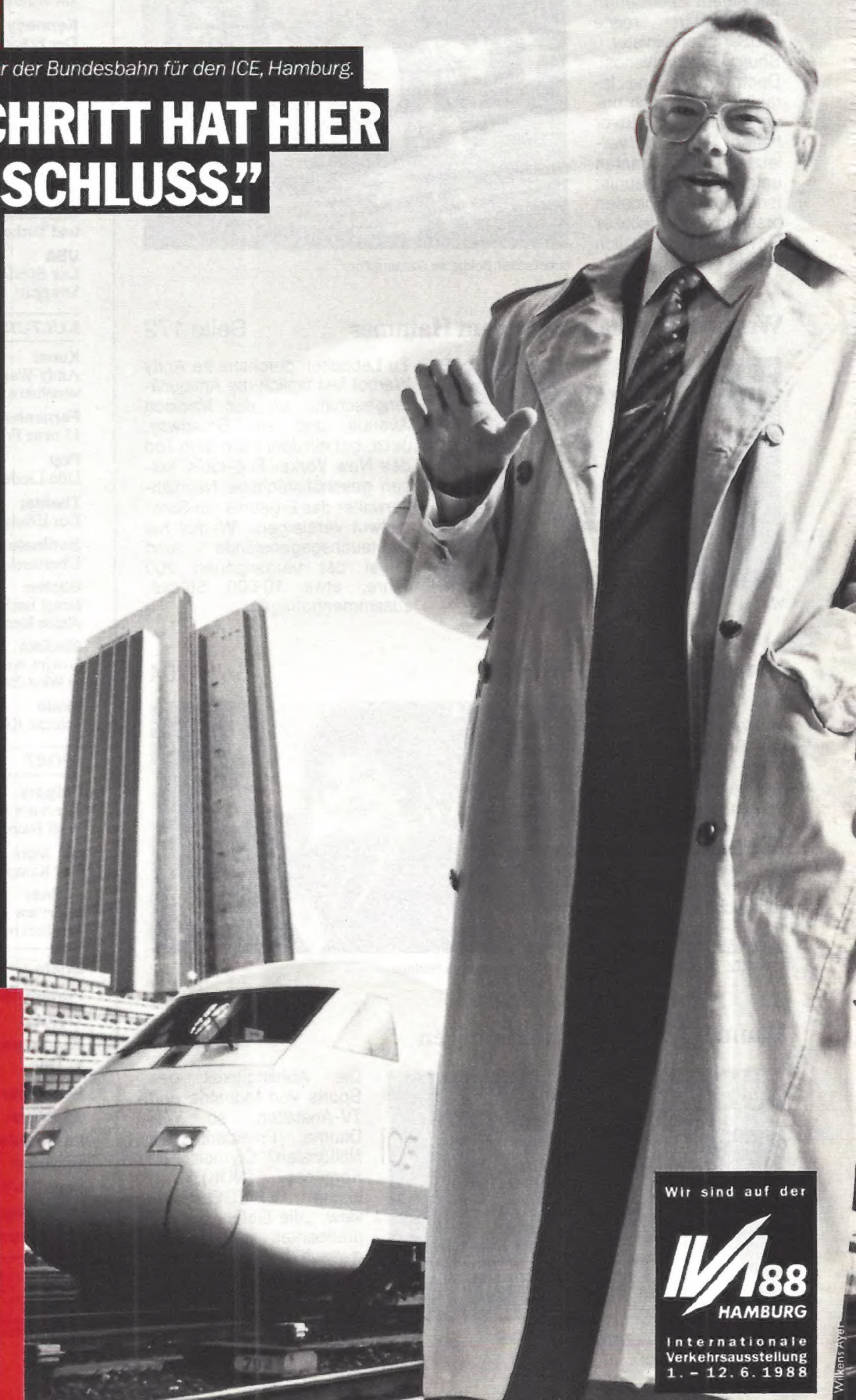
„Unsere Investitionen schaffen rund 600 neue Arbeitsplätze. Größtenteils im Bereich neuartiger Technologien," betont Horst Lingner, zuständiger Projektleiter für den ICE.

In gleicher Weise, wie die Bahn in Hamburg auf Fortschritt setzt, hält Lingner an den bekannten Vorzügen der Elb-Metropole fest: „Für mich als Naturfreund zählt die Umgebung Hamburgs mit ihren Wäldern, mit Wasser, Heide und Marsch zu den reizvollsten überhaupt."

### Nachwuchs-journalisten zur IVA.

Die Deutsche Bundesbahn lädt zehn Redaktionsvolontäre (innen) nach Hamburg zum Besuch der Internationalen Verkehrsausstellung ein. Bahnfahrt am 1./2. Juni '88 mit Schlafwagen (I. Klasse) hin und zurück inklusive. Interessenten schreiben bitte an die Hamburg Information GmbH, Postfach 10 27 23, D-2000 Hamburg 1, Stichwort „ICE". (Einsendeschluß ist der 03.05.1988. Das Los entscheidet. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.) Hilfe bei allen weiteren Fragen zu Ihren Hamburg-Plänen erhalten Sie unter derselben Adresse. (Btx *52200#)

Hamburg



Wir sind auf der

IVA 88 HAMBURG

Internationale Verkehrsausstellung 1. – 12. 6. 1988

Wilkens Ayer

# BRIEFE

## Bestaunte Reliquienhaufen

(Nr. 6/1988, Kunstbetrieb: Viel Streit um Beuys)

Ihr Beitrag über Joseph Beuys erschien unter „Kultur". Nur eine Fahrlässigkeit des SPIEGEL oder die Rache eines „Sätzers"?

Homburg (Saarland) BERT BRENDEL

Sie bilden auf Seite 202 die Beuys-Werke „Fettstuhl", „Fettstuhl I" ab. Halten Sie diese für Kunstwerke, die Werke eines Künstlers? Ich nicht!

Meerbusch (Nrdrh.-Westf.)
DR. JUR. IMMO KAYSER-EICHBERG

Der Schaden des Unglücks der „kaum versehentlich" von einer Putzkolonne weggeräumten Beuys-„Fettecke" ließe sich in kluger Zusammenarbeit mit der deutschen Landwirtschaft minimieren: Der Butterberg macht's möglich. Daß daran noch keiner gedacht hat.

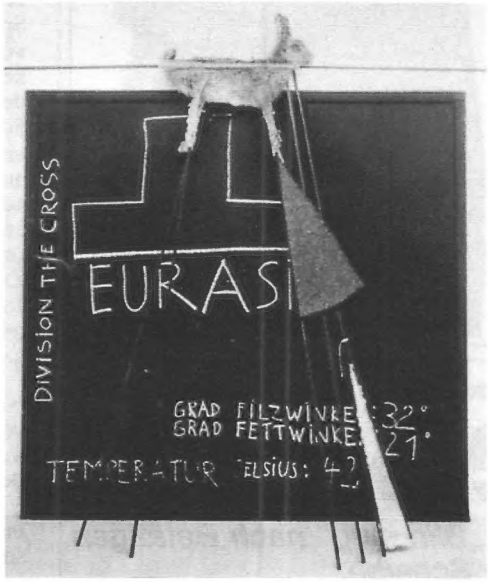
Rhauderfehn (Nieders.) ROLF KAMP

Der kreative Künder Beuys, sein Tod und seine Kunst, dividiert durch Bollwerk-Sammler-Bastian-Marx, ergibt „ein bißchen Kunst als seelisches Trostpflaster" für Oberflächenlutscher – oder?

Düsseldorf MANFRED TRINKL

Folgender Vorschlag zur Güte! Marx verscherbelt seinen Beuys-Block, zum Teil derzeit als Leihgabe im Museum Abteiberg, Mönchengladbach, ans High-Tech-Big-Art-Cleverle. Dafür kauft Bruder Johannes den Ströher-Block und stellt ihn dem Museum Abteiberg zur Verfügung. Dabei gewinnen alle: Marx bekommt Knete für den angemessenen Alterstrost seines aufreibenden Unternehmer- und Sammlerlebens, Späth seine Big-Art, Rau leistet Beuys posthum überfällige Abbitte, und schließlich verspricht Bastian dem Museum Abteiberg, es zukünftig mit seinen peinlichen Auftritten zu verschonen. Dies kommt schließlich in den Besitz der Exponate der ersten Beuys-Ausstellung eines öffentlichen Kulturinstituts, nämlich 1967 im Museum Bismarckstraße, Mönchengladbach. Die hatte Ströher nämlich komplett aufgekauft und zum Kern seines Beuys-Blocks gemacht! Verlierer: die hessischen Sozis, aber die sollen ja öfters abfahrende Züge verpennen!

Frankfurt WOLFGANG RACK




**Beuys-Objekt (1966)***
Kunst als seelisches Trostpflaster

**Künstler Beuys (1965)***
Jeder ein Kulturtourist

Am 10. Oktober 1972 wird Joseph Beuys vom Wissenschaftsminister des Landes Nordrhein-Westfalen, Johannes Rau, fristlos entlassen.

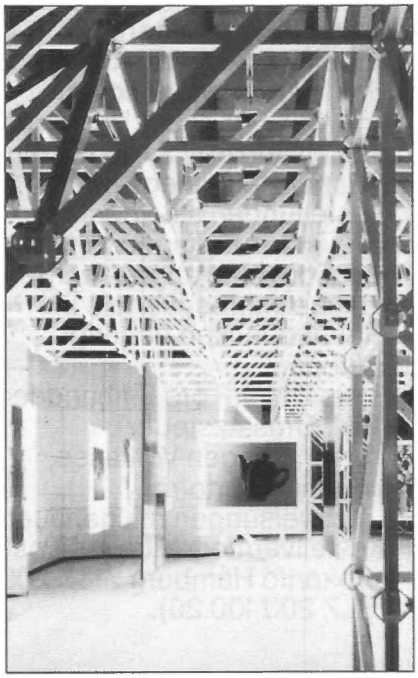
Am 14. Januar 1988 wird eine Joseph-Beuys-Ausstellung in Ost-Berlin vom Ministerpräsidenten des Landes Nordrhein-Westfalen, Johannes Rau, fristgemäß eröffnet.

Ich schlage daher vor, Johannes Rau zur peinlichsten Politikerfigur des 14. Januar 1988 zu erklären.

Hannover S. NEUMANN

* Oben: aus „Eurasia. 32. Satz der sibirischen Symphonie 1963"; unten: Aktion „Wie man dem toten Hasen die Bilder erklärt". Galerie Schmela, Düsseldorf.

**Sich selbst darstellen. In Messe und Ausstellung.**



**S**ie selbst, Ihr Produkt,
Ihr Firmenimage soll kommunizieren.
Es bedarf eines Systems, das
zu Ihrer Firmenidentität paßt. In
Ästhetik, Funktionalität
und Variabilität. Ein ganzheitliches
Konzept also. Deshalb denken
wir architektonisch. Um Messe- und
Ausstellungsbau zu entwickeln,
in dem Sie sich wiederfinden können.

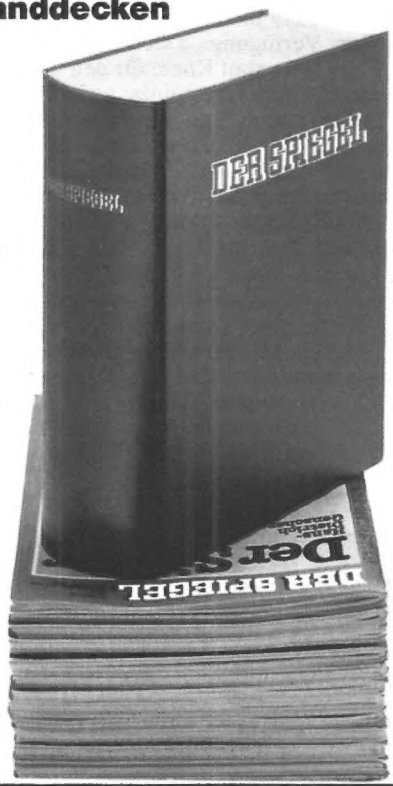
**E**in Beispiel dafür aus unserem
System-Programm ist **Leitner_ 50.**
Leitner Ausstellungssysteme.
Aus Prinzip einfach. Bitte schreiben
Sie uns oder besuchen Sie unseren
Ausstellungsraum.

**Leitner.**

Leitner GmbH, Ausstellungssysteme
Düsseldorfer Str. 14, D-7050 Waiblingen, Tel. 07151/1706-0

**DER SPIEGEL – ein Lexikon der Zeitgeschichte**

Es gibt kein ergiebigeres Nachschlagewerk zur jüngeren Geschichte als eine SPIEGEL-Sammlung.
Wer auch morgen die Facts von heute parat haben will, kann aus SPIEGEL-Heften mit **Einbanddecken** ein Lexikon machen.
Für einen SPIEGEL-Jahrgang sind vier Einbanddecken erforderlich; deren Rückenbreite kann erst am Ende eines Quartals festgelegt werden.
Bestellungen sind deshalb nur für zurückliegende Quartale möglich; bitte angeben, für welche Jahresquartale die Einbanddecken benötigt werden.
Preis DM 9,– pro Einbanddecke (inkl. Umsatzsteuer).
Versand gegen Vorkasse, im Inland portofrei.
Überweisungen mit genauem Bestellvermerk bitte auf Postgirokonto Hamburg 7137-200 (BLZ 200 100 20).




**SPIEGEL-Verlag**
**Vertriebsabteilung**
**Postfach 11 04 20, 2 Hamburg 11**

*Kristallklare Scheibe*
**sichere Sicht!**

***Schluß mit dem gefürchteten „Blindflug" nach Betätigen der Wischer auf verschmutzter Scheibe.***
***CW 1:100 verhindert wirkungsvoll gefährliche Blend- und Schmierfilme.***

- *Marktführend (GfK-Studie)*
- *Bei der ADAC-Straßenwacht bewährt*
- mot-*getestet* Ausg. 16/87 *„empfehlenswert"*
- *Umweltfreundlich*

**TESTEN SIE KOSTENLOS!**
*Sie erhalten eine Probepackung CW 1:100 gratis gegen Einsendung von DM 1,10 (in Briefmarken) für das Porto.*

Dr. O. K. Wack Chemie GmbH
**Bunsenstraße 6 · 8070 Ingolstadt**

Am Streit um den wahren Beuys offenbart sich das ganze Dilemma avantgardistischer Kunst heute: daß der Auflösungsimpuls gegen die Institution Kunst nämlich offenbar nur innerhalb dieser inszeniert werden kann. Auch die Avantgarde läßt sich fugenlos in die große Kulturshow integrieren. Das (leicht) veränderte Motto: Jeder ein Kulturtourist! Zu hoffen bleibt, daß in den Köpfen derer, die in dieser Landschaft unter Geiern die Reliquienhaufen bestaunen, auch eine Vorstellung von der Tragikomik der Situation und den sich dahinter verbergenden Widersprüchen entsteht.

Bremen EBERHARD SYRING

## Drohende Verödung

(Nr. 6/1988, SPIEGEL-Titel: Die Deutschen im Spielrausch)

Ich erlebe gerade, wie ein Freund in Spielhallen seine bürgerliche Existenz vernichtet und wohl endgültig im kriminellen Milieu landet. Unbeschreiblich deshalb meine Empörung, als ich im Sommer 1987 mit meinen Töchtern (9 und 11 Jahre) in einer Jugendherberge auf Norderney entdecken mußte, daß auch dort inzwischen an der Erzeugung künftiger Problemspieler verdient wird. Im Foyer: Spielautomaten. Hehrer Zweck: Die Einnahmen kommen der Jugendherbergsarbeit zugute. Dafür immerhin: Rauchen verboten!

Bramsche (Nieders.) DIETER DAUT

Nicht der Mutwille oder gar die Geldgier von Kommunalpolitikern, sondern die mangelhafte Rechtslage haben die Flut der Automatenhallen ermöglicht. Der Versuch der Stadt Herne zum Beispiel, meines Wahlkreises, durch einen entsprechenden Bebauungsplan das Erteilen weiterer Konzessionen unmöglich zu machen, wurde aufgrund der geltenden Gesetze durch das Oberverwaltungsgericht Münster vereitelt. Und daß sich in kurzer Zeit neunzig Abgeordnete der SPD aus allen Teilen der Bundesrepublik bereit fanden, den Antrag namentlich zu unterstützen, macht deutlich, daß die Bevölkerung und die Kommunalpolitiker in vielen Wahlkreisen dringend der Hilfe bedürfen und sich an ihre Abgeordneten wenden.

Westphal

Unser Antrag zielt darauf ab, den Kommunen die rechtlichen, fiskalischen und planerischen Instrumente an die Hand zu geben, deren überlegte und aufeinander abgestimmte Anwendung es ihnen erlauben würde, der Spielhallenflut als einer der Ursachen der drohenden Verödung unserer Innenstädte wirksam Einhalt zu gebieten. Schon Mitte der sechziger Jahre diagnostizierte Mitscherlich als ein Merkmal der „Unwirtlichkeit unserer Städte", daß „jede Anstrengung zur

kommunikationslosen Bedürfnisbefriedigung" unternommen werde. Was anders aber bieten die Automatenhallen, die als zahlungskräftige Mieter außerdem die oft alteingesessenen Geschäfte des Einzelhandels bedrohen, die den Innenstädten ihr typisches Gepräge geben? Auf Kommunal- und Landesebene erfährt unser Anliegen Unterstützung auch durch die CDU. Auf Bundesebene hingegen befleißigt sich die CDU einer breitgefächerten Verzögerungstaktik: Sie will offensichtlich einen weiteren Konflikt mit den Liberalen, die auch hier ihrer Ideologie des freien Spiels der Wirtschaftskräfte huldigen, vermeiden.

Bonn HEINZ WESTPHAL
Vizepräsident des Deutschen Bundestages

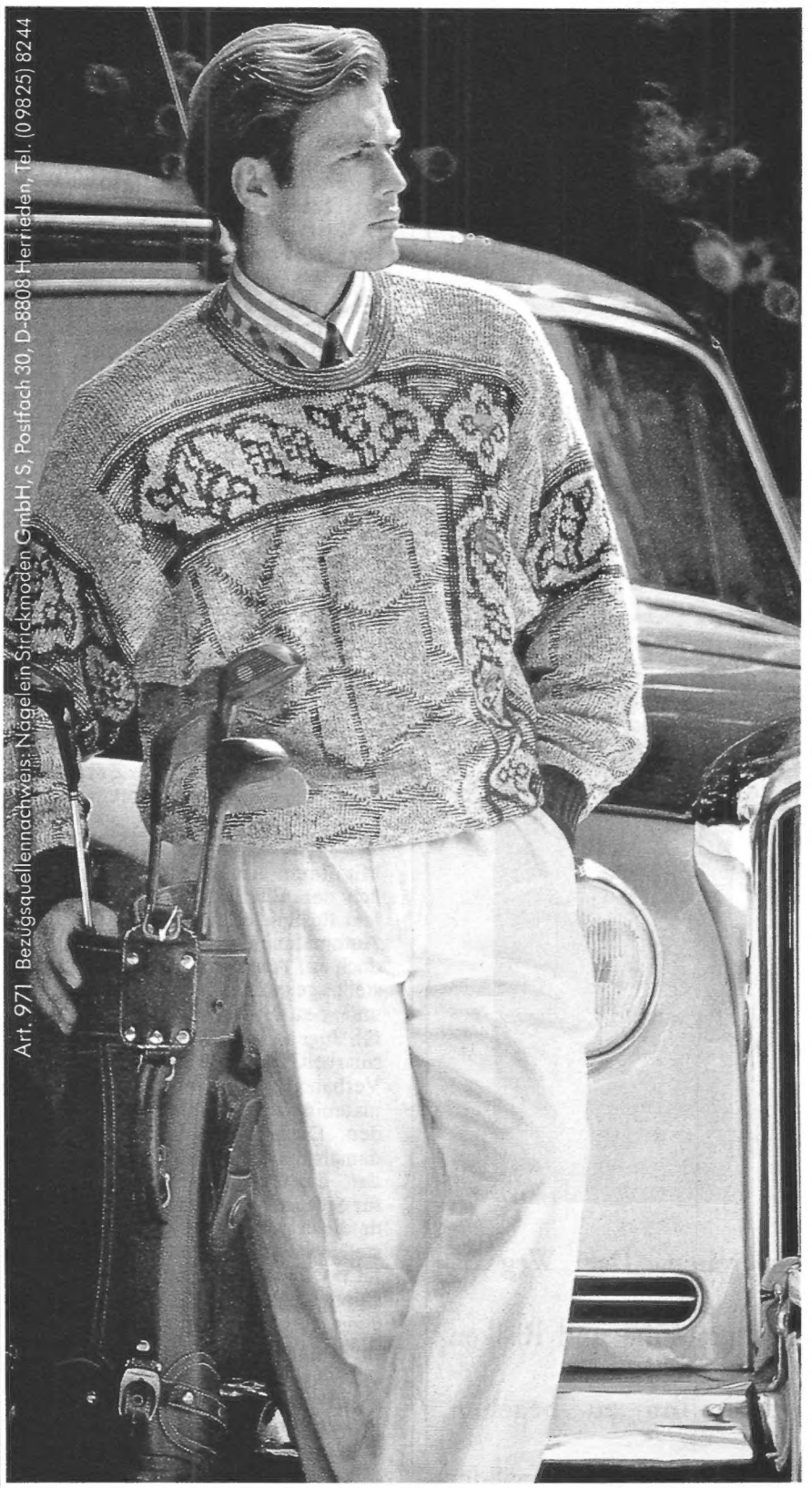
Das Lotteriegeschäft ist für uns kein Selbstzweck, sondern Dienstleistung für das Land Hessen und seine Entwicklung. So hat die Lotterie-Treuhandgesellschaft mbH Hessen in den vergangenen drei Jahren 396 Millionen Mark an Zweckerträgen für sportliche, kulturelle und soziale Zwecke erwirtschaftet, fast 75 Millionen Mark an den Landessportbund Hessen und 20 Millionen Mark an die Liga der Freien Wohlfahrtsverbände überwiesen sowie über 366 Millionen Mark in Form von Lotteriesteuer zum Landeshaushalt beigetragen. Schon richtig, wir betreiben das Spielgeschäft, wir nutzen die Instrumente des Marketing, aber es geht nicht um den Profit für das eigene Unternehmen, sondern um den Gewinn für das Land Hessen.

Wiesbaden FRITZ-HANS RÜCKEL
Lotterie-Treuhandgesellschaft mbH Hessen

Automatenindustrie und Aufsteller müßten eigentlich dankbar sein, daß Sie immer noch die Illusion nähren, man könne moderne elektronische Disc-Geldspielgeräte überlisten. Allerdings gebietet die Fairneß gegenüber dem Spieler, noch einmal deutlich zu betonen, daß dies spätestens seit Mitte Juli 1987 nicht mehr möglich ist. Im vergangenen Jahr wurden Automaten leergespielt, nachdem die Computerprogramme durch kriminelle Machenschaften bekanntgeworden waren. Davon war auch unser Gerät „Merkur Disc" betroffen, weil es mit über 40 000 produzierten Einheiten das erfolgreichste Geldspielgerät am Markt ist. Die Entwicklung eines absolut manipulationssicheren Steuerprogrammes und der Austausch sämtlicher Platinen innerhalb von 14 Tagen in den betroffenen Gerätetypen hat allen Manipulationsversuchen ein schnelles Ende bereitet.

Espelkamp (Nrdrh.-Westf.)
SIEGMUND KOLTHOFF
Unternehmensgruppe Gauselmann
Public Relations

*Auch in der vergangenen Woche spielte Jochen M. in Hamburg wieder an „Merkur Disc"-Geräten auf – die Automaten, so Jochen M., fielen „reihenweise tot von der Wand".* -Red.

WHEN PERSONALITY BECOMES STYLE
Carlo Colucci®

# Herausforderung, Tatkraft, Ausdauer.

Die Welt erobern und bewegen verlangt Arbeit und Mut. Man muß Grenzen suchen und überschreiten. Der Weg ist voller Mühe und Risiken, doch ihn zu begehen, lohnt sich immer wieder.

Carl Zeiss und Kyocera. Die Symbiose deutsch/japanischer Spitzentechnologie.

KYOCERA

CONTAX

Eine Welt für sich.


### „Mein Freund heißt ‚Disc'"

Leider vermisse ich in Ihrem Bericht den Tagesablauf eines „Verlierers". Zwar stellen Sie zwei „Gewinner" vor, doch die über 99 Prozent der Verlierer sind es, die das große Geld bringen. Hier, zur Ergänzung, mein Tagesverlauf, bevor ich im hiesigen LKH landete. Hier hoffe ich mit jeder Faser auf den Erfolg einer Therapie.

Um sieben Uhr verlasse ich die Wohnung (drei Monatsmieten plus Strom sind fällig, Räumungsklage läuft). Den ungefähr fünf Kilometer langen Weg zur Arbeit lege ich zu Fuß zurück, denn seit über einer Woche besitze ich keinen Pfennig mehr. Vor zwei Tagen habe ich das letzte Mal gegessen, der Magen knurrt nicht nur, er schmerzt. Während des einstündigen Fußmarsches werden im Geist alle Geldquellen „durchgescheckt". Ehefrau: Hat sich vor einem halben Jahr von mir getrennt. Freunde: Keine mehr da, weil bis zum „geht nicht mehr" leergepumpt. Verwandtschaft: siehe oben. Arbeitgeber: Hat bereits einen Vorschuß gegeben. Klamotten verkaufen: Nicht mehr da, alles schon gelaufen. Die Kollegen anpumpen? Zwei kriegen noch Geld, die anderen würden eh nichts geben. Also: Nochmal Vorschuß: Schwerer Gang zum Chef. Irgendwas von dicker Jahresrechnung erzählt. Es hat geklappt. Mit 500 Mark bin ich dabei. Jetzt nur nicht spielen. Lebensmittel auf dem Heimweg kaufen und Miete anbezahlen. Nur nicht spielen – nur nicht spielen . . . auf dem Heimweg komme ich an zwei Spielsalons vorbei, vor „Aldi" wird der dritte zum Schicksal. „Nur 50 Mark" ist der Eintrittsgedanke. Ein Rundblick. Mein Freund heißt jetzt „Disc". Er will nicht so recht, vielleicht schmeißt ja der daneben. Während ich Kaffee und Brötchen umsonst serviert bekomme, wechsele ich bereits den zweiten Hunderter. Keine Reflexion meines Tuns. Ab und zu eine „Serie"; aber längst läßt sich der Verlust nicht mehr ausgleichen. Um 24.30 Uhr geht der letzte Pfennig in den Schlitz. Noch nie hat ein Spielhallen-Angestellter zu mir ein mahnendes Wort gesagt. Nein, ich bin hier der King, jede Störung wird ferngehalten. Siehe Aushang: „Der Spieler möchte in Ruhe seinem Vergnügen nachgehen". Auf dem „Nachhauseweg" der rettende Gedanke, wie ich das Elend besiege: Ich werde mir die Pulsadern aufschneiden.

Mönchengladbach WILLI SIEBERT

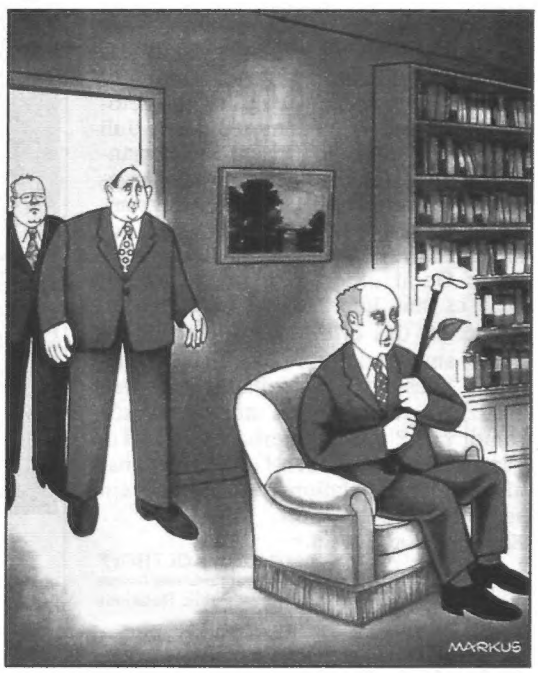
Mit Ihrem Artikel erwecken sie fälschlich den Eindruck, unser Therapieprojekt für Spieler diene den Interessen der Automatenindustrie. Das Projekt ist jedoch auf Anraten der Deutschen Hauptstelle gegen die Suchtgefahren (DHS) und des Bundesministeriums für Jugend, Familie und Gesundheit seit 1984 durch den Verband der Deutschen Automatenindustrie gefördert worden. Diese Förderung stellte damals die einzige Möglichkeit dar, das Behandlungsangebot für Spieler aufrechtzuerhalten, da die erforderlichen Personalstellen weder von der Universität noch von der Landes- oder Bundesregierung zur Verfügung gestellt werden konnten. Im übrigen läuft dieses Projekt unter vertraglich sorgfältig abgesicherter, völliger Unabhängigkeit von der Industrie. Unser ambulantes Therapieprogramm ist das einzige professionelle Behandlungsangebot für Spieler in der Bundesrepublik, dessen Wirksamkeit und positive Langzeiteffekte nachgewiesen sind.

Hamburg PROF. DR. IVER HAND
und Mitarbeiter
der Verhaltenstherapie-Ambulanz
der Psychiatrischen und Nervenklinik
des Universitätskrankenhauses
Hamburg-Eppendorf

### Noch überqualifiziert

(Nr. 6/1988, FDP: Lambsdorffs Chancen wachsen)

Hiermit bewerbe ich mich um den Parteivorsitz der FDP im Jahre 2040. Dann




Stern

**„Woher nimmt Lambsdorff eigentlich die Gewißheit, daß jetzt die Zeit für sein politisches Comeback gekommen ist?"**

# Bundesobligationen

Nominalzins 5,25%
Ausgabekurs 100,70%
Rendite 5,09%
Laufzeit 5 Jahre
Stand:26. 2. 1988

**Bundesobligationen geben Ihrer Mark mehr Gewicht.** Mit Bundesobligationen erwerben Sie ein Wertpapier mit festen Zinsen, marktgerechten Renditen und einer überschaubaren Laufzeit von 5 Jahren. Eine ertragreiche und vorteilhafte Geldanlage. Der Verkauf zum Börsenkurs ist jederzeit möglich. Neu ausgegebene Bundesobligationen bekommen Sie spesenfrei bei Banken, Sparkassen und Landeszentralbanken. Vom Informationsdienst für Bundeswertpapiere erhalten Sie ausführliche Informationen. Schreiben Sie oder rufen Sie an: Telefon (069) 777013. Die aktuellen Konditionen aller Bundeswertpapiere werden „rund um die Uhr" unter Telefon (069) 770571 angesagt.

Ausführliche Informationen über Bundesobligationen erhalten Sie vom Informationsdienst für Bundeswertpapiere, Postfach 900409, 6000 Frankfurt 90.

Name

Straße

PLZ/Ort

Soennecken sorgt im Büro systematisch für Übersicht. Mit einem umfassenden Sortiment rund um den Schreibtisch. Zum Schreiben und Beschreiben. Zum Ordnen, Heften und für den Computer. In hervorragender Qualität. Dazu kommmt noch, daß Sie unsere Produkte ausschließlich in ausgewählten Fachgeschäften finden. Das garantiert Ihnen beste Beratung, prompte Lieferung und erstklassigen Service.

SOENNECKEN. Qualität aus Tradition.

habe ich nämlich das ideale Alter eines Politikers erreicht. Ich verspreche Ihnen auch, bis dahin meine politische Meinung des öfteren zu ändern, mich des Vorwurfs der Bestechlichkeit auszusetzen und werde natürlich dafür sorgen, daß man mich wegen Steuerhinterziehung rechtskräftig verurteilt. Schließlich muß alles seine Ordnung haben, und wer ist schon dafür, daß sich etwas am Führungsstil der Partei ändert?

Werl (Nrdrh.-Westf.) MARCO PAULI

Herrn Möllemanns Einschätzung, daß die translegalen Aktivitäten des Grafen Lambsdorff kein Schwein mehr interessieren, ist zweifellos richtig, nur ist der Zusammenhang – die mögliche Wahl des Grafen zum Vorsitzenden der FDP –, in dem Herr Möllemann diesen Ausspruch tätigte, arg befremdlich: Hält Herr Möllemann die Delegierten des FDP-Parteitages oder alle FDP-Mitglieder oder gar die gesamten FDP-Wähler für Schweine? Demgegenüber ist die den Freidemokraten pauschal unterstellte Auffassung, Herr Lambsdorff sei aufgrund seiner gräflichen Verfehlungen „als Justizminister vielleicht nicht gerade vorzuzeigen", eindeutig falsch: In einem Staatswesen, in dem ein Herr Möllemann Bildungsminister werden kann, ist ein Graf Lambsdorff für den Posten des Justizministers nachgerade noch überqualifiziert.

Karlsruhe DR. PETER WESOLLEK

## Frei von Projekten

(Nr. 2/1988, trends)

Der SPIEGEL berichtete über die italienische Abgeordnete Ilona Staller und schreibt, die Banca Nazionale del Lavoro unterstütze Projekte dieser Dame. Unsere Bank hat mit der Finanzierung der Projekte von Frau Staller absolut nichts zu tun.

Frankfurt DR. ALESSANDRO ZUCCARO
Repräsentant für die Bundesrepublik Deutschland
der Banca Nazionale del Lavoro

## Konkret angesprochen

(Nr. 4/1988, Panorama: „Falle gewittert")

Bei seiner übereifrigen Suche nach angeblichen Fallen für Bundesaußenminister Genscher bei dessen Reise nach Polen ist der SPIEGEL selbst in die Falle geraten: Die Darstellung, CDU/CSU-Fraktionschef Alfred Dregger sei 1985 vor seiner Reise durch das Staats- und Verwaltungsgebiet der Volksrepublik Polen im Gegensatz zum Bundesaußenminister nicht „zu Kontakten mit den ‚Freundschaftskreisen' aufgefordert worden", kann überhaupt nicht zutreffen. Ohne spekulative Anstrengungen und durch einen Blick in den Kalender hätte auch der SPIEGEL erkennen können: Zum Zeitpunkt der Reise von Alfred Dregger hat der „Deutsche Freundschaftskreis" in Schlesien noch nicht existiert; Alfred Dregger hätte folglich auch nicht mit dessen Vertretern zusam-

mentreffen können. Diesen Sachverhalt hat das Büro des Fraktionsvorsitzenden dem Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, Dr. Sudhoff, am 8. Januar 1988 auf dessen Anfrage hin schriftlich mitgeteilt. In dem Schreiben ist auch dargelegt worden, daß Alfred Dregger während seiner Reise an verschiedenen Orten, insbesondere in Oberschlesien, von Deutschen angesprochen und zum Teil auch konkret um Hilfestellung bei Ausreise-Ersuchen gebeten worden ist.

Bonn — MICHAEL MAIWORM
Sprecher der CDU/CSU-Fraktion des Deutschen Bundestages

### Vom AA blockiert

(Nr. 5/1988, Rauschgift: Anti-Drogen-Polizisten als Diplomaten)

Während multinational operierende Verbrecherorganisationen den bundesdeutschen Markt mit Drogen zu Dumpingpreisen überschwemmen, die Anzahl der Rauschgifttoten und Rauschgiftsicherstellungen ständig ansteigt, Jugendliche schon auf Schulhöfen „angefixt" werden, blockiert das Auswärtige Amt, wie Ihr Artikel schildert, wichtige und längst überfällige Maßnahmen der Rauschgiftbekämpfung.

Vermutlich nur hier kann es sich Diplomat Schramm erlauben, die mit höchstem persönlichen Einsatz arbeitenden Kriminalbeamten mit Gestapo-Schergen zu vergleichen. Statt die Bekämpfung des „MOB" zur gemeinsamen Sache zu erklären, verschleißt man sich in Definitionsfragen und Kompetenzgerangel. Andere Staaten akkreditieren ihre Rauschgiftverbindungsbeamten ohne Vorbehalte an den Botschaften. Die Drogenbekämpfung braucht engagierte Kriminalbeamte, nicht „blaublütige Cocktailschwenker".

Wiesbaden — DR. MALPRICHT
Vorsitzender Bund Deutscher Kriminalbeamter, Verband Bundeskriminalamt

### Kleinkarierte Trottel?

(Nr. 5/1988, Mathematik: Wer falsch rechnet, wird besser benotet)

Was ist der Unterschied zwischen dem lieben Gott und dem Lehrer? Der liebe Gott kann alles und weiß alles, der Lehrer kann alles besser und weiß alles besser!

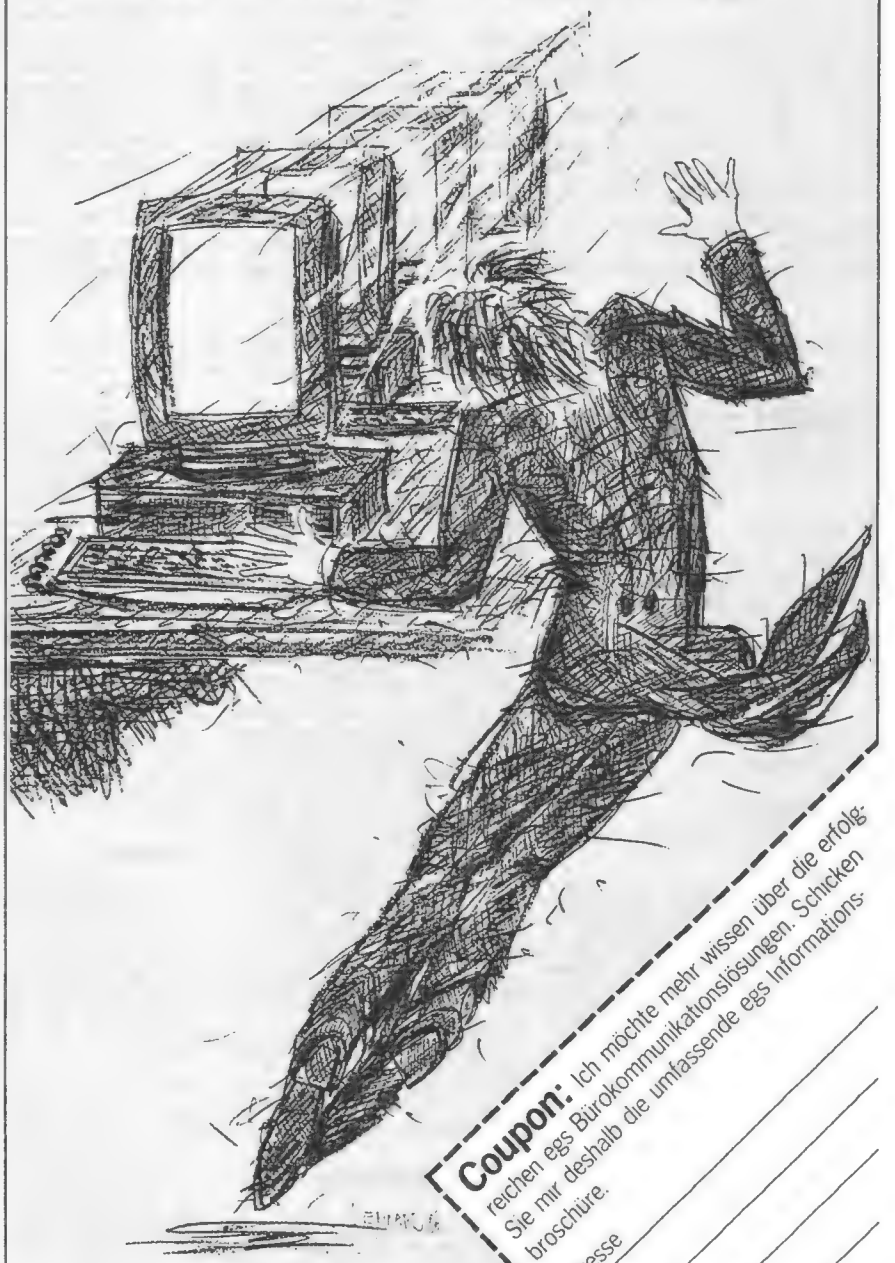
Reichenbach/Fils (Bad.-Württ.) — HARTMUT SCHMID

Als Mathematiklehrer kann ich die Vorgehensweise des Kollegen gerade noch verstehen, seine Uneinsichtigkeit jedoch nicht. Der Vorfall erinnert mich an einen ähnlichen Fall in Bayern beim Abitur 1984 im Leistungskurs Mathematik, nach dem Motto: 3 Bleistifte = 3 Bleistifte oder 4 Bleistifte.

München — ERHARD WEISS

Liest man den SPIEGEL-Text, ohne die Fakten selbst zu kennen, erscheint – vor allem unter Beachtung der Karikatur – der Lehrer einmal wieder als der ebenso


Vom Kommunikationsvorsprung zum Wettbewerbsvorsprung



Coupon: Ich möchte mehr wissen über die erfolgreichen egs Bürokommunikationslösungen. Schicken Sie mir deshalb die umfassende egs Informationsbroschüre.

Adresse

SP 9 88

HANNOVER MESSE CeBIT '88
16. – 23. MÄRZ 1988
Halle 1, Stand 7A6 / 7B5

Bürokommunikationslösungen vom deutschen Computerhersteller

egs

egs mbH · Steinhof 51 · D-4006 Erkrath 1 · Telefon 02 11 / 24 00 20

kleinkarierte wie rechthaberische Trottel der Nation. In Wahrheit haben beide „Parteien" – Lehrer und Schulaufsicht einerseits und der Vater andererseits – für ihre Position zwingende Argumente, nur wurde die didaktische Fragestellung nicht erkannt.

Der Lehrer legt seinem Unterricht offenbar ein rein mathematisches Modell (Wieviel Zinsen bringen 3645,98 DM zu 6,78 % in 48,7 Tagen?) zugrunde und sieht seine Aufgabe darin, seinen Schülern die mathematischen Fähigkeiten und Fertigkeiten, die zur Lösung derartiger Aufgaben notwendig sind, bis zur Perfektion zu vermitteln. Das ist völlig legitim, nur fehlt hier ein wichtiger Teil des Unterrichts. Die Schüler müssen nämlich auch lernen, daß sich die Banken um dieses rein mathematische Modell gar nicht kümmern, sondern ihrerseits ein Wertstellungsmodell zugrunde legen, d. h. in diesem Fall die tatsächliche, also die „mathematische" Laufzeit ziemlich willkürlich zu ihrem Vorteil verkürzen. Diese Tatsache, deren Legitimität übrigens erst kürzlich Gegenstand eines Gerichtsurteils war, beschreibt die Position des Vaters. Eine Diskussion dieses Vorgehens der Banken mit der Klasse bietet eine hervorragende Gelegenheit, einen anspruchsvollen Unterricht zu erteilen. Die Sequenz wäre dann abzuschließen mit einer Klassenarbeit, in der den Schülern durch Zugrundelegung beider Modelle innerhalb derselben Aufgabe die Gewinne deutlich werden, die den Banken auf diese Weise zuwachsen. Die Arbeit diente damit nicht nur dem Ausloten von Wissen, sondern führte zu überraschenden Erkenntnissen. Das ist lebensnaher Mathematikunterricht!

Essen PROF. DR. WALTER TWELLMANN
Universität Essen
Lehrstuhl für Schulpädagogik

Einer Teilauflage dieser SPIEGEL-Ausgabe ist ein Briefumschlag der Nordwestdeutschen Klassenlotterie, Hamburg, beigeklebt.

Einer Teilauflage dieser SPIEGEL-Ausgabe ist eine Postkarte der Firma Flötotto, Gütersloh, beigeklebt.

Die Redaktion des SPIEGEL behält sich vor, Leserbriefe gekürzt zu veröffentlichen

DER SPIEGEL
DAS DEUTSCHE NACHRICHTEN-MAGAZIN

2000 Hamburg 11
Postfach 110 420
Brandstwiete 19/Ost-West-Straße
Telephon (040) 3007-0, Telex 2 162 477, Telefax (040) 3007-247,
Telegramm Spiegelverlag
Postgiro-Kto. Hamburg Nr. 7137-200
BLZ 200 100 20

**HERAUSGEBER**
Rudolf Augstein

**CHEFREDAKTION**
Erich Böhme, Dr. Werner Funk

**REDAKTION**
Ariane Barth, Rolf Becker, Dieter Bednarz, Wolfram Bickerich, Ulrich Bieger, Wilhelm Bittorf, Peter Bölke, Jochen Bölsche, Dr. Hermann Bott, Stephan Burgdorff, Werner Dähnhardt, Werner Dageför, Dr. Thomas Darnstädt, Bernd Dörler, Dr. Martin Doerry, Adel S. Elias, Nikolaus von Festenberg, Dr. Michael Fischer, Uly Foerster, Klaus Franke, Angela Gatterburg, Hans Jakob Ginsburg, Henry Glass, Rudolf Glismann, Wolfgang Gust, Dr. Hans Halter, Werner Harenberg, Dietmar Hawranek, Manfred W. Hentschel, Ernst Hess, Heinz Höhne, Joachim Hoelzgen, Dr. Jürgen Hohmeyer, Siegesmund von Ilsemann, Ulrich Jaeger, Urs Jenny, Dr. Wolfgang Kaden, Dieter Kampe, Dr. Helfmuth Karasek, Klaus-Peter Kerbusk, Hans Werner Kilz, Dr. Walter Knips, Siegfried Kogelfranz, Klaus Kröger, Karl Heinz Krüger, Bernd Kühnl, Wulf Küster, Dr. Romain Leick, Heinz P. Lohfeldt, Andreas Lorenz, Armin Mahler, Dr. Wolfgang Malanowski, Hans Hermann Mans, Dr. Hans-Peter Martin, Gerhard Mauz, Dr. Renate Merklein, Fritjof Meyer, Rolf S. Müller, Bettina Musall, Hans-Georg Nachtweh, Irma Nelles, Dr. Renate Nimtz-Köster, Hans-Joachim Noack, Gunar Ortlepp, Stephan Paetow, Rainer Paul, Christoph Peck, Jürgen Petermann, Norbert F. Pötzl, Joachim Preuß, Günter Rau, Klaus Reinhardt, Dr. Rolf Rietzler, Dr. Gerd Rokkel, Kurt Röttgen, Valeska von Roques, Dr. Fritz Rumler, Marie-Luise Scherer, Peter Schille, Tom Schimmeck, Heiner Schimmöller, Arnd F. Schirmer, Hans Joachim Schöps, Bruno Schrep, Diethelm Schröder, Harald Schumann, Helmut Sorge, Lutz Spenneberg, Mareike Spiess-Hohnholz, Hans Gerhard Stephani, Hans-Wolfgang Sternsdorff, Günther Stockinger, Peter Stolle, Willy Theobald, Dr. Rainer Traub, Dieter G. Uentzelmann, Klaus Umbach, Hartmut Volz, Dr. Manfred Weber, Rainer Weber, Alfred Weinzierl, Sibylle Weischenberg, Erich Wiedemann, Dr. Harald Wieser, Dr. Dieter Wild, Helene Zuber

**REDAKTIONSVERTRETUNG BONN**
Winfried Didzoleit, Dr. Richard Kiessler, Dirk Koch, Jürgen Leinemann, Dr. Paul Lersch, Heiko Martens, Hartmut Palmer, Olaf Petersen, Hans-Jürgen Schlamp, Tina Stadlmayer, Alexander Szandar, Klaus Wirtgen, Dahlmannstraße 20, 53 Bonn, Tel. 26703-0, Telex 886 630

**REDAKTIONSVERTRETUNGEN DEUTSCHLAND**
Berlin (West): Wolfgang Bayer, Christian Habbe, Axel Jeschke, Kurfürstenstraße 72–74, 1 Berlin 30, Tel. 26 10 61, Telex 184 704 · Berlin (DDR): Ulrich Schwarz, Leninallee 175, 16–06, DDR-1156 Berlin, Tel. 372 10 75 und 375 41 44 · Düsseldorf: Georg Bönisch, Hans Leyendecker, Manfred Müller, Richard Rickelmann, Rudolf Wallraf, Immermannstraße 15, 4 Düsseldorf 1, Tel. 1 68 90-0, Telex 8 582 737 · Frankfurt a. M.: Peter Adam, Stefan Baron, Wolfgang Bittner, Ulrich Manz, Jürgen Scherzer, Oberlindau 80, 6 Frankfurt a. M., Tel. 71 71 81, Telex 413 009 · Hannover: Wolfgang Becker, Jürgen Hogrefe, Rathenaustraße 16, 3 Hannover, Tel. 32 69 39, Telex 922 320 · Karlsruhe: Rolf Lamprecht, Amalienstraße 25, 75 Karlsruhe 1, Tel. 225 14, Telex 7 825 471 · Kiel: Manfred Ertel, Dietrich Lachmund, Niemannsweg 18, 23 Kiel, Tel. 56 30 66, Telex 299 859 · Mainz: Wilfried Voigt, Rheinstraße 101, 65 Mainz, Tel. 23 24 40, Telex 4 187 507 · München: Heinz Höfl, Dr. Joachim Reimann, Michael Schmidt-Klingenberg, Stuntzstraße 16, 8 München 80, Tel. 470 10 54, Telex 522 501 · Stuttgart: Dinah Deckstein, Peter Stähle, Kriegsbergstraße 11, 7 Stuttgart, Tel. 22 15 31, Telex 722 673

**REDAKTIONSVERTRETUNGEN AUSLAND**
Athen: Kostas Tsatsaronis, Omirou 13, 10672 Athen, Tel. 363 6577 und 363 6737, Telex 215 418 · Basel: Jürg Bürgi, Spalenring 69, 4055 Basel, Tel. 22 63 63, Telex 825 391 · Brüssel: Marion Schreiber, Bd. Charlemagne 45, Residence Roncevaux, 1040 Brüssel, Tel. 230 6108 und 230 6217, Telex 25 294 · Kairo: Volkhard Windfuhr, 18, shari' El-Fawakeh, Muhandisin, Kairo, Tel. 71 22 10 und 70 40 15 · Kapstadt: Paul M. Schumacher, 4th Floor, Protea Assurance House, 31 Adderley Street, Kapstadt 8001, Tel. 45 57 57, Telex 520 393 und 524 955 · London: Hans Hielscher, Economist Building, 7th Floor, 25 St. James's Street, London SW 1 A 1 HA, Tel. 839 7666 und 930 1604, Telex 25 278 · Madrid: Elisabeth Guth, Marques de Cubas 12, Madrid 14, Tel. 429 8964, Telex 45 383 · Mexiko: Armin Wertz, Alfonso Caso 278–7 bis, Col. Tlacopac, 01040 Mexico, D. F., Tel. 550 1297, Telex 1 773 310 (Presseclub) · Moskau: Jörg R. Mettke, Krutizkij Val 3, Kw 36, Moskau, Tel. 274 00 09, Telex 413 288 · Neu-Delhi: Sri Prakash Sinha, 35 B Nizzamuddin East, Neu-Delhi, Tel. 61 97 33, Telex 3 162 469 · New York: Dr. Werner Meyer-Larsen, 516 Fifth Avenue, Penthouse, New York, N. Y. 10036, Tel. 221 7583, Telex 237 723 · Paris: Lutz Krusche, 17 Avenue Matignon, 75008 Paris, Tel. 4256 1211 und 4256 1972, Telex 650 086 · Peking: Dr. Stefan Simons, Qijiayuan 7. 2. 31, Peking, Tel. 532 3541, Telex 22 736 · Rio de Janeiro: Walter Tauber, Avenida São Sebastião, 157 Urca, 22291 Rio de Janeiro (RJ), Tel. 275 1204, Telex: 2 130 706 · Rom: Birgit Kraatz, Largo Chigi 9, 00187 Rom, Tel. 679 7522, Telex 622 257 · Stockholm: Hermann Orth, Scheelegatan 4, Stockholm, Tel. 50 82 41 · Tel Aviv: Henri Zoller, Harechesch Street 12, Tel Aviv (Afeka), Tel. 42 73 65, Telex 342 663 · Tokio: Dr. Tiziano Terzani, 3–31–9 Kamimeguro, Meguro-ku, Tokio, Tel. 791 8011 · Washington: Hans Hoyng, Dr. Martin Kilian, Suite 702, 1015 15th Street, N. W. Washington, D. C. 20 005, Tel. 347 5222, Telex 440 214 · Wien: Dr. Inge Cyrus, Telekygasse 13, 1190 Wien, Tel. 36 15 92 und 36 35 37, Telex 115 888

**ILLUSTRATION**
Martina Blume, Barbara Bocian, Ludger Bollen, Katrin Bollmann, Thomas Bonnie, Regine Braun, Manuela Cramer, Josef Csallos, Peter Nils Dorén, Volker Fensky, Rüdiger Heinrich, Karin Kahlisch, Ingeborg Molle, Ursula Morschhäuser, Walter Pomikalko, Monika Rick, Chris Riewerts, Manfred Schniedenharn, Frank Schumann, Karin Weinberg, Rainer Wörtmann, Jürgen Wulf, Monika Zucht

**SCHLUSSREDAKTION**
Rudolf Austenfeld, Horst Beckmann, Jens Eggers, Horst Engel, Hermann Harms, Rolf Jochum, Herbert Kanthack, Karl-Heinz Körner, Heinz Kohl, Inga Lembcke, Reimer Nagel, Andreas M. Peets, Wolfgang Polzin, Gero Richter-Rethwisch, Thomas Schäfer, Wilhelm Schöttker, Claus Schüler, Ingrid Seelig, Hans-Eckhard Segner, Hans-Jürgen Vogt, Holger Wolters, Peter Zobel

**VERANTWORTLICHER REDAKTEUR**
dieser Ausgabe für Panorama, Öffentlicher Dienst, SPIEGEL-Streitgespräch, Nato, DDR: Wolfram Bickerich; für Meinungsforschung: Wolfgang Harenberg; für Waterkantgate, Geheimdienste, Demonstrationen, Ostfriesland, Titelgeschichte, SPD Hessen, Atomenergie, Medizin: Jochen Bölsche; für Quellensteuer, Ruhrgebiet, Trends, Übernahmen, Warentest, Börsen: Dr. Wolfgang Kaden; für Serie: Manfred W. Hentschel; für Nahost, Geiger-Interview, Sowjet-Union, Gromyko, Österreich, Kennedy, Panorama Ausland, Ungarn, Frankreich, Zypern, USA: Dr. Romain Leick; für Autoindustrie, Kunst, Spectrum, Calgary, Ski Alpin, Trainer: Kurt Röttgen; für Rüstungstechnik, SPIEGEL-Essay, Mode: Rolf S. Müller; für Pop, Szene, Berlinale, Bücher, Bestseller, Fernseh-Vorausschau: Christoph Peck; für Fernsehen, SPIEGEL-Verlag/Hausmitteilung: Rolf Becker; für namentlich gezeichnete Beiträge: die Verfasser; für Briefe, Personalien, Register, Hohlspiegel, Rückspiegel: Ulrich Bieger; für Titelbild: Rainer Wörtmann (sämtlich Brandstwiete 19/Ost-West-Straße, 2000 Hamburg 11)

**DOKUMENTATION**
Jörg-Hinrich Ahrens, Werner Bartels, Sigrid Behrend, Dr. Jürgen Bruhn, Lisa Busch, Armin Dirks, Heinz Egleder, Dr. Herbert Enger, Johannes Erasmus, Wolfgang Fischer, Marianne Friedrichs, André Geicke, Ille von Gerstenbergk-Helldorff, Hartmut Heidler, Wolfgang Henkel, Gesa Höppner, Jürgen Holm, Christa von Holtzapfel, Joachim Immisch, Günter Johannes, Petra Kleinau, Sonny Krauspe, Hannes Lamp, Marie-Odile Jonot-Langheim, Ilse Lange-Henckel, Walter Lehmann, Michael Lindner, Leonore Lohse, Sigrid Lüttich, Roderich Maurer, Günther von Maydell, Rainer Mehl, Ulrich Meier, Wolfhart Müller, Christel Nath, Anneliese Neumann, Werner Nielsen, Paul Ostrop, Nora Peters, Peter Philipp, Ulrich Rambow, Anke Rashatasuvan, Dr. Mechthild Ripke, Hedwig Sander, Rolf-G. Schierhorn, Carl-Heinz Schlüter, Ekkehard Schmidt, Marianne Schüssler, Christel Schulz, Werner Siegert, Margret Spohn, Anja Stehmann, Monika Tänzer, Dr. Eckart Teichert, Jutta Temme, Dr. Iris Timpke-Hamel, Carsten Voigt, Ursula Vollmann, Horst Wachholz, Dieter Wessendorff, Andrea Wilkens, Georg Wöhner

Leitung: Karl-H. Schaper, Harald Schütz

**NACHRICHTENDIENSTE**
AP, dpa, Los Angeles Times/Washington Post, Newsweek, New York Times, Time

**SPIEGEL-VERLAG RUDOLF AUGSTEIN GMBH & CO. KG**
Büro des Herausgebers: Wolfgang Eisermann; verantwortlich für Anzeigen: Horst Görner; gültige Anzeigenpreisliste Nr. 42 vom 4. Januar 1988, Abonnementspreise (Normalpost, inklusive USt.): Inland sechs Monate DM 111,80, zwölf Monate DM 223,60. Normalpost Europa: sechs Monate DM 142,80, zwölf Monate DM 285,60; Seepost Übersee: sechs Monate DM 148,–, zwölf Monate DM 296,–; Luftpostpreise auf Anfrage. Abonnement-Service: Tel. (040) 30 07-445

Verlagsgeschäftsstellen: Düsseldorf: Immermannstraße 15, 4000 Düsseldorf, Tel. 16 89 0-0, Telex 8 382 737; Frankfurt a. M.: Oberlindau 80, 6000 Frankfurt a. M., Tel. 72 03 91, Telex 411 977; Hamburg: Brandstwiete 19, 2000 Hamburg 11, Tel. 3007-1, Telex 2 162 477; München: Stuntzstraße 16, 8000 München 80, Tel. 470 10 54, Telex 522 501; Stuttgart: Kriegsbergstraße 11, 7000 Stuttgart, Tel. 22 15 31, Telex 722 673

Druck: Druckhaus Ahrensburg, Ahrensburg bei Hamburg, und Darmstadt

**VERLAGSLEITUNG**
Helmut Wallbaum, Christian Wenger

**GESCHÄFTSFÜHRUNG**
Rudolf Augstein, Adolf Theobald

# Die Verlierer der Gesundheits-reform: die Alten.

*Wer alt ist und regelmäßig Medikamente benötigt, muß sie bekommen.* Bisher stellte unser Gesundheitssystem das sicher. Auch noch in Zukunft?

**Ab 1989 werden die Krankheiten teuer.**

*Viele Medikamente* sollen die Kassen *nicht mehr erstatten.* Darunter vor allem bewährte Arzneimittel gegen leichte Erkrankungen und Naturheilmittel. Gerade alte Menschen werden sich ihr regelmäßig benötigtes Medikament dann nicht leisten können.

**Gesundheit muß für alle erschwinglich bleiben.**

Die Gesundheitsreform darf weder auf dem Rücken der Alten noch der chronisch Kranken ausgetragen werden. Vier von fünf Patienten verdanken Gesundheit und Wohlbefinden Arzneimitteln. Wenn die Kassen nur noch wenige Medikamente erstatten, wird eine der *wichtigsten Grundlagen unserer Gesundheit zerstört.*

*Die wichtigsten Tatsachen zur geplanten Gesundheitsreform* und die Auswirkungen auf Ihre Gesundheit haben wir in einer Broschüre zusammengefaßt. Schicken Sie den ausgefüllten Coupon an den Bundesverband der Pharmazeutischen Industrie e.V., Karlstraße 21, 6000 Frankfurt am Main.

SPÖ2

Name

Straße

Ort

**Gesundheitsreform ja, aber nicht so.**

*An besseren Rezepten wollen wir mitarbeiten.*

**DIE DEUTSCHEN ARZNEIMITTELHERSTELLER.**

# Kanzler Kohl: Hilfe für das Privat-TV

Bundeskanzler Helmut Kohl mag gelegentlichen Ärger und Frust über ARD und ZDF nicht länger schlucken. Er will den Mediengewaltigen das Geschäft verderben und mit kräftigen Finanzspritzen sowie massiver technischer Hilfe zugunsten des privaten Rundfunks in den Wettbewerb mit den öffentlich-rechtlichen Anstalten eingreifen. Kohls Beauftragter für Medienpolitik, Staatssekretär Waldemar Schreckenberger, meldete in einem Vermerk für seinen Chef Handlungsbedarf an: „Eine weitere Expansion der öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten und die Schranken der rundfunkrechtlichen Regelungen engen den privaten Rundfunk derart ein, daß er auf Dauer nicht existenzfähig" ist.

Nach dem Ausfall des Fernsehsatelliten TV-Sat 1 komme den von der Post bereitgestellten zusätzlichen terrestrischen Frequenzen für lokale Sender erhöhte Bedeutung zu. Die Standorte müßten so gewählt werden, daß auf zwei zusätzlichen, über Ländergrenzen hinausreichenden Sendeketten auf den Kanälen 63 und 68 werbeträchtige Ballungsgebiete für bundesweite private Programme erschlossen werden könnten.

Die Bundesregierung verhandelt deswegen bereits mit den Streitkräften der USA und anderer Nato-Verbündeter über die Freigabe dieser zwei bislang militärisch genutzten terrestrischen TV-Frequenzen für den Kommerzfunk, der damit weitere sechs Millionen Haushalte bedienen könnte. Den Streitkräften sollen im Tausch dafür Glasfaserkabelnetze angeboten werden. Geschätzte Kosten für den Haushalt des Bundes: rund 300 Millionen Mark. „Sowohl die technischen als auch die finanziellen Probleme sind lösbar", schreibt Schreckenberger. Er hofft, daß die Verhandlungen im Sommer abgeschlossen sind.

**Chef Kohl, Staatssekretär Schreckenberger**

## Rüge für die Bahn

Der Bundesbahnvorstand verschwendet mit Duldung des Verkehrsministers Millionen, empören sich Parlamentarier im Rechnungsprüfungsausschuß. Anlaß sind kritische Bemerkungen des Bundesrechnungshofes über „hochgeschwindigkeitstaugliche Schienenfahrzeuge". Jahrelang habe der Bahnvorstand sich nicht einigen können, ob Hochgeschwindigkeitszüge zukünftig 200 oder 250 km/h fahren sollten. 1984 fiel die Entscheidung für die schnellere Version, aber bis Mai 1986 sei nichts passiert. Aufs Nichtstun folgte dann Hektik: Die Waggonbauer mußten übereilt planen und kalkulieren, die Aufträge gingen zum größten Teil ohne Ausschreibungen raus. Die Folge: Die Schnellzüge werden später als geplant einsatzbereit sein und werden statt 1,5 Milliarden gut 2 Milliarden Mark kosten. Mit den Stimmen der Regierungskoalition wurden jetzt Bahnchef Reiner Gohlke und Verkehrsminister Jürgen Warnke von den Abgeordneten für den 14. April vor den Rechnungsprüfungsausschuß zur Anhörung zitiert.

**Hochgeschwindigkeitszug ICE**

## Verschwiegener Verlust

In dem Hanauer Nuklearbetrieb Alkem sind 500 Gramm Plutonium verschwunden. Bei Inventurarbeiten, die bereits vergangenen Dezember begonnen hatten, stellten werksinterne Prüfer die entsprechende Diskrepanz zwischen Buchführung und tatsächlichem Bestand fest. Der Verlust wurde im chemischen Fertigungsbereich entdeckt, in dem Plutonium-Nitrat aus dem Kernforschungszentrum Karlsruhe zu pulverisiertem Plutonium-Oxid umgewandelt wird. Daß ein Pfund Plutonium fehlt, ist nach Angaben eines Alkem-Mitarbeiters den Aufsichtsbehörden verschwiegen worden, um „eine mögliche Stillegung zu verhindern". Die betriebsinternen Prüfer hätten, so die Information, noch Ende letzter Woche „fieberhaft nach dem verschwundenen Spaltstoff gesucht". Alkem-Sprecher Rainer Jend bestätigte am vergangenen Freitag auf Anfrage den Fehlbestand. Im chemischen Bereich, so Jend, seien „Reinigungsarbeiten im Gange", dabei werde sich „das Plutonium finden".

## Auf dem Prüfstand

Die Bundestagsfraktion der FDP ist besorgt über das Verhalten von Liberalen, allen voran Bundesaußenminister Hans-Dietrich Genscher, im Fall der „Colonia Dignidad" (CD); in dem von knapp 300 Deutschen bewohnten landwirtschaftlichen Gut in Chile herrschen Zustände wie in einem KZ. Erbost hat die Parlamentarier, daß zu der Anhörung des Bundestags-Unterausschusses für Menschenrechte am Montag voriger Woche kein FDP-Mann erschienen war. Burkhard Hirsch: „Eine Panne." Mehr noch irritiert die Freidemokraten, daß Außenminister Genscher in den Geruch geraten könnte, er kümmere sich nicht genug um die Menschenrechtsverletzungen in der deutschen Sektensiedlung. Im Mai 1977 hatte Genscher im Bundestag lediglich angekündigt, nachdem Meldungen über Folterungen und Freiheitsberaubung erschienen waren, er werde „selbstverständlich um Information bemüht" sein. Aber auch nach dem großangekündigten „Blow up" Genschers (SPIEGEL 50/1987) tat sich in Sachen CD nichts, auch dann nicht, als eine von ihm einberufene Untersuchungskommission von der Kolonie im Dezember vorigen Jahres gar nicht erst empfangen worden war. Angehörige von CD-Mitgliedern werfen Genschers Ministerium wiederum vor, ihre Bitt-Briefe seien entweder nicht oder nur hinhaltend beantwortet worden. Angekreidet wird dem Außenminister auch, daß sein Amt noch immer kein Ersuchen auf Auslieferung des Sektenführers Paul Schäfer bei der chilenischen Regierung gestellt hat. Besonders verärgert aber sind die Freidemokraten, daß Genscher nicht Druck auf seine früheren Chile-Botschafter Erich Strätling und Hermann Holzheimer ausgeübt hat. Die beiden Diplomaten, mit der Kolonie in den späten siebziger und frühen achtziger Jahren dienstlich befaßt, hatten sich, obwohl als Zeugen geladen, der Anhörung entzogen, ganz so, als hätten die Genscher-Botschafter etwas zu verbergen. Freidemokrat Gerhart Baum hat Parteifreund Genscher bereits gewarnt: „Sie müssen aufpassen, hier steht unsere Menschenrechtspolitik auf dem Prüfstand."

DER SPIEGEL
DAS DEUTSCHE NACHRICHTEN-MAGAZIN



# „Das vergiftet das Klima“

**Mit bundesweiten Warnstreiks forderten Tausende von Staatsdienern letzte Woche kürzere Arbeitszeiten. Sie werden wohl kommen, obwohl Innenminister Zimmermann sich noch sperrt. Ungewiß bleibt, ob damit Arbeitslosigkeit abgebaut werden kann und ob der Staat bereit ist, neue Arbeitsplätze zu schaffen. Die niedersächsische Finanzministerin Birgit Breuel zum Beispiel empfiehlt eine „Schlankheitskur“ im öffentlichen Dienst.**

Der Kanzler, das weiß man seit langem, hält nichts von kurzen Wochen. Noch am 16. Januar zählte der Regierungschef den Bürgern auf einer Parteiveranstaltung in Freiburg die wenigen geleisteten Arbeitsstunden und -tage vor und entdeckte immer „neue traurige Weltrekorde“.

Mit „mehr Freizeit“ sei die Zukunft nicht zu gewinnen, wetterte Kohl gegen „weitere Arbeitszeitverkürzungen“, insbesondere im öffentlichen Dienst. Damit lag er ganz auf seiner alten Linie von 1983, als er den Kampf der IG Metall um die 35-Stunden-Woche „dumm und töricht“ schimpfte.

Inzwischen sind zwar alle Experten einig, der Stundenabbau in der Metallbranche habe für 70 000 bis 80 000 neue Stellen gesorgt. Gelegentlich ist sogar Kohl stolz darauf, daß in seiner Amtszeit über 600 000 neue Jobs geschaffen wurden. Da die Zahl der jährlich geleisteten Arbeitsstunden stagniert, ist dies nur mit kürzeren Schichten und mehr Halbtagsstellen zu erklären.

Das hielt den Regierungschef bisher aber nicht von seinem festen Urteil ab. Verwundert nahm Monika Wulf-Mathies, Chefin der Gewerkschaft Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr (ÖTV), deshalb auf, daß Kohl sich in der letzten Zeit anders – nämlich gar nicht – einläßt. Selbst als in der vergangenen Woche 280 000 Gewerkschafter von Solingen bis Bottrop, von Köln bis Lübeck mit flächendeckenden Warnstreiks für stundenlange Verspätungen bei Bussen und Bahnen sorgten, blieb der Kanzler still. Öffentlich sagte er kein einziges Wort über die ÖTV-Forderung, in Betrieben und Verwaltungen neben einem Lohnzuschlag auch den Einstieg in die 35-Stunden-Woche zu erzwingen.

**Warnstreik im öffentlichen Dienst (in Stuttgart):** „Unverschämt, unerträglich“

Die Schweigsamkeit rührt nicht daher, daß er sich in der Lage seines Vor-Vorgängers im Kanzleramt Willy Brandt sähe, dessen Autorität durch einen wochenlangen Streik der Staatsbediensteten 1974 so geschwächt wurde, daß er wenige Monate später (nach der Enttarnung des Spions Guillaume) aufgab. Damals hatte Heinz Kluncker, Amtsvorgänger von Monika Wulf-Mathies, der Regierung zweistellige Lohnzuwächse – elf Prozent – abgepreßt.

Kohls Mangel an Beredsamkeit hat diesmal andere Gründe. Sein eigener Innenminister, Anführer von Bund, Ländern und Gemeinden im Tarifstreit mit der ÖTV, hat ihm gesteckt, ohne Zugeständnisse bei der Wochenarbeitszeit sei in diesem Jahr ein Abschluß nicht zu erreichen.

Zwar will Friedrich Zimmermann in der für Montag festgesetzten neuen Verhandlungsrunde noch einmal ordentlich auf den Putz hauen, die Warnstreiks als rechtlich fragwürdig verdammen und das Klima verhärten. Insgeheim aber ist der

tz, München

**„Und diese Sadisten von Arbeitgebern bleiben bei diesem Anblick fast ungerührt!"**

Minister präpariert, im Ritual des Tarifpokers am späten Dienstag ein Angebot zu machen, das über die bisherigen 1,3 Prozent hinausgeht – wenn es dann in die Taktik paßt.

Und dieses Angebot enthält auch eine „Arbeitszeitkomponente", zu deutsch: Eine Verkürzung der Arbeitszeit für die 2,8 Millionen Staatsdiener wird angeboten.

Monika Wulf-Mathies hat in der vergangenen Woche vor allem deshalb kriegerisch mit den Mülltonnendeckeln rasseln und Busse und Bahnen stoppen lassen, weil sie in den ersten Tarifbegegnungen der Runde '88 bei Zimmermann und seinen Mitstreitern, der niedersächsischen Finanzministerin Birgit Breuel (CDU) und dem Bochumer Oberstadtdirektor Herbert Jahofer (SPD), eine Fehleinschätzung zu erkennen glaubte: Die öffentlichen Arbeitgeber trauten der ÖTV-Chefin nicht zu, ihre Gefolgschaft zu mobilisieren. „Die Streikbereitschaft im Ruhrgebiet", so hatte Jahofer in trauter Arbeitgeberrunde behauptet, „ist gleich null."

**Warnstreik im öffentlichen Dienst (in Düsseldorf):** „Perfider Versuch"

Auch Birgit Breuel sah ihre Gegenspielerin wegen mangelnder Unterstützung der Gewerkschaftsbasis mit dem Rücken zur Wand. Deshalb hatten die öffentlichen Arbeitgeber sich zunächst auf eine strikte Abwehr jeglicher Arbeitszeitverkürzung verständigt – keine gute Basis für eine schnelle Einigung im Tarifstreit. Denn auch die Gewerkschaftschefin zeigte sich hart: ohne Einstieg in die 35-Stunden-Woche, der nach ihrer Ansicht neue Arbeitsplätze schafft, kein Abschluß. Frau Wulf-Mathies am vergangenen Freitag: „Die Arbeitgeber wären gut beraten, endlich ein vernünftiges Angebot vorzulegen."

Doch beide Seiten sind nicht so stark, wie sie tun, die Kompromißmöglichkeiten längst nicht ausgeschöpft.

Dabei sind die Arbeitgeber taktisch in ungünstiger Position. Verweigern sie ein Arbeitszeitangebot, erklärt die ÖTV die Verhandlungen für gescheitert. Dann muß Zimmermann in die Schlichtung gehen. Er weiß schon heute, daß die Schiedsrichter für eine

**Gewerkschaftschef Kluncker 1974**
Die Regierung erpreßt

**Regierungschef Brandt 1974**
Autorität verloren

kürzere Arbeitszeit plädieren werden.

Oberschlichter Hermann Höcherl, der schlitzohrige Ex-Innenminister der CSU, hat bereits 1983 seine Präferenz für eine solche Lösung bekundet und seither nicht davon gelassen. Einen neuen derartigen Schlichterspruch abzulehnen und dann einen Streik zu riskieren ist – das weiß Zimmermann – heikel, unpopulär und am Ende teuer.

Der Innenminister und seine Verbündeten haben sich deshalb entgegen eigenen Beteuerungen damit abgefunden, daß die Zahl von 40 Wochenarbeitsstunden aus den Tarifverträgen verschwindet. Sie konzentrieren sich darauf, den Beginn der Arbeitszeitverkürzung mit Hilfe eines Stufenplanes möglichst ins nächste Jahr zu schieben und den Lohnanstieg zu begrenzen.

Mit Bedacht, so ein Vertrauter des CSU-Ministers, habe das bisher einzige Angebot auf einen Lohnzuschlag von 1,3 Prozent gelautet. Das Signal heißt: Am Ende soll beim Lohnzuschlag nur eine eins vor dem Komma stehen, da ja auch die Preise im letzten Jahr nur um 0,2 Prozent gestiegen sind.

Das ist zwar nur Zweckpropaganda. Doch Zimmermanns Gegnerin weiß ebenfalls, daß sie nicht zu weit gehen kann: In einer Zeit steigender Arbeitslosigkeit und wachsender Probleme im Ruhrgebiet könnte ein Streik um Lohn ausgerechnet in der Branche mit den sichersten Arbeitsplätzen überall Unmut auslösen.

Konzentriert sich die ÖTV aber zu stark auf die Arbeitszeitverkürzung, kommt sie beim eigenen Anhang in Bedrängnis. Zwar haben die Mitglieder die Strategie der Vorsitzenden weitgehend akzeptiert, aber „ohne große Begeisterung" (ein Vorstandsmitglied). Je größer der Erfolg bei der Arbeitszeit ausfällt, desto geringer – das ist nun einmal die Konsequenz dieser Strategie – steigt das Einkommen.

Dabei kann Monika Wulf-Mathies nicht einmal garantieren, daß bei neuen Arbeitszeiten wirklich mehr Schaffner, Krankenschwestern oder Mitarbeiter in den Arbeitsämtern eingestellt werden. Schon bei früheren Arbeitszeitverkürzungen mußten viele Staatsdiener häufig mit unverändertem Arbeitsanfall und erhöhtem Leistungsdruck fertig werden.

Verbittert erkennt die ÖTV-Vorsitzende, wie unverfroren ihre Kontrahenten diese Schwäche ausnutzen. Wenn die ÖTV den Gemeinden tatsächlich Neueinstellungen in einigen Bereichen abpressen könne, hielt Jahofer der Gewerkschafterin vor, dann werde das den Arbeitslosen nichts nutzen. Dann müsse eben umgeschichtet werden, Beispiel Bochum: Dort würden dann vier von zwölf Hallenbädern geschlossen.

Die Botschaft an die Öffentlichkeit und an die Bediensteten ist klar: Wenn die Gewerkschaft für ihre Mitglieder – die mit den sicheren Arbeitsplätzen – etwas herausschlägt, so muß entweder der Bürger auf gewohnte Dienstleistungen verzichten, oder die Arbeitnehmer des öffentlichen Dienstes müssen härter arbeiten.

Das, so schimpfte Monika Wulf-Mathies, sei „unverschämt, unerträglich". Es sei der „perfide Versuch, die Beschäftigten gegeneinander zu hetzen, die Bürger gegen den öffentlichen Dienst auszuspielen". Die Gewerkschafterin: „Das vergiftet das Klima weit über den Tarifstreit hinaus."

Vor allem ärgert sich die Funktionärin, weil ihr die Gegenseite das Argument nicht abkauft, neue Arbeitsplätze kosteten nicht nur, sondern brächten auch Geld – etwa durch Einsparungen in der Arbeitslosen-Alimentierung und der Sozialhilfe. „Der Kampf gegen die Arbeitslosigkeit ist etwas, was bei denen nur in politischen Sonntagsreden vorkommt", glaubt die ÖTV-Chefin.

Die Sozialdemokraten etwa streiten derzeit – auch im SPIEGEL-Streitgespräch (Seite 21) – heftig um den Vorschlag ihres stellvertretenden Vorsitzenden Oskar Lafontaine, kürzere Arbeits-

**Tarif-Kontrahenten Zimmermann, Breuel, Wulf-Mathies:** „Politische Sonntagsreden"

zeiten künftig mit Einkommenseinbußen zu bezahlen. Der Entwurf für das neue CDU-Programm weist dem öffentlichen Dienst sogar ausdrücklich eine „Vorbildfunktion" zu.

In der Praxis will davon keiner etwas wissen. Die Christdemokraten Norbert Blüm, Arbeitsminister, und Heinrich Franke, Präsident der Bundesanstalt für Arbeit, appellieren zwar laut an die privaten Arbeitgeber, Überstunden abzubauen und Arbeitslose einzustellen. Bei Feuerwehr, Polizei, Krankenhäusern sowie Sozial- und Arbeitsämtern aber werden Überstunden gefahren wie verrückt.

In ihrem Programm-Entwurf spricht sich die Union auch für eine bessere Versorgung psychisch Kranker und den Ausbau der ambulanten sozialen Dienste aus. Dafür werden mehr Leute gebraucht.

Doch genau das will – zum Beispiel – Birgit Breuel, die Unterhändlerin aus der Union, auf keinen Fall: Ihr Ziel ist nach wie vor eine „Schlankheitskur" für den öffentlichen Dienst.

# „Die traditionellen Rollen aufbrechen"

SPIEGEL-Streitgespräch der Sozialdemokraten Oskar Lafontaine und Hermann Rappe über Arbeit und Einkommen

**Genossen Rappe, Lafontaine beim Streitgespräch*:** „In eine offene Gesellschaft rutschen"

SPIEGEL: In der Bundesrepublik gibt es 2,5 Millionen Arbeitslose. Im Ruhrgebiet bilden Metaller und Kumpel Menschenketten. Der öffentliche Dienst kämpft mit Warnstreiks für die 35-Stunden-Woche und höheren Lohn. Da plädieren Sie, Herr Lafontaine, für eine Arbeitszeitverkürzung ohne vollen Lohnausgleich. Was hat Sie geritten, dieses Gewerkschaftsprinzip mitten in der Tarifauseinandersetzung in Frage zu stellen?

*LAFONTAINE:* Ich sehe die steigenden Arbeitslosenzahlen. Der Produktivitätszuwachs ist nur einmal zu verteilen. Daher halte ich es für richtig, daß die, die im Arbeitsleben stehen, einen Solidarbeitrag leisten. Bei den unteren Einkommensgruppen muß am Lohnausgleich festgehalten werden. Wir haben aber im mittleren und oberen Bereich der Einkommen hinreichend Spielräume, um durch Nicht-Lohnausgleich Mittel freizubekommen, daß mehr Arbeitslose beschäftigt werden.

*RAPPE:* Ich sehe das etwas anders. Wir in den Gewerkschaften machen seit 1984 eine Tarifpolitik zwischen den beiden Schwerpunkten Geld und Zeit – mehr Arbeitszeitverkürzung heißt weniger Geld und umgekehrt. Aber Lohnausgleich muß sein, um erstens die Kaufkraft derer, die Arbeit haben, zu erhalten, und um zweitens Renten-, Kranken- und die Arbeitslosenkassen nicht ins Rutschen kommen zu lassen.

SPIEGEL: Stört Lafontaines Vorstoß die laufenden Tarifverhandlungen im öffentlichen Dienst?

*RAPPE:* Jetzt, zu diesem Zeitpunkt, ist das natürlich für eine Gewerkschaft, die verhandelt, eine Belastung.

*LAFONTAINE:* Aber wann soll man denn eine solche Diskussion führen? Doch nicht, wenn die Verträge abgeschlossen sind. Im übrigen: Ich bin Mitglied einer Gewerkschaft, ich bin Mitglied einer Partei, ich trage Verantwortung als Ministerpräsident. Ich bin also gefordert, mich zu einer Frage zu äußern, die eine wichtige Bedeutung hat für die Entwicklung der öffentlichen Haushalte und für die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit.

SPIEGEL: Auf Ihre Funktion als öffentlicher Arbeitgeber hat Ihr Parteichef Hans-Jochen Vogel ja verwiesen – und hinzugefügt, *er* stünde im Zweifel auf seiten der Arbeitnehmer.

*LAFONTAINE:* Ich auch. Und ich wäre mal gespannt auf die Antwort der ÖTV, wenn die öffentlichen Arbeitgeber der ÖTV anböten: jawohl, eine kräftige Arbeitszeitverkürzung, Lohnausgleich für die unteren Gruppen, oben kein Lohnausgleich, und dafür stellen wir soundsoviel tausend Leute ein.

SPIEGEL: Herr Rappe, läßt sich das, was im öffentlichen Dienst funktionieren mag, auf die gewerbliche Wirtschaft übertragen?

*RAPPE:* Mein Eindruck ist, daß die Diskussion am falschen Ende begonnen wurde.

SPIEGEL: Von Lafontaine?

*RAPPE:* Ja, von ihm und anderen. Die Gewerkschaften haben zwischen Zeit und Geld genau verteilt. Jetzt brauchen wir eine gesamtgesellschaftliche Verabredung unter verschiedenen Partnern. Zuallererst: Die Bundesregierung muß eine andere Steuerreform-Konzeption auf den Tisch legen – nicht mehr Geld für die oberen Einkommensschichten, sondern für die Städte und Gemeinden, damit diese durch Infrastrukturmaßnahmen mehr Menschen in Arbeit bringen können. Der zweite Punkt: Es muß eine Einstellungsoffensive der Unternehmer geben, zu der die Gewerkschaften beitragen können, etwa durch längere Laufzeiten von Lohnabschlüssen. Auch die Beamten müssen nun endlich ihren Teil leisten, etwa in Form eines Arbeitsmarktbeitrages.

*LAFONTAINE:* Praktisch wäre dies auch eine Einkommensminderung der Beamten, jedenfalls kein Lohnausgleich.

*RAPPE:* Das wäre eine Folge. Ich würde auch darüber reden, ob man für eine Zeit auf Rentenerhöhung verzichtet, um mit diesem eingesparten Geld

* Das Gespräch moderierten die SPIEGEL-Redakteure Olaf Petersen und Klaus Wirtgen.

**Frauenarbeit im Haushalt**
„Viele Diskussionen enden mit dem Satz . . .

eine Frühverrentung älterer Arbeitnehmer zu bezahlen. Nur glaube ich, daß Oskar Lafontaines Ansatzpunkt, allein beim Lohnausgleich einen Solidarbeitrag zu verlangen, nicht geht. Es muß ein Paket geschnürt werden.

*LAFONTAINE:* Ich sehe hier Schwierigkeiten der Gewerkschaften, die man fairerweise zur Kenntnis nehmen muß. Sie vertreten zunächst ihre Mitglieder, und das sind in der Regel diejenigen, die Arbeit haben. Die Gewerkschaften kämen in große Schwierigkeiten, wenn sie für eine starke Arbeitszeitverkürzung gestaffelt auf Lohnausgleich verzichten würden und die Arbeitgeber das Angebot dagegensetzen: keine Arbeitszeitverkürzung, aber Reallohnsteigerung.

Im übrigen hat die Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft schon vorgeschlagen, für mittlere und höhere Beamtengruppen auf Gehaltserhöhungen zu verzichten und dafür stärker Arbeitszeit zu verkürzen, um Freiräume zu schaffen für Mehreinstellungen, also Arbeitszeitverkürzung ohne Reallohnausgleich. Die ist beschlossen bei der GEW . . .

SPIEGEL: . . . die eine Gewerkschaft des öffentlichen Dienstes ist.

*LAFONTAINE:* Aber auch der IG-Metall-Vorsitzende Franz Steinkühler hat immerhin gesagt, bei Einkommen ab 8000 Mark fände er meine Vorschläge akzeptabel, und er hat gleichzeitig darauf hingewiesen, daß . . .

SPIEGEL: . . . Ihr Vorstoß insgesamt „töricht" sei.

*LAFONTAINE:* . . . er hypothetisch mit den Unternehmern schon einmal darüber gesprochen habe. Und da Franz Steinkühler keine „törichten" Gespräche führt, gehe ich davon aus, daß auch er sehr wohl die Notwendigkeit erkennt, darüber nachzudenken, ob nicht die Solidarbeiträge stärker sein müssen. Schließlich ist auch der von vielen Gewerkschaften lange Zeit vertretene Vorruhestand keine Arbeitszeitverkürzung mit Lohnausgleich.

*RAPPE:* Vorruhestand bringt mit sich, daß der, der davon Gebrauch gemacht hat, natürlich nicht mehr arbeitet. Er ist dann bei 90 Prozent seines letzten Netto-Einkommens gelandet. Der Vorschlag, den du jetzt machst, zielt natürlich auf die, die weiterhin erwerbstätig bleiben. Da liegt der Hase im Pfeffer. Und deshalb kriegst du nicht unseren Beifall.

*LAFONTAINE:* Ich verstehe das. Aber ich kann meine Argumente in

**Angebote für Erwerbsarbeit**
. . . ich bringe das Geld nach Hause"

der These zusammenfassen: Die Frage, ob es Arbeitszeitverkürzung ohne vollen Lohnausgleich gibt, ist für die Arbeitslosen längst beantwortet. Die werden auf Arbeitszeit Null gesetzt und haben keinen vollen Lohnausgleich. Und von denen gibt es zu viele. Das heißt: Die Verteilung der Arbeit und der Einkommen ist die eigentliche Frage. Wir brauchen einen stärkeren strukturellen Eingriff, weil all unsere beschäftigungspolitischen Rezepte in der Vergangenheit sich als höchst unzureichend erwiesen haben, übrigens auch die Tarifpolitik. *Hier* liegt der Hase im Pfeffer.

*RAPPE:* Bist du wirklich der Meinung, daß Tarifpolitik die Arbeitslosigkeit beseitigen kann? Tarifpolitik kann von der Größenordnung her nur als *ein* Hebel wirken, und den haben wir ja auch eingesetzt seit 1984. Das Ergebnis sind etwa 260 000 Arbeitsplätze aus den unterschiedlichen Formen der Arbeitszeitverkürzung. Das ist natürlich immer noch zuwenig. Diese Schwäche nun allein den Arbeitnehmern und deren tarifpolitischen Entscheidungen anzulasten, ist undenkbar und wird mit keiner Gewerkschaft im DGB gehen. Damit wird die SPD auch Schwierigkeiten haben. Sie ist ja auch im Grunde nicht dieser Meinung.

*LAFONTAINE:* Es ist nicht zu bestreiten, daß derjenige, der die Bedingungen und die Kosten der Arbeit festlegt, auch etwas darüber aussagt, wie viele Leute beschäftigt werden können. Das heißt: eine Verantwortung der Tarifvertragsparteien auch für die Höhe der Arbeitslosigkeit – das behaupte ich.

*RAPPE:* Dieser Auffassung bin ich nicht. Arbeitslosigkeit hat schließlich auch viel mit mangelnder Qualifikation zu tun. Wenn deine These richtig ist, heißt das ja wohl, es kann Arbeit in Industrie, Handwerk und Gewerbe geschaffen werden. Dies bezweifle ich angesichts der technologischen Entwicklung. Aber Arbeit kann geschaffen werden – auch mit Blick auf die Struktur der Arbeitslosen – im Bereich des öffentlichen Dienstes. Das heißt: Der zentrale Punkt bleibt die Verteilung der Staatseinnahmen und nichts anderes.

*LAFONTAINE:* Wir können im öffentlichen Dienst etwas tun. Ich bin aber der Meinung, daß es solche Spielräume auch in der Privatwirtschaft gibt. Man kann natürlich durch eine, jetzt sage ich mal: maßvolle Tarifpolitik den Rationalisierungsdruck geringer gestalten, als wenn man eine, jetzt sage ich mal: aggressive Tarifpolitik macht.

*RAPPE:* Da möchte ich doch feststellen, daß die Tarifpolitik spätestens seit 1984 betrieben wird mit Blick auf die gesamtwirtschaftliche Lage und eine wirklich maßvolle Tarifpolitik war.

SPIEGEL: Herr Lafontaine, Sie fordern für die laufende Programmdiskussion von Ihrer SPD eine völlige Neubewertung der Arbeit: Unbezahlte, aber gesellschaftlich unverzichtbare Arbeit – etwa die in der Familie oder in der Weiterbildung – sollte aufgewertet werden. Wollen Sie damit die Arbeitslosigkeit wegdefinieren?

*LAFONTAINE:* Das wäre zu platt. Aber schon bei der Verwendung des Wortes Arbeitslosigkeit muß man eben unterscheiden zwischen Erwerbsarbeit

und nichtbezahlter Arbeit. Die Hausfrau ist im Sinne dieses Arbeitsbegriffes arbeitslos; aber wer die Praxis in den Familien kennt, weiß, daß dort sehr viel gearbeitet wird. Das Ganze sehe ich an unter dem Stichwort der sozialen Gerechtigkeit. Ich kann mich nicht damit abfinden, daß eine wichtige gesellschaftliche Arbeit gewissermaßen als Arbeit zweiter Wahl behandelt wird. Auch der Gleichstellung von Frauen und Männern kommen wir tatsächlich erst näher, wenn Familienarbeit und Erwerbsarbeit miteinander vereinbar sind.

*RAPPE:* Ich bin bei diesen etwas mehr philosophischen Betrachtungen zum Stellenwert der Arbeit anderer Meinung. Das wird noch ein schwieriger Diskussionsprozeß in der SPD-Programmkommission. Wir haben im Irseer Entwurf die erwerbsorientierte Arbeit ganz klar in den Mittelpunkt gerückt.

*RAPPE:* Meine Strategie ist genau gegenteilig: Wir müssen die vorhandene informelle, außerhalb des erwerbsorientierten Spektrums liegende Arbeit in die erwerbsorientierte Arbeit ziehen, zum Beispiel, um Frauen-Arbeitsplätze zu schaffen.

*LAFONTAINE:* Auch ich will keine Beschäftigungsverhältnisse ohne soziale Sicherung. Aber es ist nach wie vor ungelöst, wie man die sogenannte Familienarbeit verbinden kann mit der Erwerbsarbeit. Das geht nur, wenn wir die Arbeitsstrukturen ändern. Daher fordert die Arbeitsgemeinschaft Sozialdemokratischer Frauen (ASF) den Sechs-Stunden-Tag.

*RAPPE:* Das wird die Arbeitgeber übrigens ungemein erfreuen, weil sie dann eine Arbeitszeitverkürzung ohne Lohnausgleich kriegen; daraus machen die Unternehmer zwei Jobs, dann haben

**IG-Metall-Chef Steinkühler:** „Bei Einkommen ab 8000 Mark akzeptabel"

Das muß auch so sein, denn von der Erwerbsarbeit hängt die soziale Sicherheit ab. Deshalb muß es um die Vermehrung sozialversicherter Arbeit gehen und nicht um deren Verringerung. Der überragende Stellenwert der Erwerbsarbeit kann von uns überhaupt nicht in Frage gestellt werden.

*LAFONTAINE:* Die lange Fixierung auf die Erwerbsarbeit ist historisch bedingt und verständlich. Aber als die Beschäftigung der Arbeiterbewegung mit der Erwerbsarbeit begann, hatten wir noch die 80-Stunden-Woche. Wir nähern uns heute im Produktionsbereich der 35-Stunden-Woche, und wahrscheinlich geht der Prozeß weiter. Das heißt: Der Mensch verbringt immer mehr Zeit außerhalb der Erwerbsarbeit. Da Politik den Anspruch hat, sich den Problemen der gesamten Gesellschaft zu stellen, wird sie in immer stärkerer Form gefordet, sich mit der Freizeit zu beschäftigen, also auch mit der nichtbezahlten Arbeit.

sie zusammen eine Zwölf-Stunden-Schicht und die seit langem angestrebte bessere Ausnutzung der Aggregate und Maschinen.

*LAFONTAINE:* Moment, Moment! Die ASF zielt darauf ab, Berufswelt und Familie miteinander vereinbar zu machen, nicht darauf, den Anteil an Schichtarbeit zu erhöhen. Mann und Frau sollen frei sein in der Entscheidung, sich an der Erwerbsarbeit und an der Familienarbeit zu beteiligen. Der erste Schritt ist aber sicher – und ich glaube, da stimmen wir überein –, möglichst viele Erwerbsarbeitsplätze zu schaffen, Frauen und Männern den Zugang zu qualifizierter Arbeit zu öffnen . . .

*RAPPE:* Jawohl.

*LAFONTAINE:* . . . und die Arbeitszeit so zu gestalten, daß Familienarbeit aber dennoch leistbar ist, und zwar für beide. Ob wir auch hier übereinstimmen?

*RAPPE:* Also hier fängt dein philosophisch dünnes Eis an. Du glaubst offenbar, über den Stellenwert von erwerbs- oder nichterwerbsorientierter Arbeit die Partnerschaftsprobleme in der Familie lösen zu können. Das geht nun bei Gott nicht!

*LAFONTAINE:* Hier sind wir verschiedener Auffassung. Das geht.

*RAPPE:* Das hätte gerade noch gefehlt, daß wir auf erwerbsorientierte Arbeit verzichten, damit die Partnerschaftsdiskussion der ASF weitergehen kann. Das kann doch nicht wahr sein!

*LAFONTAINE:* Es gibt doch die ungezählten Diskussionen in der Familie, die mit dem Satz enden: Ich bringe schließlich das Geld nach Hause. Schon Simone de Beauvoir hat gesagt: Die Selbständigkeit beginnt beim Portemonnaie. Deshalb müssen wir, ob wir es wollen oder nicht, die traditionellen Rollen bei der Verteilung zwischen Erwerbsarbeit und Familienarbeit aufbrechen, wenn wir nicht den Begriff der Gleichheit aufgeben wollen.

*RAPPE:* Ich will doch nicht die kaputte Familie. Mein strategischer Ansatz ist: Wie kann man die Bedingungen für die arbeitenden Frauen verbessern, und wie kann man erreichen, daß mehr Frauen in die Arbeitswelt kommen?

*LAFONTAINE:* Warum eigentlich?

*RAPPE:* Weil die Frauen erwerbsorientierte Arbeit wollen.

*LAFONTAINE:* Sie wollen es, um selbständiger zu sein.

*RAPPE:* Natürlich.

*LAFONTAINE:* Und deshalb wollen sie die Arbeit so organisiert haben, daß sie noch in der Lage sind, ihre Familienarbeit zu leisten, daß aber auch die Männer sich mehr als bisher an der Familienarbeit beteiligen können.

*RAPPE:* Also, Oskar, es ist wunderschön, wie du mich überzeugen willst. Aber ich glaube nicht, daß man durch Arbeitsorganisation das partnerschaftliche Verhalten beeinflussen kann.

*LAFONTAINE:* Doch.

SPIEGEL: Sie, Herr Lafontaine, plädieren für eine staatlich finanzierte Grundsicherung für alle, damit jene, die – etwa in der Familie – ohne Lohn arbeiten, von den Beziehern von Arbeitseinkommen nicht länger getrennt sind.

*LAFONTAINE:* Wir werden wahrscheinlich in absehbarer Zeit nicht zu dem Idealzustand kommen, so viele Erwerbsarbeitsplätze zur Verfügung zu haben, daß Frau und Mann frei entscheiden können, ob und in welchem Umfang sie Erwerbsarbeit nachgehen wollen. Deswegen plädiere ich dafür, daß unsere Gesellschaft angesichts des Reichtums, den sie erarbeitet hat, einen Schritt weitergeht und die Sozial- oder die Arbeitslosenhilfe zu einer Grundsicherung ausbaut.

*RAPPE:* Die Sozialhilfe deckt Notlagen in bestimmten Ausnahmefällen ab,

ist aber kein Ersatz für Arbeit und soziale Sicherung. Ich bin für den schrittweisen Ausbau einer Grundsicherung, die aus einer Hand gezahlt werden sollte, aber sie darf kein Prinzip begründen, leistungsloses Einkommen schaffen zu wollen.

SPIEGEL: Lafontaine will eine gesellschaftliche Gleichstellung zwischen Erwerbstätigen und Nichterwerbstätigen.

*RAPPE:* Genau diese Variante kann ich nicht mitmachen.

*LAFONTAINE:* Dem Prinzip, daß die sozialen Sicherungssysteme orientiert sein müssen an der Erwerbsarbeit, kann ich zustimmen. Ich muß aber darauf verweisen, daß wir im großen Umfang bei den sozialen Transferleistungen dieses Prinzip verlassen. Ich nehme jetzt auch einmal die von der EG beschlossenen leistungslosen Einkommen an Landwirte. Die arbeiten ja nicht mehr nach der alten Definition.

*RAPPE:* Nein, Oskar, es ist auch nur Überbrückung einer bestimmten Situation, bis man möglicherweise wieder die marktgerechte Produktionsmenge in der Landwirtschaft hat. Es ist in diesem Fall wirklich eine Überbrückung.

*LAFONTAINE:* Da wir immer in einer Gesellschaft leben, die sich in einem strukturellen Wandel befindet, werden wir immer solche Bereiche in unserer Gesellschaft haben, die nicht ausreichend sozial gesichert sind. Für diese gesellschaftlichen Gruppen verlange ich die Grundsicherung, nicht für die, die noch im Erwerbsleben stehen, das wäre ja albern und nicht bezahlbar. Die Grundsicherung wird immer nur den Bereich erfassen, der nicht in der Erwerbsarbeit organisiert ist.

SPIEGEL: Also nur ein anderer Name für Sozialhilfe?

*LAFONTAINE:* Nein. Sie soll so hoch sein, daß der Rentner und der Arbeitslose nicht zum Sozialamt gehen muß.

*RAPPE:* Ich habe damit Probleme, weil du die Diskussion um nichterwerbsorientierte Arbeit in Verbindung bringst mit diesen Überlegungen der Grundsicherung. Da wird's nebulös.

*LAFONTAINE:* Du willst es nur für die Renten gelten lassen?

*RAPPE:* Ich kann das nur für die Renten anerkennen.

*LAFONTAINE:* Für die Arbeitslosenhilfe nicht?

*RAPPE:* Natürlich für die Arbeitslosenhilfe, weil die ja gearbeitet haben. Aber ich habe immer den Eindruck, daß deine Vorstellungen auf Kosten des Stellenwerts der erwerbsorientierten Arbeit gehen. Da wird's schlimm.

*LAFONTAINE:* Letztendlich fließen alle Transferzahlungen, ob Sozial- oder Arbeitslosenhilfe, aus der Quelle Erwerbsarbeit. Nun stellt sich die Frage: Ist es zulässig, soziale Sicherungssysteme einzuführen, die nicht rechnerisch an die Erwerbsarbeit gekoppelt sind? Die Frage ist längst beantwortet. Wir tun das im großen Umfang; fragt sich nur, in welchem Umfang wir es finanzieren können.

*RAPPE:* Da liegt unser Dissens. Ich bin gegen das Prinzip.

*LAFONTAINE:* Ich möchte über die Grundsicherung und durch intensivere Weiterbildung erreichen, daß auch derjenige, der, obwohl im Erwerbsleben, gerade nicht im Produktionsprozeß verlangt wird, der keine bezahlte Arbeit findet, eine auf einem allgemeinen gesellschaftlichen Konsens beruhende Existenz führt, nicht sozial geächtet oder diskriminiert wird, wie es viele Arbeitslose heute erleben.

*RAPPE:* Ich lege da eine andere Elle an. Wer in Ausbildung ist, der wird hoffentlich Arbeit anstreben. Wenn er sie bekommt und dann arbeitslos wird, dann kriegt er Arbeitslosenunterstützung. Die muß hoch genug sein. Aber es kreist alles um den Punkt, ob erwerbsorientierte Arbeit die Grundlage ist oder nicht.

Frankfurter Allgemeine Zeitung

*LAFONTAINE:* Meine Beispiele zeigen aber doch, daß der Arbeitsbegriff, wenn er sich reduziert auf bezahlte Arbeit, zu eng gefaßt ist.

*RAPPE:* Das glaube ich nicht. Man kommt ins Rutschen, wenn man ihn weiter faßt.

*LAFONTAINE:* Wir sollen ja rutschen, hin zu einer offenen Gesellschaft.

*RAPPE:* Das klingt zwar gut, doch ich kann damit wenig anfangen. Auch du sagst, letztlich müsse alles aus der Erwerbsarbeit bezahlt werden. Wo kein Lohn oder Gehalt bezahlt wird, da ist auch nichts zu holen, weder an Steuern noch an Sozialversicherungsbeiträgen. Deswegen bin ich dafür, daß zur Sicherung des Sozialstaates über mehr erwerbstätige Arbeit und nicht über das andere nachgedacht wird.

*LAFONTAINE:* Was machen wir, wenn's nicht geht?

*RAPPE:* Natürlich geht es, wenn man will.

*LAFONTAINE:* Ich habe aber Zweifel, daß es uns gelingen wird, auf der Grundlage der jetzigen Organisation unserer Gesellschaft die Arbeitslosigkeit in den nächsten Jahren spürbar abzubauen.

*RAPPE:* Dieser konservativen Grundauffassung widerspreche ich. Der Staat kann sehr wohl helfen, die Arbeitslosigkeit abzubauen. Die Bundesregierung müßte nur auf diese Steuerreform verzichten und dafür Jobs im öffentlichen Dienst anbieten. Das würde jedem Ministerpräsidenten und jedem Bürgermeister helfen. Statt dessen läßt die Regierung den Sozialstaat veröden. Ich will mehr Arbeit im öffentlichen Dienst. Das ist für mich auch ein Stück Lebensqualität.

*LAFONTAINE:* Aber wenn wir mehr Arbeit nicht erreichen, haben wir gleichwohl die Pflicht, für diejenigen, die keine Arbeit bekommen, Lösungen zu finden. Wir können sie nicht auf mehr Arbeit am Sankt-Nimmerleins-Tag vertrösten. Sie wollen heute und jetzt leben, also müssen wir heute und jetzt auch ihre Fragen beantworten.

*RAPPE:* Einen solch defensiven Programmansatz will ich nicht. Ich verlange auch von dir eine sozialdemokratische Initiative für mehr Arbeit.

SPIEGEL: Läuft Ihre Theorie, Herr Lafontaine, nicht darauf hinaus, daß Sie

das Geschäft der Konservativen und Liberalen betreiben, indem Sie die in den Gewerkschaften versammelte Macht des Faktors Arbeit schwächen?

*LAFONTAINE:* Ich kann das nicht sehen. Tatsache ist, daß die Arbeitszeit immer weiter zurückgeht und daß die Bedeutung der Freizeit wächst. Die Gewerkschaften müssen nach wie vor die Erwerbsarbeit und ihre Bedingungen ins Zentrum ihrer Arbeit stellen. Aber eine politische Partei, die Gestaltungsanspruch für die Gesamtgesellschaft hat, kann sich nicht nur auf die Erwerbsarbeit konzentrieren.

*RAPPE:* Ich glaube, daß wir auf solch verschlungenen Pfaden Angebote in Sachen Sozialstaat und Arbeit weder an Konservative noch an Liberale machen können. Die haben ein ganz anderes Sozialverständnis als ich. Wenn Lambsdorff, Bangemannn und Biedenkopf über Grundsicherung reden, zielen sie auf eine Altersversorgung durch freie Lebensversicherungen. Das machen diese Herren natürlich nur, weil sich von 1990 an der Bevölkerungsaufbau verschlechtert, immer mehr Ältere einer kleiner werdenden Zahl von Erwerbstätigen gegenüberstehen und daher der Bundeszuschuß an die Rentenversicherung steigen muß. Insofern geht's wieder um die Verteilung der Staatseinnahmen. Und darum kommen die auch auf so schicke Ideen wie Grundsicherung. Da gibt es eine eindeutige Absage von uns.

SPIEGEL: Herr Lafontaine, wollen Sie mit Ihren Thesen Ihre Partei wieder koalitions- und mehrheitsfähig machen?

*LAFONTAINE:* Das Ziel, die eigene Partei mehrheitsfähig zu machen, ist eine Selbstverständlichkeit. Und die Koalitionsfrage stellt sich immer mal wieder. Aber in solch entscheidenden Fragen wie der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit können wir nicht in erster Linie fragen, was sagen die Damen und Herren der FDP dazu.

*RAPPE:* Die letzte Koalition ist gescheitert, als mangelndes Wachstum die Staatseinnahmen sinken ließen und der eigentliche Verteilungsprozeß diskutiert werden mußte. An der Ecke war Schluß mit der FDP. Wenn einer von uns in der jetzigen Diskussion auf die FDP zielen sollte, habe ich erhebliche Bedenken. Ich glaube auch nicht, daß wir jetzt Koalitionsüberlegungen in Richtung Union anstellen sollten. Grundsätzlich muß man allerdings sehen: Die CDU/CSU war 1969 derart verschnupft über den Machtverlust in Bonn, daß es seither zu keinerlei Landeskoalitionen mit der SPD gekommen ist. Das war nicht Ergebnis eines Diskussionsprozesses in der SPD, sondern das ist das Verhalten der beleidigten Leberwurst CDU/CSU. Daß dies nicht noch 20 Jahre so weitergehen darf, der Auffassung bin ich allerdings.

SPIEGEL: Herr Lafontaine, Herr Rappe, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

NATO

## Kleinster Nenner

**Auf dem Nato-Gipfel in Brüssel suchen die Staats- und Regierungschefs der Allianz Antwort auf Gorbatschows Abrüstungsangebote.**

Über die Prozedur zumindest gibt es unter den Verbündeten keinen Streit. Wenn sich die 16 Staats- und Regierungschefs diese Woche zum Dinner for Sixteen in Brüssel versammeln, werden sie wie bei früheren Gipfel-Treffen die „Einheit und Geschlossenheit des Westens bekräftigen" (Helmut Kohl). Sie werden viereinhalb Stunden vom Sicherheitsauftrag reden und von der Bedrohung aus dem Osten. Gibt es diese Bedrohung wirklich?

Die Kommuniqué-Sprüche über die Solidarität in der westlichen Schicksalsgemeinschaft, über die immerwährende Pflicht zu militärischer Stärke und über die Bereitschaft zu Abrüstung und Dialog mit dem Osten sind von den Diplomaten und Militärs längst fertiggestellt. Sie trügen: Das Bündnis ist zerstritten wie selten. Für einige Aufregung könnte auch noch François Mitterrand sorgen; er nimmt als erster französischer Staatspräsident seit 1966 an einem Nato-Gipfel teil und will im Streit um die richtige Strategie mitmischen.

Schuld an dem Dilemma der Allianz ist Michail Gorbatschow. Dem sowjetischen Parteichef ist mit immer neuen Abrüstungsangeboten das gelungen, was seine Vorgänger mit dem Ausbau sowjetischer Militärmacht nie erreichten: die Nato auseinanderzudividieren. Über fast vier Jahrzehnte hinweg hatte die Angst vor den Russen das westliche Bündnis zusammengehalten und den Rüstungswettlauf mit dem Osten gerechtfertigt. Der Kitt wird brüchig, seit Gorbatschow in der Abrüstung offensiv wird und alte Feindbilder vom rüstungsbesessenen russischen Bären zerstört.

Keiner im Westen weiß so recht, wie das „Neue Denken" des Kreml-Herrn sich auf die Beziehungen zwischen Ost und West auswirken wird. Ist die Unterzeichnung des Abkommens über den Abbau der atomaren Mittelstreckenwaffen tatsächlich, wie Bonns Außenminister Hans-Dietrich Genscher im letzten Dezember vorhersagte, der Aufbruch in eine „neue Ära" der Beziehungen? Oder soll der Westen doch lieber – wie es die Möchtegern-Großmächte Großbritannien und Frankreich wollen – die alten Feindbilder bewahren und weiter voll auf atomare Abschreckung und weitere

* Regierungschefs und Außenminister der Allianz beim Nato-Gipfel 1982 in Bonn.

**US-Präsident Reagan, Nato-Gefolge*:** Dinner for Sixteen

# „Lebt wohl, teure sowjetische Freunde“

Wie die SED den Abzug der sowjetischen SS-12-Raketen in Waren und Bischofswerda feierte

Als die Sowjets zu Beginn des Jahrzehnts 1000 Panzer und 20 000 Mann aus der DDR abzogen, hatte der CDU-Bundestagsabgeordnete Alois Mertes einen finsteren Verdacht: Er habe „von einer Seite, die sich bisher stets als glaubwürdig und zuverlässig informiert erwiesen hat“, erfahren, daß die abmarschierenden Soldaten bereits „in der darauffolgenden Nacht durch neue sowjetische Offiziere und Mannschaften“ ersetzt worden seien.

**Startrampe für SS-12-Raketen, Sowjetsoldaten*:** Richtige Richtung

Acht Jahre später ist alles ganz anders. Als die Sowjets Anfang letzter Woche verkündeten, sie würden in den nächsten Tagen etliche der in der DDR und ČSSR stationierten SS-12-Raketen abziehen, spendete CDU/CSU-Fraktionschef Alfred Dregger im SED-Zentralorgan „Neues Deutschland“ Beifall: Das sei ein erster, wenn auch kleiner Schritt in die richtige Richtung.

Die Wende hat der Genosse Michail Gorbatschow bewirkt.

Dabei hätte der ungläubige Christdemokrat Mertes an der Raketen-Show der Sowjets am Donnerstag vergangener Woche seine helle Freude gehabt: Im mecklenburgischen Waren an der Müritz bekamen die aus aller Welt geladenen Journalisten lediglich 27 sorgsam verhüllte Waggons zu sehen; unter den Planen, so die pauschale Auskunft, stünden die Startrampen. Auf acht anderen Zügen würden in den nächsten 20 Tagen die dazugehörigen Raketen sowie die restliche Technik nebst Soldaten heim ins Sowjetreich gebracht.

Stereotype Antwort auf die neugierige Frage: „Wie viele?“ – „Alle.“

Insgesamt hat die Sowjetarmee in der DDR nach 1983 laut einem im vergangenen Dezember in Washington veröffentlichten Memorandum 54 SS-12-Raketen (Reichweite 900 Kilometer) an vier Standorten stationiert: bei Waren und dem Örtchen Wokuhl im Norden, bei Bischofswerda und dem sächsischen Königsbrück im Süden. Die sollen in den nächsten Wochen im Vorgriff auf den INF-Vertrag schon mal in die Sowjet-Union zurückgebracht, dort allerdings noch nicht verschrottet werden.

In Bischofswerda zogen die Sowjets für die Weltpresse immerhin eine Plane weg. Zum Vorschein kam ein mächtiger Vierachser – offenbar eine Startrampe der SS-12.

Ernsthaft – Gorbatschow sei Dank – zweifelte keiner der Beobachter, daß die Sowjets tatsächlich „das Teufelszeug“ (SED-Chef Erich Honekker) aus dem Lande schaffen.

Auch die Stimmung vor Ort war diesmal – anders als im Winter 1979/80 – freundlich bis heiter. Gab es damals unter DDR-Zuschauern bissige Bemerkungen über die „Besatzer“, war diesmal Volkesstimme mit den offiziellen Parolen einig: „Dank euch, ihr Sowjetsoldaten.“

Steif blieb das Lebewohl für die „teuren sowjetischen Freunde“ (so leicht zweideutig SED-Kreissekretär Bernd Philipp) trotzdem. Die Übergabe von Geschenken in Plastiktüten (Inhalt: kleine Teppiche und Schachspiele) durch FDJler und DDR-Soldaten wirkte verkrampft; erst als zwei übergewichtige Fleischer auf dem Bahnhof in Waren einen Riesenfreßkorb überreichten, lockerte sich die Szene.

Nach den Dankadressen der SED standen die Genossen mit den Sowjetoffizieren bis zur Abfahrt des Zuges meist stumm auf dem Bahnsteig herum. Von herzlichen Kontakten, so die offizielle Lesart, war beim Abschied nichts zu sehen. Wie auch – die meisten der Einwohner erfuhren von der Existenz der Einheit auf ihrem Territorium erst bei der Ankündigung ihres Abmarsches.

Was der SED derzeit wirklich wichtig ist, machte am Donnerstagabend die „Aktuelle Kamera“ klar, die Nachrichtensendung des DDR-Fernsehens. Die ersten 40 Minuten der sonst nur halbstündigen Sendung waren ganz dem Generalsekretär der SED gewidmet. Der Raketenabzug folgte erst auf Platz zwei.

Immer wieder flimmerte Erich Honecker inmitten jubelnder Werktätiger über den Bildschirm, dazwischen in Großaufnahme strahlende Gesichter von Kindern, Arbeitern und Greisen, die mit leuchtenden Augen dem großen Vorsitzenden lauschten – Personenkult fast nach Art des Rumänen Nicolae Ceauşescu.

Anlaß der TV-Orgie: die Inbetriebnahme einer Anlage zur Produktion der Kunstfaser Wolpryla im Chemiefaserwerk „Friedrich Engels“ in Premnitz.

Doch für die Botschaft, die überkommen sollte, war der Anlaß unwichtig: Dem durch die Ereignisse der letzten Wochen stark verunsicherten Volk der DDR sollte deutlich gemacht werden, daß die herrschende Klasse treu und bedingungslos hinter der Sozialistischen Einheitspartei steht. Und natürlich hinter deren Chef Erich Honecker.

* Am vergangenen Donnerstag in Bischofswerda.

**Amerikanische „Lance"-Rakete:** Modernisierung verschoben

Nachrüstung setzen? Oder vor allem die konventionelle Bewaffnung stärken? Der Nato-Oberbefehlshaber, US-General John Galvin, widerspricht Genschers Vision entschieden: „Die Bedrohung hat sich überhaupt nicht geändert."

Die Differenzen im westlichen Lager gehen zurück auf die Lebenslüge der Allianz: Die Amerikaner versprachen 1955, als die Deutschen dem Bündnis beitraten, den Partnern, die keine Atomwaffen hatten, den vollen Schutz durch ihre Nuklearbomben. Seitdem hat nicht nur die Waffentechnik Fortschritte gemacht. Auch die Strategie hat sich geändert. Aus der „massiven Vergeltung" wurde die „abgestufte Erwiderung", weil die Amerikaner im Falle eines konventionellen Krieges in Europa nicht gleich zum großen Atomschlag gegen Moskau ausholen wollten. Die Politiker in den Partnerstaaten begannen ihre eigenen Interessen im Ost-West-Konflikt zu sehen – mit logischen Folgen für das Bündnis.

Die Deutschen etwa wissen, daß jeder Krieg zwischen den Blöcken verheerende Verwüstungen ihres Territoriums zur Folge hätte. Ihr Interesse: Es gilt, begrenzte Konflikte zu vermeiden und den Krieg möglichst schnell zur Existenzfrage auch der Supermächte werden zu lassen.

Die nukleare Vormacht USA hat – abseits aller Fensterreden – natürlich das gegenteilige Ziel: Jeder Krieg sollte zunächst regional – hier: auf Europa – begrenzt bleiben, bevor durch die großen Interkontinentalraketen die Zerstörung von New York oder Denver riskiert wird.

Das heißt für die Lage des Bündnisses zum Frühjahrsgipfel 1988:

Gorbatschows Angebot, nach der Verschrottung aller Mittelstreckenwaffen und dem Abbau der Interkontinentalraketen um die Hälfte – der vom Moskauer Gipfel im Frühsommer erwartet wird – auch die atomaren Kurzstreckenwaffen zu beseitigen,

- ▷ wollen die USA so nicht akzeptieren; sie möchten die jetzigen „Lance"-Kurzstreckenraketen modernisieren und aufstocken – und weiterhin auf westdeutschem Boden stationieren;
- ▷ halten Frankreich und Großbritannien für abwegig; für sie ist die Bundesrepublik schon immer vorgezogenes Schlachtfeld („Glacis");
- ▷ möchten deutsche Konservative – etwa der CDU/CSU-Fraktionschef Alfred Dregger – so lange nicht hinnehmen, wie sie fürchten, daß das atomare Abschreckungspotential des Westens dann fast nur noch auf deutschem (und amerikanischem) Boden stationiert ist („Singularisierung");
- ▷ wollen Entspannungspolitiker in der Regierung – etwa Außenminister Genscher – und die SPD-Opposition unter der Bedingung annehmen („dritte Null-Lösung"), daß Ost und West gleichzeitig im konventionellen Bereich eine Rüstungsbalance („Parität") vereinbaren, damit die – angeblich besser gerüsteten – Sowjets aus dem atomaren Abbau keine militärischen Vorteile ziehen können.

Die Mehrheit der Nato-Staaten ist sich allenfalls gegen die Deutschen einig – sie will im Abrüstungsprozeß nach dem Moskauer Gipfel erst einmal eine Pause einlegen. Auf diesem kleinsten gemeinsamen Nenner traf sich auch Kanzler Helmut Kohl bei seinem Washington-Trip Mitte Februar mit Präsident Ronald Reagan: Der von den USA gewünschte Beschluß über die Lance-Modernisierung wird verschoben.

Nicht einig aber ist die Allianz im Urteil darüber, welche Konsequenzen sie aus Gorbatschows Abrüstungsofferten ziehen soll. Muß die Doktrin der „flexible response" geändert werden, die den Ersteinsatz von Atomwaffen auch bei einem konventionellen Angriff ausdrücklich zuläßt? Ist überhaupt denkbar, daß die Nato in ihren Strategiespielen ganz auf Atomwaffen verzichtet? Sollen die Ost-West-Gespräche über konventionellen Truppenabbau in Europa (MBFR), die sich seit 15 Jahren zäh dahinschleppen, zugunsten eines neuen Forums abgebrochen werden? Darüber wird schon seit Monaten in Wien verhandelt.

Gerade die Deutschen haben ein spezifisches Interesse an weiterer Abrüstung: Die Kurzstreckenraketen der Nato wie des Warschauer Paktes mit ihren Reichweiten von weniger als 500 Kilometern liefern fast ausschließlich die

**Generalsekretär Gorbatschow**
„Wer mehr hat, muß mehr abrüsten"

Wir Spezialisten der Telekommunikation.

# TEEKOMM

Telekommunikation, ein Begriff, mit dem sich die Welt verändert. Worte und Bilder, Daten und Informationen, ISDN – eine Revolution eilt von einem Rekord zum nächsten. Weltweit.

An diesem Siegeszug der Kommunikation sind eine Reihe von deutschen Unternehmen beteiligt, die der Postminister von Sambia besser kennen wird als Sie: Spezialisten der Telekommunikation, erfolgreiche Unternehmen des Mittelstandes.

Oder wüßten Sie, von wem z.B. der Telefon-Apparat auf Ihrem Schreibtisch ist, wer die Millionen und Abermillionen Kabelverbinder liefert, wer die rollstuhltauglichen Telefonhäuser baut, wer mit seinen digitalen Übertragungssystemen Kupfer- mit Glasfasernetzen vermascht oder wer der Bundespost das kleinste Kompakt-Telefon liefert?

Für diese und tausend weitere Lösungen gibt es die Spezialisten, ohne die die großen Ideen und Netze im wahrsten Sinne des Wortes auf der Strecke bleiben würden.

Denn so wie ein Wort keinen einzigen Buchstaben entbehren kann, so kann Telekommunikation auf keines ihrer Details verzichten. Sonst wird aus Telekommunikation mir nichts, dir nichts Teekommunikation.

Lesen Sie nächste Woche, was ohne uns noch alles aus ihr werden könnte.

Ohne uns Spezialisten läuft nichts.

Rutenbeck
Fernmeldetechnik

**Rutenbeck-Fernmeldetechnik:** Spezialist für Anschlußtechnik, elektronische Zusatzeinrichtungen und Inhouse-Installationen sowie Prüf- und Testgeräte. Für analoge Netze und ISDN. Für die Deutsche Bundespost, ausländische Postverwaltungen und private Netzbetreiber.

**CeBIT** Halle 16, Stand B34

Wilhelm Rutenbeck GmbH & Co, Niederworth.
5885 Schalksmühle

SCHIEDERWERK

**Schiederwerk.** Seit 65 Jahren Entwicklungs- und Lieferpartner der deutschen und ausländischen Postverwaltungen: z.B. für Kabelgarnituren, Fernsprechhauben, Telefon-Endgeräte, lösbare Glasfaser-Verbindungssysteme ...

**CeBIT** Halle 16, Stand C07

Schiederwerk G. Schmidt KG,
Solgerstraße 21,
8500 Nürnberg 80

# UNIKATION

**gft. Gemeinschaft Fernmelde-Technik eG:** Die gft ist ein Zusammenschluß von 60 mittelständischen Spezialisten der Kommunikationstechnik. Sie erschließt Kunden und Anwendern die Leistungsfähigkeit ihrer Mitglieder: Telefonanlagen aller Größen, Telex, Teletex, Telefax, Bildschirmtext und Datensysteme.

**CeBIT** Halle 13, Std. A 20/B 19

gft, Gemeinschaft Fernmeldetechnik eG, Stresemannstr. 12, 4000 Düsseldorf 1

**Telegärtner.** Spezialist für Bauelemente, vor allem Verbindungstechnik für die Telekommunikation, Daten- und HF-Technik und Industrie-Elektronik, jeweils auch in kundenspezifischer Ausführung.

**CeBIT** Halle 16, Stand B 16

Telegärtner – K. Gärtner, Lerchenstraße 35, 7049 Steinenbronn

**Sedlbauer GmbH:** Fabrik für Feinmechanik und Elektronik, 1899/1988. Der Spezialist für Fernleitungsübertrager und Kabelendgeräte, ISDN-Netzterminals und Stromversorgungen für Kommunikationssysteme. In kundenspezifischer Ausführung und in Sedlbauer-Qualität.

**Hannover Industrie:**
Halle 8, Stand 420

Wilhelm Sedlbauer GmbH, Quagliostraße 6, 8000 München 90

**KRONE AG:** weltweit bekannt durch seine KRONE-LSA-PLUS-Schnellanschlußtechnik, Spezialist für Glasfaser-Übertragungssysteme, einer der größten Hersteller von Endgeräten bis hin zum mehrfunktionalen I S D N-Gerät, Niederlassungen und Zweigwerke in aller Welt.

**CeBIT** Halle 13, Std. A 20/B 19

KRONE AG, Beeskowdamm 3–11, 1000 Berlin 37

**Widmaier:** der Spezialist für Bauelemente der Fernmeldetechnik, Telefongeräte in Standard- und Sonderausführung, Schalter und Tasten. High Mech und High Tech aus München.

**CeBIT** Halle 16, Stand C 21

Widmaier Fernmelde- und Feinwerktechnik, Koppstr. 4, 8000 München 70

# „60 Millionen wiegen schwerer"

Warum Botschafter Burt unrecht hat / Von Egon Bahr

Jeder hat Anteil am nuklearen Risiko" – dieser Feststellung des amerikanischen Botschafters in seinem Beitrag im SPIEGEL (8/1988) ist zuzustimmen. Sie gilt schon heute, und sie gilt weltweit für den Fall eines großen atomaren Krieges.

Die Frage ist: Wie ist die nukleare Risikoteilung im westlichen Bündnis? Da aber gibt es einen Qualitätsunterschied zwischen denen, die das Risiko laufen, und den anderen, die ins Risiko genommen werden.

Kein deutscher Bundeskanzler wird einen aktiven „Anteil am nuklearen Risiko" bekommen; auch nicht negativ durch ein Vetorecht gegen den Einsatz amerikanischer Atomwaffen.

Insofern bestimmen im Ernstfall Staatsmänner der Nuklearstaaten – nicht unfehlbar, aber nicht korrigierbar – in Ost und West über das Schicksal nichtnuklearer Staaten. In dieser Dimension bedeutet Konsultation, falls die Zeit es gestattet, nichts.

Nichtnukleare Staaten sind bis heute nicht einmal zu Verhandlungen zugelassen worden, die Atomwaffen auf ihrem Boden betreffen. Daraus ergibt sich das Ziel: keine Atomwaffen auf dem Boden von Staaten, die darüber nicht entscheiden.

Angenommen, wir erreichen das, dann haben wir immer noch passiven Anteil am nuklearen Risiko: Die westlichen Atommächte würden nicht zulassen, daß die Bundesrepublik unversehrt an die Sowjet-Union fällt, und die Sowjets wissen das. Die Abschreckung bliebe also erhalten.

Ausgeschaltet wäre jede Strategie, die einen Nuklearkrieg auf Europa begrenzen will. Sie lehnt auch Richard Burt ab. Aber er macht es sich zu leicht, wenn er das Iklé-Papier mit seinen Empfehlungen für eine regionale Strategie als einen „Bericht" herunterspielt, der im Widerspruch zur Politik der USA steht. Jede neue Politik hat so angefangen, und die Zusammensetzung dieser Gruppe spricht in der Tat für die Hoffnung ihres Vorsitzenden, daß eine genügende Anzahl von Mitgliedern entscheidenden Einfluß in der nächsten Administration haben wird.

Auf diesem Hintergrund ist die Formulierung Richard Burts zurückzuweisen: „Es werden auch weiterhin amerikanische Nuklearwaffen auf deutschem Boden bleiben."

Natürlich entscheidet darüber die Bundesrepublik, aber das hat der Botschafter auch nicht bezweifelt. Er findet es nur unzumutbar, daß die USA ein Ziel für Atomwaffen bleiben, während „Europa von der Last einer Stationierung von Nuklearwaffen befreit wird". Ich nicht.

Die Familie, die in der Nähe zur Grenze der DDR lebt, läuft bei jedem Konflikt ein unvergleichlich größeres Risiko als eine Familie in Iowa. Das ist nicht zu ändern. Wenn die Bundesrepublik zu dem Ergebnis käme, daß wir ohne US-Atomwaffen sicherer wären, dann wäre es keine Zumutung, daß sich auch die GIs mit ihren Familien dieser größeren Sicherheit erfreuen sollen. Das Existenz-Risiko bleibt ungleich: Ein 60-Millionen-Volk wiegt schwerer als 300 000 Amerikaner.

Man sollte die Stimmen nicht ernst nehmen, die die Anwesenheit amerikanischer Truppen in Europa von der Anwesenheit amerikanischer Atomwaffen abhängig machen; Verträge und Interessen begründen die Präsenz auch ohne Atomwaffen.

Richard Burt argumentiert, als ob wir es mit einer ausschließlich westlichen Debatte zu tun hätten über die beste Organisation unserer Verteidigung. In Wirklichkeit haben wir es mit der Diskussion über ein Gesamtkonzept zu tun. Wie soll das europäische Haus am Schluß aussehen?

Wenn wir uns auf dieses Ziel nicht verständigen können, sehe ich in der Tat schwierige Grundsatzdiskussionen über Souveränität, Gleichheit, Freiheit und Teilung des Risikos vor uns – zwischen der Bundesrepublik und den USA, zwischen den nichtnuklearen europäischen Staaten und Amerika (vielleicht zwischen osteuropäischen Staaten und der Sowjet-Union).

Statt über Risiken und ihre unterschiedlichen Gewichte unter Verbündeten zu feilschen, sollte man sich auf das Ziel verständigen, die Lage in Europa zu ändern und eine Stabilität zu schaffen, die die Gefahr eines konventionellen Angriffs und damit jeden Grund für in Europa stationierte Atomwaffen beseitigt.

Mehr Sicherheit für Europa wäre auch mehr Sicherheit für Amerika. Und die atomare Rückversicherung, die Washington wie Moskau noch nötig glauben, werden die beiden Supermächte ohnehin allein bestimmen. Wir haben darüber wenig zu sagen. Mögen sie mit ihren Atomwaffen glücklich werden. Ihr Risiko auf diesem Wege bleibt das unsere; denn es gibt nur gemeinsame Sicherheit, aber unsere Chance wird größer.

**SPD-Abrüstungsexperte Bahr**
„Nicht korrigierbar"

Deutschen (Ost) und die Deutschen (West) einem nuklearen Inferno aus. Das ist das aktuelle „deutsche Problem" der Allianz: Die Partner empfinden es als ungehörig, daß die einstigen Musterknaben, vom Gorbatschow-Virus angesteckt, auf einmal auf „spezifisch deutsche Interessen" verweisen, statt ihre Nato-Pflicht zu erfüllen – nämlich Soldaten zu stellen und den Kampfplatz für den (Atom-)Konflikt abzugeben.

Vom „deutschen Abenteurertum" („Sunday Times") ist in Großbritannien die Rede, weil doch „die Russen um so gefährlicher sind, je freundlicher sie werden" (Margaret Thatcher). Die französische Rechte, so ihr Sprachrohr „Le Figaro", wittert wieder einmal „die neutralistische Versuchung" und sieht ihre Nachbarn jenseits des Rheins Richtung Moskau abdriften.

Der Bonner US-Botschafter Richard Burt verlangte im SPIEGEL (8/1988), jeder Bündnispartner habe „seinen Anteil am nuklearen Risiko" zu tragen; und umgekehrt versprach US-Präsident Reagan seinem Gast Kohl mal wieder in die Hand: „Ein Angriff auf München ist dasselbe wie ein Angriff auf Chicago."

Das glaubt inzwischen nicht einmal mehr Alfred Dregger, der sich sonst in seinem Lob für die westliche Vormacht nicht gerne übertreffen läßt. Lautstärker als andere äußert er die Zweifel der Rechten an der Glaubwürdigkeit der amerikanischen Nukleargarantie: „Gibt es noch einen Risikoverbund von den USA bis zu den Gefechtsfeldwaffen hier?" Zu deutsch: Opfern die USA Chicago, indem sie Leningrad atomar bedrohen, wenn zuvor der Stadtrand von Lüneburg durch eine Atomgranate nuklear verwüstet wurde? Dregger wettert gegen eine „Sonderbedrohung" der Deutschen. Sie würde „dem Bündnis die Grundlage entziehen".

Der Brüsseler Gipfel wird diese Existenzfrage mit Sicherheit nicht beantworten. Er wird allenfalls die Richtung vorgeben, um die Entscheidung in der Hauptsache vertagen zu können; in den offenen pragmatischen Worten des US-Nato-Botschafters Alton Keel: „Zumindest erst einmal bis zu den Landtagswahlen" in Baden-Württemberg und Schleswig-Holstein sei die Modernisierungsentscheidung von der Tagesordnung abgesetzt. In der Zeit danach muß Kohl Farbe bekennen – womöglich mitten im Bundestagswahlkampf 1990.

Das sehen und fürchten seine sonstigen Widersacher Heiner Geißler und Franz Josef Strauß genauso. Der CDU-Generalsekretär warnte bereits, die Partei werde eine „neue Nachrüstung" nicht durchstehen: Die Union solle sich dem Wähler als „Partei des Friedens und der Abrüstung" präsentieren. Selbst Franz Josef Strauß, Befürworter der Raketenrüstung, glaubt nicht, daß sich im Bonner Parlament noch eine Mehrheit für die „Modernisierung" finden ließe.

Ähnlich denkt sogar Verteidigungsminister Manfred Wörner. Der designierte Generalsekretär der Nato plädiert zwar vorbehaltlos für die „Modernisierung", doch kommt dem CDU-Politiker die öffentliche Diskussion „zur Unzeit". Die Deutschen in der Nato und die CDU/CSU dürften das heikle Thema um Himmels willen jetzt „nicht problematisieren"; deshalb sei es falsch, daß Dregger und dessen Fraktionsvize Volker Rühe eine Debatte über die Zahl der in Europa noch notwendigen Nuklearsprengköpfe losgetreten hätten: „Das bringt mich fast um."

**Kontrahenten Dregger, Wörner:** „Das bringt mich fast um"

Denn bei dieser öffentlichen Diskussion können die Konservativen nach den Erfahrungen der friedensbewegten frühen achtziger Jahre nur verlieren. Eine Modernisierung der Lance-Raketen muß den Wählern allemal wie eine neue Nachrüstung vorkommen; und auch die Aussicht, neue Atomwaffen kurzer Reichweite in einer Zeit zu stationieren, wenn weltweit die großen Interkontinentalraketen verschrottet werden, scheint nicht gerade wählerwirksam. Im Bonner Verteidigungsministerium ist dennoch von 250 bis 300 neuen Raketenstartrampen die Rede, die anstelle der bisherigen 88 Lance-Systeme in Stellung gebracht werden sollen.

Anders die Politik des Freidemokraten Genscher. Er hätte ebenso wie die Sozialdemokraten nichts gegen eine dritte Null-Lösung, auch wenn er nicht mehr davon redet wie noch im vergangenen Herbst. Jetzt drängt er darauf, die Supermächte sollten ihre atomaren Kurzstreckenwaffen auf ein absolutes Mindestmaß verringern. Genschers Kritiker in der Union trauen ihrem populären Koalitionspartner allerdings nicht. Der setze, so ihr Vorwurf, auf weiteren Kernwaffenabbau, auch wenn der an die Grundlagen westlicher Verteidigung rühre. Wörner etwa sieht hinter Genschers Gedanken pure Taktik: Wenn die Verhandlungen erst einmal angefangen hätten, sei die dritte Null-Lösung nicht zu verhindern.

Trotz dieser Kritik drängt Genscher weiter auf echte Abrüstung: „Wir werden keine Pause zulassen"; er fordert eine „aktive Entspannungspolitik" und „die Meinungsführerschaft" dafür im westlichen Bündnis – also konkrete Vorschläge auch für die Verringerung konventioneller Streitkräfte und die Beseitigung der sowjetischen Überlegenheit, die in den neuesten Streitkräftevergleichen wieder einmal beschworen, inzwischen aber sogar von der „Frankfurter Allgemeinen" bestritten wird.

„Die Sowjet-Union", so Wörner, „hat allein in Zentraleuropa 16 000 Panzer, 15 000 Geschütze und 29 000 gepanzerte Fahrzeuge mehr. Sie müssen weg, wenn Europa dauerhaft sicher sein will."

Jahrelang verhedderte sich der Westen bei den MBFR-Gesprächen in Wien in Datendiskussionen, wieviel Soldaten der Osten eher als der Westen abziehen müsse.

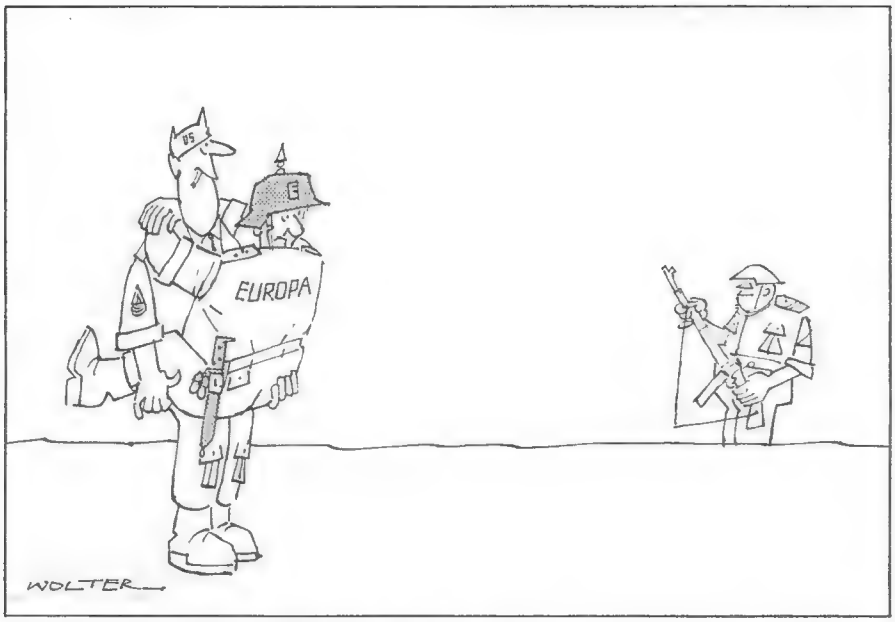
Neues Denken auch hier: Gorbatschow hat offen eine Überlegenheit des Ostens bei einigen Waffenarten der Landstreitkräfte eingeräumt und sich zu „asymmetrischen Reduzierungen" bereit erklärt. Seine einfache Formel: „Wer mehr hat, muß auch mehr abrüsten."

An diesen fundamentalen Meinungswandel in Moskau wollen die Nato-Verbündeten offenbar nicht glauben; sie verweisen auf die Unterschiede in der Strategie der Bündnisse, in der Geographie und in der Struktur der Streitkräfte.

Unmittelbar vor einer geheimen Sitzung des Bundessicherheitsrates letzte Woche mußte daher der nach langen Verhandlungen mit dem Auswärtigen Amt vereinbarte Entwurf für ein deutsches Konzept zur konventionellen Abrüstung auf Verlangen der Hardthöhe nachgebessert werden. Die Unterhändler, Verteidigungsstaatssekretär Lothar Rühl und Bonns Abrüstungsbeauftragter Josef Holik, hatten es nach Meinung ihrer Kritiker versäumt, bei der Bundeswehrführung rechtzeitig eine „militärisch-operative Bewertung" einzuholen. Die geltende Doktrin der „Vorneverteidigung" bleibe für die Bundesrepublik einfach unverzichtbar; die könne aber nach dem vorgesehenen Papier nicht mehr stattfinden.

Rühl und Holik hatten vorgeschlagen, Panzer und Geschütze – vor allem auf östlicher Seite – drastisch zu vermindern und die Truppenstärken beider Seiten auf 95 Prozent des heutigen Nato-Niveaus zu senken. In Zahlen hieße das: Der Osten sollte sich von 48 Divisionen trennen, die Nato nur von zwei.

Bislang hatten Nato-Militärs stets eine andere Rechnung aufgemacht: Der Warschauer Pakt sei dem westlichen Bündnis




**Nato-Konzept einer kugelsicheren Weste**

im Verhältnis 3:1 überlegen. Da werde es schwerfallen, räumt ein Hardthöhen-Planer ein, „den Sowjets klarzumachen, warum sie nicht im Verhältnis 3:1, sondern gleich 24:1 abrüsten sollen".

Selbst wenn es eines fernen Tages gelingen sollte, die „konventionelle Stabilität" auszuhandeln, sind für Wörner und seine Freunde im Pentagon Atomwaffen in Europa unerläßlich. Ohne einen Atomschirm, so Wörner, „würden die USA ihre Truppen abziehen": No nukes, no troops.

Die USA selbst geben immer wieder Anlaß zu Zweifeln an ihrer Nukleargarantie. Und sie haben ja – auch hier müssen nationale Interessen gelten dürfen – recht damit. Mitte Januar legten Strategie-Experten, angeführt vom bisherigen Verteidigungsstaatssekretär Fred Iklé, eine Studie über „Selektive Abschreckung" vor, die vor allem in Bonn abschreckte. Nach Wörners Wertung laufen die Vorschläge auf eine „Abkoppelung des strategischen Potentials der USA von der Verteidigung Europas" hinaus und machen einen „für Europa nicht akzeptablen begrenzten Atomkrieg" möglich.

Dabei haben die Autoren, darunter Ex-Außenminister Henry Kissinger und der frühere Sicherheitsberater Zbigniew Brzezinski, nur aufgeschrieben, was seit Jahren von ihnen zu hören ist: Amerika soll im Falle eines sowjetischen Angriffs auf Westeuropa nicht gleich den nuklearen „Selbstmord" (Iklé) riskieren. Ein atomarer Schlagabtausch soll auf Europa begrenzbar bleiben. Wenn wir unseren Verbündeten helfen, sich zu verteidigen, so heißt es in der Studie, können wir von unseren Drohungen Abstand nehmen, deren Verwirklichung unsere eigene Vernichtung auslöst.

Und im Gegensatz zur gültigen Nato-Doktrin der Vorneverteidigung, die sich mit der Rückeroberung verlorengegangenen Terrains zufriedengibt, verlangen Iklé und seine Strategen „die Fähigkeit, einen konventionellen Gegenangriff weit im Hinterland des Gegners führen zu können".

Eilig distanzierten sich gleich nach Veröffentlichung Washingtons Offizielle von dem Denkstück. Doch bei der Wehrkunde-Tagung in München verlangte US-Verteidigungsminister Frank Carlucci von den Verbündeten Zustimmung zu Forderungen, die in allen wesentlichen Punkten bei Iklé aufgetaucht waren:

- ▷ weltweit – von Europa über den Persischen Golf bis nach Asien – flexibel einsetzbare US-Streitkräfte;
- ▷ Modernisierung *aller* Waffensysteme;
- ▷ größere Beiträge der Europäer bei den Verteidigungsausgaben und Einsätzen auch außerhalb des Nato-Vertragsgebiets („out of area").

Und dann wurde er konkret: Die Nato brauche einen Nachfolger für die Lance mit einer auf über 400 Kilometer gesteigerten Reichweite und eine eigene Abstandsrakete, die Flugzeuge weit vor dem gegnerischen Ziel abfeuern sollen. Auch neue Atombomben für die in Europa stationierten US-Kampfflugzeuge des Typs F-111, für die F-16 und den „Tornado" sollen her. Auf vollen Touren läuft bereits die „Modernisierung" der atomaren Artillerie, die ihre Granaten bis zu 30 Kilometer weit verschießen und mithin nur deutschen Boden verwüsten kann.

Auch andere Kampfmittel möchten die Amerikaner möglichst in außeramerikanischen Gebieten detonieren lassen. Sie denken nicht mehr daran, auch die „Menschen- und Naturvernichtungsmittel" (Genscher) abzurüsten, die auf dem Kriegsschauplatz Deutschland vor allem die zivile Bevölkerung hinraffen würden – die chemischen Waffen. Ein weltweites Verbot ist nicht mehr in Sicht; Reagan versprach seinem Kohl nur, die in dessen pfälzischer Heimat gelagerten Giftgasgranaten bis 1992 abzuziehen. Doch wenige Wochen vorher hatte er Befehl zur Produktion neuer binärer Kampfstoffe gegeben, die im Krisenfall auf das Schlachtfeld Deutschland geflogen werden sollen.

Nach dem Muster seines Washington-Besuchs, wo er mit Reagan Gemeinsamkeiten in Sachen Raketen-Modernisierung suchte, will Helmut Kohl auch auf dem Brüsseler Nato-Gipfel einen Mittelweg finden: Gespräche über die Kurzstreckenraketen zwischen Ost und West sollen beginnen, sobald bei den Verhandlungen über die konventionellen Waffen Fortschritte sichtbar sind.

Ein Formelkompromiß – denn die Fortschritte gibt's noch nicht einmal im eigenen Bonner Lager. Der designierte Nato-Generalsekretär Wörner möchte mit den Sowjets über die nächsten Schritte zur Atomabrüstung erst reden, wenn der Warschauer Pakt einseitige Vorleistungen gebracht hat. Der Vorsitzende des Nato-Militärausschusses, Wörners ehemaliger Generalinspekteur Wolfgang Altenburg, plädiert hingegen – in ungewohnter Koalition mit FDP-Genscher und dem SPD-Abrüstungsexperten Egon Bahr – für „parallele Verhandlungen" über konventionelle und nukleare Streitkräfte in Europa.

Einigkeit ist auch in der Allianz nicht in Sicht. Und noch haben sich die 35 Teilnehmer-Staaten der Wiener KSZE-Folgekonferenz nicht einmal auf ein Mandat für die geplante Konferenz über Konventionelle Rüstungskontrolle einigen können.

Die deutschen Nato-Freunde nehmen das Bonner Drängen nicht allzu ernst. Die USA fordern, erst müßten die Sowjets in humanitären Fragen nachgeben, also unterdrückte Dissidenten ausreisen lassen oder die Religionsfreiheit zugestehen; danach erst sei dann eine neue Abrüstungsrunde über konventionelle Waffen möglich.

Franzosen und Briten wollen ihre Streitkräfte, die konventionellen wie die nuklearen, von den Verhandlungen ausgenommen sehen; ihnen ist das letzte Großmacht-Symbol – die Atomwaffe – ans nationale Herz gewachsen.

Die Bundesrepublik dagegen soll Stationierungsland für Waffen aller Art bleiben und im Ernstfall ihr Territorium als Kampfplatz zur Verfügung stellen; sie ist für ihre Alliierten das Vorfeld, auf dem in einer Schlacht um Westeuropa der Russe konventionell oder atomar gestoppt werden soll.

Sogar Helmut Kohl hat das begriffen. Und in Washington sprach er es auch aus: „Wir sind das Glacis für die Nato." ◆

**Noch mehr Gewinne in den Superziehungen!**

**Neuer Gewinnplan! Mehr feste Gewinne von 1 Million!**

**Gleich gute Gewinn-Chancen und unverändert günstiger Lospreis!**

## Das Verhältnis von Gewinnen zu Nieten beträgt weiterhin 2:3!

Zur 80. Lotterie steigt die Losauflage auf 600.000 und damit die Gewinnsumme auf genau 105.021.000 Mark. Ihre Gewinnchancen bleiben erstklassig, denn das Verhältnis von Gewinnen zu Nieten beträgt weiterhin 2:3.

**Neu! Noch mehr Gewinne in den Superziehungen**

Jede Klasse startet mit der Superziehung. Natürlich mit 1 Million und jetzt 2mal 500.000, 2mal 250.000 Mark. Und 100.000 Mark gibt's gleich 5mal.
Dazu Tausende von weiteren Gewinnen bis 80.000 Mark.

**Neu! Chancen auf feste Gewinne von 1 Million erneut verbessert**

Jetzt geht es auch in der zweiten Ziehung jeder Klasse um die volle Million! Nicht zu vergessen die übrigen Ziehungen: jeden Freitag die Million oder 10mal 100.000 Mark. Und das wissen Sie ja: In der 6. Klasse werden die meisten Gewinne verlost, darunter jeweils 3mal 1 Million und 3mal 2 Millionen Mark.

## Am 25. März geht's los!

**Ja, ich möchte jetzt meine Chance nutzen.**

Senden Sie mir deshalb umgehend folgende Lose:

☐ Ganze(s) (1/1) Los(e) DM 120,- ☐ Viertel (1/4) Los(e) DM 30,-

☐ Halbe(s) (1/2) Los(e) DM 60,- ☐ Achtel (1/8) Los(e) DM 15,-

Name
☐ Herr ☐ Frau ☐ Fräulein

Straße

PLZ/Wohnort

Die Preise verstehen sich pro Klasse/Monat zuzüglich DM 1,50 für die Amtliche Gewinnliste und Versandkosten. Den Betrag zahle ich, sobald ich die Lose erhalten habe.

Bitte ausfüllen, ausschneiden und einsenden an: Staatliche Nordwestdeutsche Klassenlotterie, Lotterie-Direktion, Überseering 4, 2000 Hamburg 60.

Wir leiten Ihre Bestellung an einen unserer staatlich zugelassenen Lotterie-Einnehmer weiter, der Ihnen umgehend Ihre Lose zuschickt.

280

**NKL Wir machen Millionäre**

**Staatliche Nordwestdeutsche Klassenlotterie**

Ein Beitrag der Informationsreihe »Die außergewöhnliche bulthaup Kücheneinrichtung«

## Es gibt eine neue Küche von bulthaup – eine Hommage an Josef Hoffmann

»Das Schöne ist nicht eine Sache des Reichtums, sondern der Gesinnung«. Worte von Josef Hoffmann, der einer der einflußreichsten Architekten unseres Jahrhunderts genannt werden darf.

Die neue Küche von bulthaup, von der Sie im Bild einen kleinen Ausschnitt sehen, verkörpert wie keine zweite Kücheneinrichtung den Stil der klassischen Moderne, wie er von Josef Hoffmann (1870–1956), Mitbegründer der »Wiener Sezession« und der »Wiener Werkstätte«, als gültiger Ausdruck zeitgenössischer Umweltgestaltung empfunden wurde.

Für die Anspruchsvollen, die ihre persönliche Umgebung empfindsam, kritisch und sorgfältig gestalten, hat man bei bulthaup diese neue Küche geschaffen. Fachleute vor allem bemerken an ihr das Außergewöhnliche:

Die aufwendige Verarbeitung der schwarz gebeizten Türen aus massivem Holz, die in der traditionellen handwerklichen Schreinertechnik »auf Rahmen und Füllung« gearbeitet sind. Die Arbeitsplatte und das Nischen-Paneel aus hellgrauem Marmor. Die fingergerechten Edelstahlgriffe. Und manches Detail, das den Kennern die Qualität und Könnerschaft verrät.

Dieses Beispiel soll Sie und Ihren Innenarchitekten auf die geradezu unbegrenzten Möglichkeiten individueller Kücheneinrichtung aufmerksam machen, die Ihnen das »system b« von bulthaup bietet. Längst ist es als »Das international anerkannte Küchensystem für die anspruchsvollen Liebhaber der guten Form« bekannt.

Wußten Sie, daß Sie die Holz-Türen dieser Küchen in neun unterschiedlichen Beiztönen bestellen können? Oder daß Sie unter mehr als 350 verschiedenen, raffiniert ausgestatteten Schrankelementen, die für Sie ideale Kombination wählen können?

Doch der schönste Beweis für die einzigartige Qualität und den hohen Gebrauchswert einer Küche von bulthaup liegt in diesen drei kleinen Worten: fünf Jahre Garantie!

Dazu gehört die Sicherheit, die Küche noch nach Jahren mit neuen Elementen passend und garantiert farbtreu ergänzen zu können.

Bei bulthaup hat man viel Verständnis für den Wunsch nach außergewöhnlichen Lösungen und Leistungen. Kurzum: »Bei bulthaup findet man die richtige Gesinnung«, würde Josef Hoffmann sagen.

Claus A. Froh

Alles, was Sie wissen müssen, bevor Sie eine neue Küche kaufen, sagt Ihnen bulthaup.

Lassen Sie sich das aktuelle »Informationspaket« kostenlos und portofrei zusenden!

Viele neue, realistische Einrichtungs-Beispiele, Bilder, Skizzen, Texte und Tips geben Ihnen wertvolle Entscheidungshilfe beim Planen einer Küche, die Ihrem Bedarf und Ihren Wünschen entspricht. Damit Sie sich mit einem Fachmann über das Kücheneinrichtungs-System von bulthaup unterhalten können, bekommen Sie außerdem die genaue Adresse des kompetenten Küchenspezialisten in Ihrer Nähe.

Rufen Sie unter dieser Nummer 0130/2324 (zum Ortstarif!) an. Oder senden Sie eine Postkarte an bulthaup, D-8318 Aich.

bulthaup

bulthaup in der Schweiz: bulthaup Küchen AG, Badener Strasse 78, CH-8952 Schlieren, 01/7309242
bulthaup in Österreich: W. Lackmeier, Grafenbergstraße 26, A-8051 Graz, 0316/555 54

# Jeder dritte FDP-Wähler liebäugelt mit der SPD

SPIEGEL-Umfrage über die politische Situation im Monat Februar

Als rabenschwarze Tage werden der 20. März und der 8. Mai in die Geschichte der CDU eingehen – wenn dann geschehen wird, was die meisten Bundesbürger erwarten.

52 Prozent nehmen an, daß die CDU zunächst bei der Landtagswahl in Baden-Württemberg die absolute Mehrheit einbüßt, die sie dort seit 1972 besitzt, und nur in einer Koalition weiterregieren kann.

70 Prozent vermuten, daß sodann in Schleswig-Holstein die SPD „Stimmen gewinnen" wird. Bei der letzten Wahl am 13. September 1987 hatten ihr nur 40 000 Stimmen und zwei Sitze an der absoluten Mehrheit gefehlt. Mit einem SPD-Sieg würde die CDU dort nach 38 Regierungsjahren in die Opposition geschickt.

Diese Prognosen ermittelte das Bielefelder Emnid-Institut bei einer SPIEGEL-Umfrage vom 4. bis 21. Februar.

Die politische Landschaft würde stark verändert, wenn sich die Erwartungen erfüllten. Die CDU wäre auf weite Sicht nicht mehr das, was sie mal war.

Nirgendwo in deutschen Landen wäre sie noch stark genug, allein zu herrschen. Dabei hatte sie sich daran gewöhnt, die Macht mit niemandem teilen zu müssen. Noch vor knapp zwei Jahren gab es dafür in vier der fünf von ihr regierten Länder keinen Grund.

Nun aber droht ihr in Baden-Württemberg der Verlust ihrer allerletzten absoluten Mehrheit. In den Ländern Niedersachsen, Hessen, Rheinland-Pfalz und Berlin ist sie schon längst auf die FDP angewiesen.

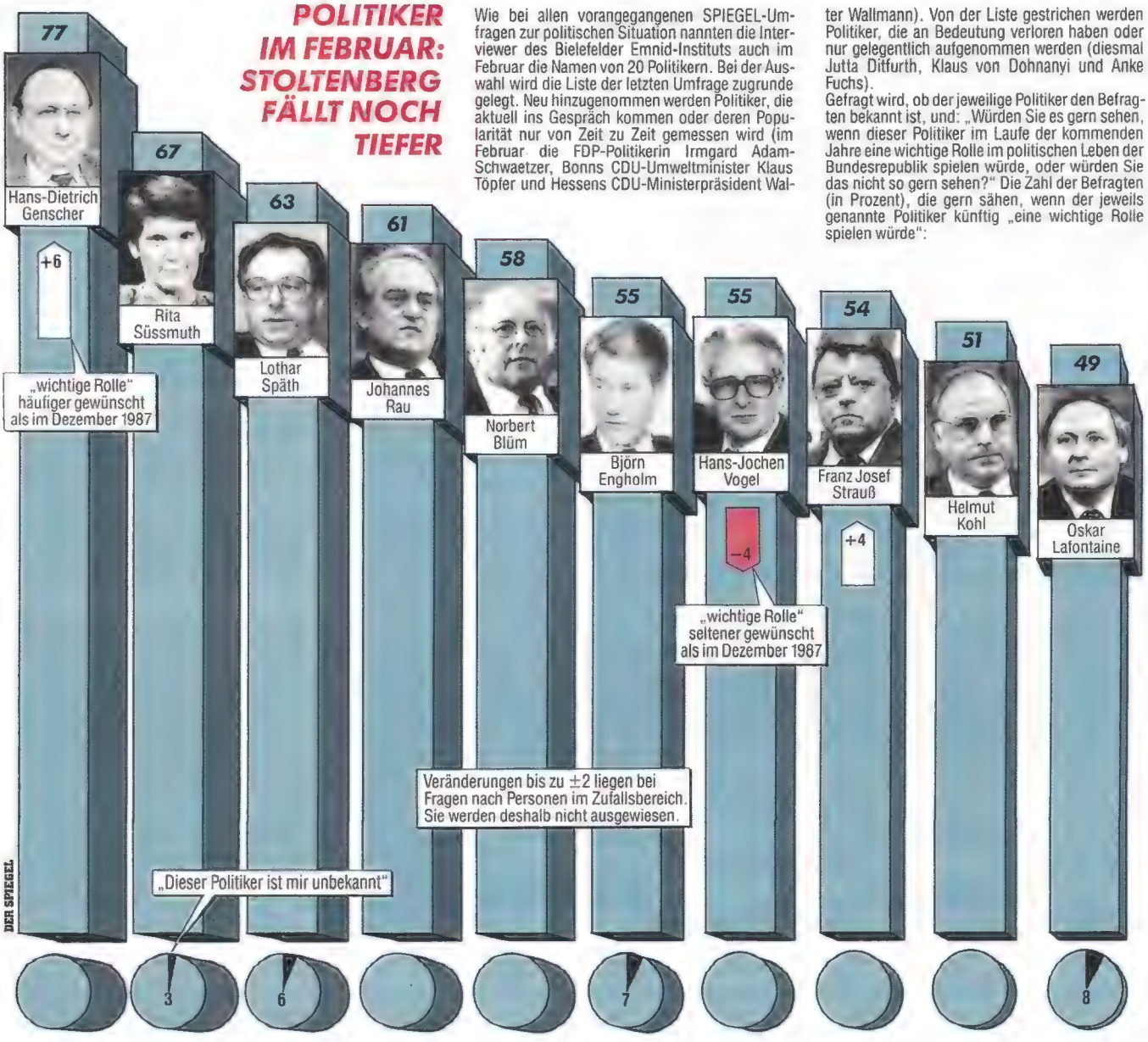
Mehrheiten einer einzigen Partei gäbe es dann nur noch dort, wo die CDU entweder gar nicht existiert (in Bayern für Straußens CSU) oder wo sie in SPD-regierten Ländern machtlos auf den Bänken der Opposition sitzt (in Nordrhein-Westfalen, im Saarland und in Bremen). Der einzige SPD-Regierungschef, der wie seine CDU-Kollegen keine eigene Mehrheit hat, ist Hamburgs Bürgermeister von Dohnanyi.

Er wird auch nach dem 8. Mai der einzige bleiben, denn aller Voraussicht nach wird der SPD-Spitzenkandidat

## POLITIKER IM FEBRUAR: STOLTENBERG FÄLLT NOCH TIEFER

Wie bei allen vorangegangenen SPIEGEL-Umfragen zur politischen Situation nannten die Interviewer des Bielefelder Emnid-Instituts auch im Februar die Namen von 20 Politikern. Bei der Auswahl wird die Liste der letzten Umfrage zugrunde gelegt. Neu hinzugenommen werden Politiker, die aktuell ins Gespräch kommen oder deren Popularität nur von Zeit zu Zeit gemessen wird (im Februar die FDP-Politikerin Irmgard Adam-Schwaetzer, Bonns CDU-Umweltminister Klaus Töpfer und Hessens CDU-Ministerpräsident Walter Wallmann). Von der Liste gestrichen werden Politiker, die an Bedeutung verloren haben oder nur gelegentlich aufgenommen werden (diesmal Jutta Ditfurth, Klaus von Dohnanyi und Anke Fuchs).

Gefragt wird, ob der jeweilige Politiker den Befragten bekannt ist, und: „Würden Sie es gern sehen, wenn dieser Politiker im Laufe der kommenden Jahre eine wichtige Rolle im politischen Leben der Bundesrepublik spielen würde, oder würden Sie das nicht so gern sehen?" Die Zahl der Befragten (in Prozent), die gern sähen, wenn der jeweils genannte Politiker künftig „eine wichtige Rolle spielen würde":



Engholm für die Mehrheit in Schleswig-Holstein die FDP nicht brauchen.

Geht Schleswig-Holstein für die CDU verloren, so gibt es fortan im Bundesrat je fünf von der CDU und von der SPD regierte Länder, und beide Seiten haben je 18 Stimmen. Dem Bayern-Chef Strauß könnte es dann gefallen, mit den fünf Stimmen seines Landes zu entscheiden, ob eine Mehrheit für oder gegen Bonn zustande kommt.

Die meisten CDU/CSU-Anhänger denken über die Unionschancen in Baden-Württemberg anders als die anderen Bundesbürger: Sie glauben überwiegend (72 Prozent), daß dort alles so bleiben wird, wie es ist.

Für Schleswig-Holstein hingegen haben die meisten Unionsanhänger keine Hoffnung, daß es nach der Barschel-Affäre für CDU und FDP noch zur Mehrheit reichen könnte. Lediglich 13 Prozent rechnen dort mit Stimmengewinnen der Christenpartei.

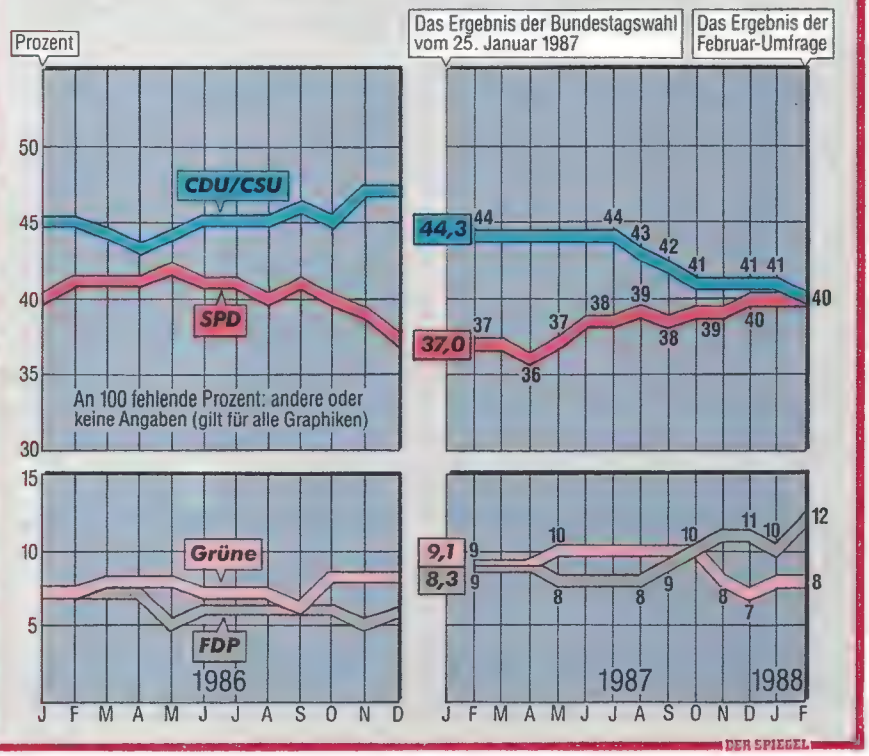
Fast die Hälfte der bundesdeutschen Unionswähler fühlt sich mit der CDU des nördlichsten Bundeslandes ohnehin nicht mehr verbunden. Den einen (38 Prozent) ist es egal, wer in Kiel regiert, die anderen (10 Prozent) würden es sogar begrüßen, wenn mit der SPD die Gegenpartei zum Zuge käme.

Größtenteils war die Februar-Umfrage des Emnid-Instituts Bonner Themen gewidmet. Und etliche Ergebnisse sind gleichsam die Quittung für Fehler der CDU/CSU und ihrer Spitzen.

Zum erstenmal seit dem Regierungswechsel im Oktober 1982 haben laut Emnid die Unionsparteien nur so wenige Wähler wie die SPD. Jede der beiden Parteien bringt es im Februar lediglich auf 40 Prozent.

## PARTEIEN IM FEBRUAR: SPD UND CDU/CSU GLEICHAUF

„Welche Partei würden Sie wählen, wenn am nächsten Sonntag Bundestagswahl wäre?" Diese „Sonntagsfrage" wird bei jeder politischen Umfrage gestellt. Das Ergebnis der Bundestagswahl vom 25. Januar 1987 und die Emnid-Zahlen von Januar 1986 bis Februar 1988:




So schlecht lag die CDU/CSU noch bei keiner Bundestagswahl seit 1953. Die SPD ist zwar aus ihrem Tief zu Beginn des Jahres 1987 heraus, als sie bei der Wahl nur auf 37 Prozent kam, gewinnt aber nun schon seit drei Monaten keine Anhänger hinzu.

Die Schwächen der beiden großen Parteien sind die Stärke der FDP, die seit fünf Monaten eine zweistellige Zahl von Anhängern besitzt und im Februar mit 12 Prozent ihr bestes Umfrageergebnis seit 13 Jahren erzielte.

Wie schon im Dezember und im Januar würde es auch im Februar zu einer Mehrheit der SPD und der FDP reichen. So stark waren diese beiden Parteien zusammen zuletzt im Dezember 1980 gewesen. Seither blieben sie bei den allmonatlichen Emnid-Umfragen acht Jahre lang immer unter 50 Prozent.

Die Mehrheit von SPD und FDP gibt es nur rechnerisch, ein Partner- und

# Manche Leu
# verstehen
# zu leben.
# Sie leasen BM

# te

# MW.

Wenn manche mehr begünstigt als andere erscheinen, so hat das nicht wenig mit ihrer Einstellung zu Geld und Besitz zu tun. Es verwundert daher nicht, daß erfolgreiche Leute sich in vielen Fällen für eine der modernsten Finanzierungsformen entscheiden: das Leasing.

Leasing – eine bestechende Idee. Die Idee des Leasings ist – wie die meisten guten Ideen – bestechend einfach. Nämlich hochwertige Güter für einen bestimmten Zeitraum zu nutzen, anstatt für teures Geld Eigentum zu erwerben.

Immer mehr Firmen und Privatleute bedienen sich dieser Finanzierungsform. Denn Leasing macht unabhängig, d. h. die finanzielle Bewegungsfreiheit bleibt erhalten. Wer least, kann sein Geld anderweitig gewinnbringend einsetzen.

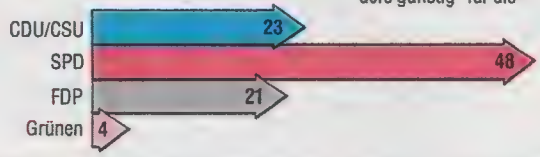
BMW zu leasen bedeutet also, immer eines der fortschrittlichsten und exklusivsten Automobile der Welt zu fahren. Und trotzdem liquide zu bleiben.

Jeder BMW Händler informiert Sie gerne und ausführlich über Ihre Vorteile beim Firmenwagen- und Privat-Leasing. Sie können uns aber auch direkt anrufen oder anschreiben. Wir senden Ihnen dann umgehend Informationsmaterial zu:
BMW Leasing GmbH, Marketing,
Postfach 45 01 31, 8000 München 45,
Telefon: 089/3184-4398.

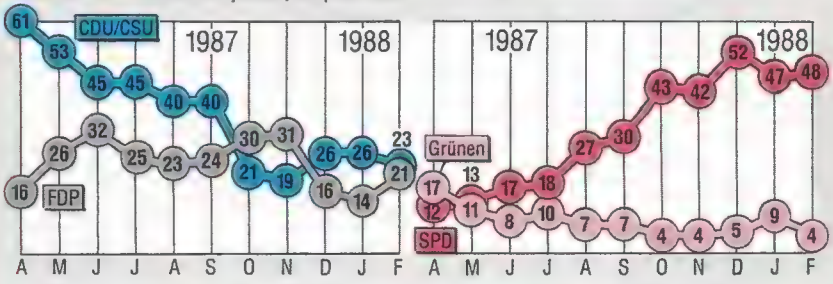
**BMW Leasing**

## MEINUNGSKLIMA IM FEBRUAR: SPD-WÄHLER BESTER STIMMUNG

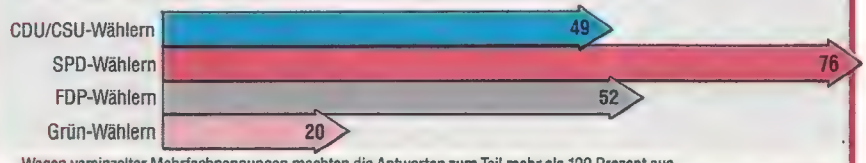
Dem Meinungsklima in der Bundesrepublik galt die Frage: „Für welche der im Bundestag vertretenen Parteien ist die politische Stimmung im Augenblick wohl besonders günstig?" Das Ergebnis im Februar: Es erklärten von je 100 Bundesbürgern, die politische Stimmung sei „besonders günstig" für die




Zum Vergleich die Ergebnisse von April 1987 bis Februar 1988: Es erklärten jeweils, die politische Stimmung sei „besonders günstig" für die



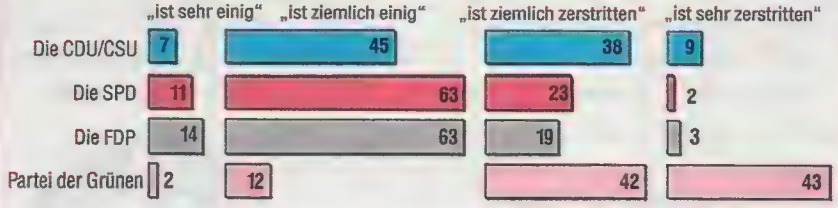

Wie denken die jeweiligen eigenen Anhänger über das Meinungsklima für „ihre" Partei? Es erklärten, die politische Stimmung sei für die Partei ihrer Wahl „besonders günstig", von je 100



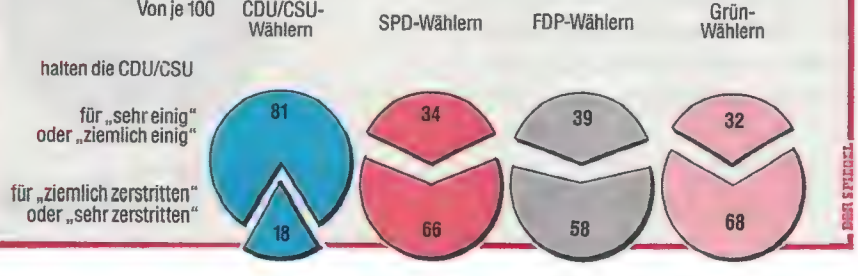

Wegen vereinzelter Mehrfachnennungen machten die Antworten zum Teil mehr als 100 Prozent aus.

## 47 VON 100: „CDU/CSU ZERSTRITTEN"

Zwischen je vier Antworten konnten die Befragten wählen, als sie ihren „Eindruck von den vier Bundestagsparteien" wiedergeben sollten; es ging darum, ob die Parteien „einig oder zerstritten sind". Von je 100 Befragten insgesamt urteilten:




Die CDU/CSU-Wähler stehen mit der überwiegend positiven Meinung über den Zustand ihrer Partei ziemlich allein:




Regierungswechsel ist kein Bonner Thema.

Nur gelegentlich versteigt sich jemand zu einer Vision, wie vorige Woche das „Hamburger Abendblatt", das sich allzu weitsichtig Klaus von Dohnanyi als Kanzler und Oskar Lafontaine als Minister (oder umgekehrt) einer Koalition von SPD und FDP vorstellte, zu der es entweder gleich nach der Wahl 1990 oder zwei Jahre später kommen könne. Überschrift: „‚Dann sind Oskar und Klaus dran', sagen die Strategen".

Aber nicht nur die Parteizahlen haben sich verändert. Eine neue Entwicklung vollzog sich auch in den Köpfen vieler FDP-Wähler.

Vor gut einem Jahr, im Januar 1987, war kurz vor der Bundestagswahl noch alles klar. Auf die Frage nach ihrer Wunschkoalition sprachen sich 79 Prozent der FDP-Anhänger für den Bund mit der CDU/CSU, nur 14 Prozent für eine Koalition mit der SPD aus. Das Verhältnis betrug sechs zu eins zugunsten der Bonner Koalition.

### Fischer weit vor Kohl

Jüngere Bundesbürger denken über Politiker und Parteien anders als ältere. Die Reihenfolge der 20 Politiker der Emnid-Liste, geordnet nach der Häufigkeit, mit der wahlberechtigte Bundesbürger von 18 bis 29 Jahren ihnen eine „wichtige Rolle" wünschen:

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1. | Genscher (FDP) | 11. | Strauß (CSU) |
| 2. | Rau (SPD) | 12. | Bangemann (FDP) |
| 3. | Engholm (SPD) | 13. | Kohl (CDU) |
| 4. | Süssmuth (CDU) | 14. | Stoltenberg (CDU) |
| 5. | Vogel (SPD) | 15. | Geißler (CDU) |
| 6. | Lafontaine (SPD) | 16. | Lambsdorff (FDP) |
| 7. | Späth (CDU) | 17. | Töpfer (CDU) |
| 8. | Blüm (CDU) | 18. | Adam-Schwätzer (FDP) |
| 9. | Fischer (Grüne) | 19. | Zimmermann (CSU) |
| 10. | Schily (Grüne) | 20. | Wallmann (CDU) |

Nun, im Februar 1988, steht es nur noch drei zu zwei: 45 Prozent der FDP-Wähler bejahen die Koalition mit der CDU/CSU, 32 Prozent liebäugeln mit der SPD als Partnerin.

Auch auf der Gegenseite, bei den SPD-Wählern, gab es einen Wandel. Vor einem Jahr überwog noch die Zuneigung zu den Grünen. Nun sind 50 Prozent der SPD-Anhänger für eine Koalition mit der FDP und nur noch halb so viele für ein rot-grünes Bündnis.

Nach vorherrschender Meinung befindet sich die SPD in einem besseren Zustand als die CDU/CSU. Für „zerstritten" halten lediglich 25 Prozent der Befragten die SPD, aber 47 Prozent die CDU/CSU. Deren eigene Anhänger sind mit dem Bild, das die Union bietet, überwiegend zufrieden (81 Prozent: „einig"), während die meisten anderen Bundesbürger in ihrer negativen Mei-

# »SAG MAL, GIBT'S DAS FÜR MEIN AUTO AUCH?«

Nur die fischerCBOX gibt's maßgeschneidert für über 50 Autotypen. Zum Beispiel für Audi, BMW, Fiat, Ford, Mercedes, Opel, Peugeot, Porsche, Renault, Saab, Volvo und Volkswagen. Selbst für die ausgefallensten Typen ist uns eine Lösung eingefallen. Ihre CBOX bekommen Sie gleich bei der Neuwagenbestellung oder in Ihrer Vertragswerkstatt bzw. im Autozubehör-Handel und den Fachabteilungen der Kauf-und Warenhäuser. Wie die perfekte Lösung für Ihre Cassetten in Ihrem Auto aussieht, teilen wir Ihnen gerne mit, wenn Sie uns den Coupon zurückschicken. Übrigens, die fischerCBOX gibt's auch für zu Hause.

**JETZT WIRD AUFGERÄUMT.**

Wieder eine gute Idee in bester Qualität, made by fischer.

CBOX®

WELCHE CBOX PASST IN MEIN COCKPIT? Sp 9

Autotyp _____ Baujahr _____

Name _____

Straße _____

PLZ/Ort _____

fischerwerke Artur Fischer GmbH & Co. KG, Postfach 100, D-7244 Tumlingen/Waldachtal

RTS RIEGER TEAM

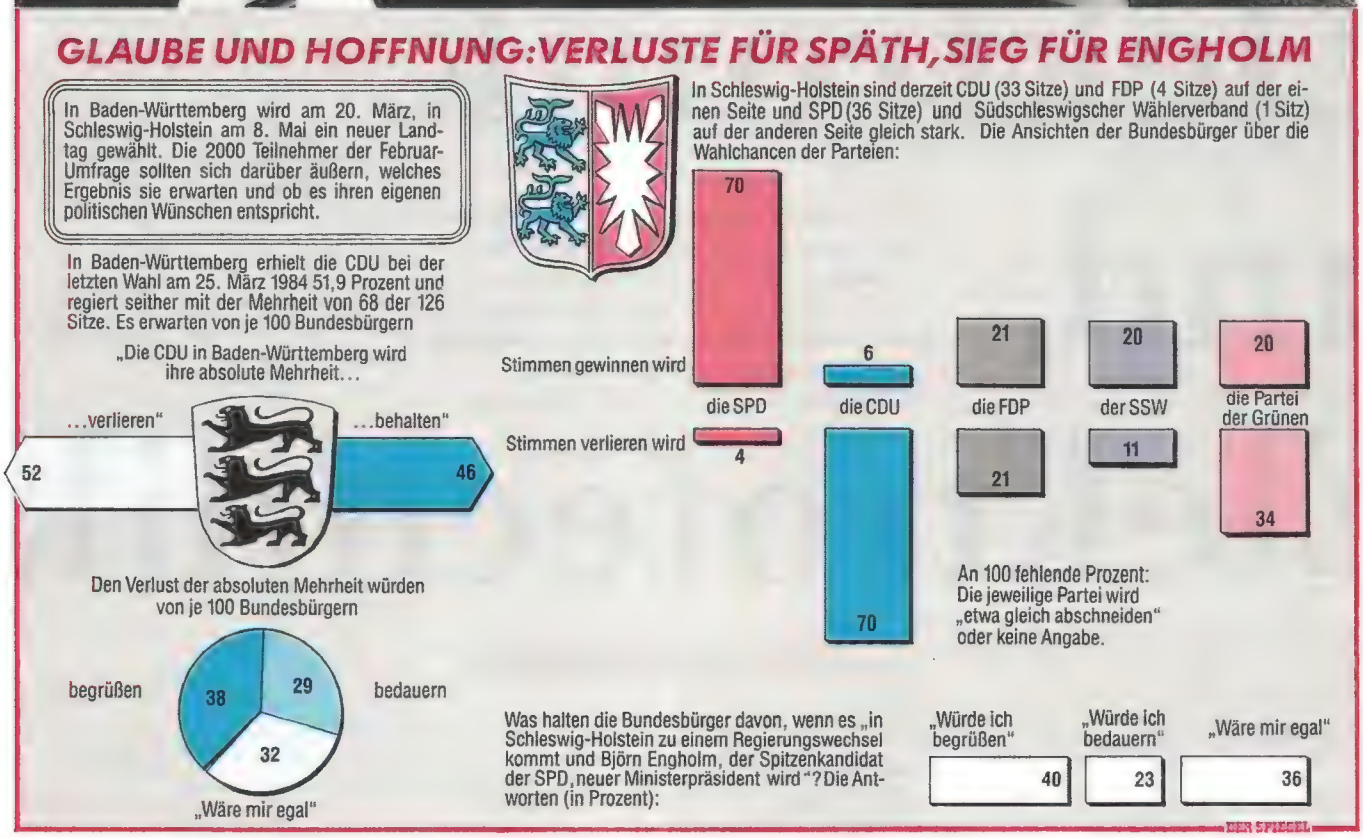
„Was habe ich Ihnen gesagt, Monsieur Hennessy? Ich kann vierundsiebzig Gläser mit Cognac balancieren, ohne einen Tropfen zu verschütten."

„Davon war ich von Anfang an überzeugt, Mademoiselle. Hätte ich Ihnen sonst wohl Cognac Hennessy eingeschenkt?"

*Unser Foto zeigt Gilles Hennessy als Gastgeber im Schloß der Hennessys.*

*Das Vergnügen, Cognac Hennessy zu trinken, ist durchaus steigerungsfähig: mit V.S., V.S.O.P., X.O. und Paradis.*

NICHTS HAT SO VIEL ESPRIT WIE ALTER COGNAC UND NEUE GEDANKEN.




nung übereinstimmen. Zwischen 58 und 68 Prozent der FDP-, der SPD- und der Grün-Wähler erklären die Union für „zerstritten".

Jeder zweite Bundesbürger meint, es gebe für die SPD eine „besonders günstige" Stimmung, von der CDU/CSU glaubt dies nur jeder vierte.

Wahrscheinlich werden sich die Zahlen für die CDU/CSU noch verschlechtern. Denn es gibt ein gewichtiges Thema, über das sogar viele ihrer eigenen Wähler anders denken als die Spitzen ihrer Partei: Es ist der Umgang mit der Atomkraft.

Würde sich die CDU an ein Wort ihres hessischen Umweltministers Karlheinz Weimar halten, so müßte sie unverzüglich mit dem Ausstieg beginnen. Denn Weimar hat kürzlich verkündet:

> Auf die Dauer ist die friedliche Nutzung der Kernenergie in der Bundesrepublik Deutschland gegen den Willen einer großen Mehrheit der Bevölkerung – trotz aller, nach unserer Meinung vorhandenen Argumente in wirtschaftlicher und technischer Hinsicht für eine Nutzung – nicht möglich.

Der Wille, dem Weimar solche Bedeutung beimißt, wird von Emnid kontinuierlich gemessen, auch in diesem Monat wieder. Das Ergebnis:

Die Mehrheit der Deutschen gegen die Kernenergie war schon seit der Tschernobyl-Katastrophe groß, sie ist nach dem Nukem-Skandal noch größer geworden.

Nicht mehr 14 Prozent wie im April 1987, sondern 16 Prozent verlangen jetzt, daß alle Atomkraftwerke in der Bundesrepublik „sofort stillgelegt werden". Und nicht mehr 57, sondern 63 Prozent sprechen sich dafür aus, alle Werke „nach einer Übergangszeit stillzulegen".

Mithin: Vor knapp einem Jahr wollten 71, jetzt wollen 79 Prozent der Bundesbürger ohne Kernkraft leben.

Mit dieser Volksmeinung stimmen die Unionsspitzen nicht überein. Der Bonner Umweltminister Klaus Töpfer zum Beispiel sprach sich im Bundestag dagegen aus, sich wegen der Nukem-Affäre für einen Ausstieg aus der Atomkraft zu entscheiden. Vielmehr sei „die höhere Sicherheit bei der Nutzung der Technik die einzig vertretbare Konsequenz".

Aber Töpfer wie auch etliche andere CDU/CSU-Politiker glauben einen Ausweg gefunden zu haben, wie sie an der Kernkraft festhalten und zugleich mit der Mehrheit zurechtkommen können, die ohne Kernkraft leben will. Sie sprechen von einer „Übergangsenergie" und versuchen den Eindruck zu erwecken, daß auch sie auf Atomkraft verzichten wollen.

Doch sie nennen entweder überhaupt keinen Schlußtermin oder sprechen von großen Zeiträumen. Nach Kanzlermeinung kann es „bis in die ersten Jahrzehnte des nächsten Jahrhunderts", also in den nächsten 20 bis 30 Jahren, keinen Ausstieg geben, und laut CDU-Generalsekretär Geißler ist die Atomkraft noch „vielleicht 30 Jahre, 40 Jahre, 50 Jahre" notwendig.

Aber wer den Abschied vom Atom in so weite Ferne rückt, handelt anders, als die Mehrheit der Bundesbürger es wünscht.

Emnid beschränkte sich nicht auf die Frage nach der Zukunft mit oder ohne Atomkraft, die das Institut schon mehrfach gestellt hatte, sondern formulierte

# Schrittmacher Elektronik und Elektrotechnik

Von Planung, Konstruktion und Fertigung mit Spannung in Hannover erwartet: die Neuheiten und Trends der Mikroelektronik, der Automatisierungs- und C-Techniken, der Fertigungstechnik sowie der Energietechnik. Vom Weltangebot der Elektronik und Elektrotechnik profitieren alle Branchen.

DIE MESSE DER MESSEN

Weltmarkt
Elektronik und Elektrotechnik
mit Weltlichtschau

MICROTRONIC
Bausteine der Elektronik

INTERMATIC-Systempräsentation
Fertigungsnahe System- und C-Techniken

ICA – Anlagenbau,
Transport und Verkehr, Bau-Technik

CeREG
Reinigung, Entsorgung, Abwasser

ENERGIE
Energie-, Luft-, Umwelttechnik

OPTEC
Technische Optik und Laser

Forschung und Technologie

Neue Werkstoffe

Oberflächentechnik

Zuliefermesse

Werkzeuge

Betriebsausrüstung

Centrum der Werbung

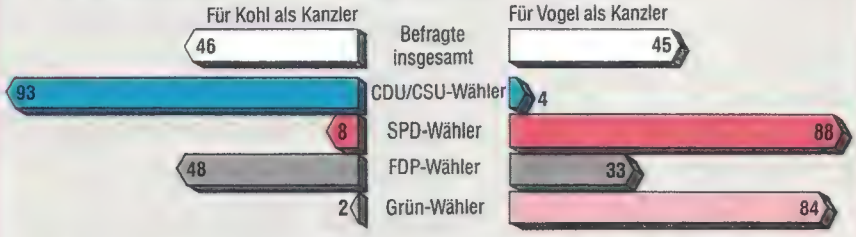
20. 4. – 27. 4. 1988

Weitere Informationen:
Deutsche Messe AG, Messegelände, D-3000 Hannover 82, Telefon (0511) 89-1, Telex 922728, BTX * 30143 #.

## FDP-WÄHLER: NOTE 4 FÜR DEN KANZLER

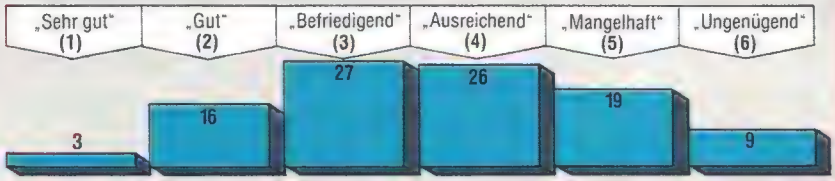
Mit drei Fragen sollte die Volksmeinung über Bundeskanzler Helmut Kohl erforscht werden.

Nach rund einjähriger Pause wurde wieder, zum ersten Mal seit der Bundestagswahl am 25. Januar 1987, die sogenannte Kanzlerfrage gestellt. Emnid ließ zwischen dem derzeitigen CDU-Regierungs- und dem derzeitigen SPD-Oppositionschef wählen. Der Text: „Angenommen, Sie könnten den Bundeskanzler direkt bestimmen und Helmut Kohl wäre der Kandidat der CDU/CSU, Hans-Jochen Vogel wäre der Kandidat der SPD. Für welchen von beiden würden Sie sich entscheiden?" Das Ergebnis in Prozent:



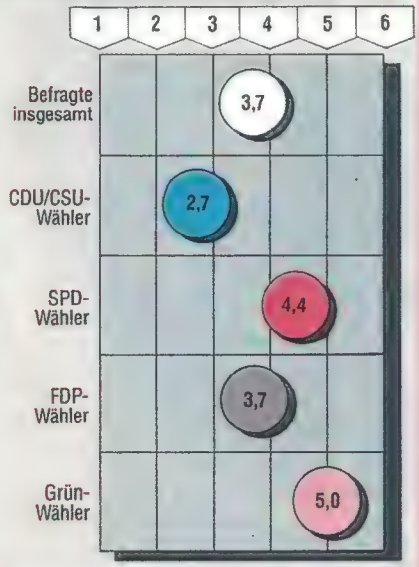

Ferner sollten die Befragten auf die mehr als fünfjährige Regierungszeit des Bundeskanzlers Kohl „zurückblicken und das Urteil in einer Schulnote ausdrücken". Das Ergebnis:

Es entschieden sich von je 100 Befragten für die Note

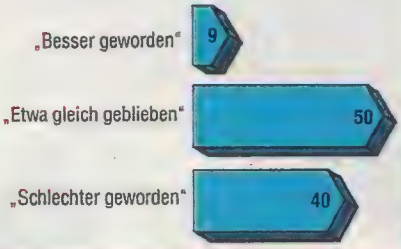



Das Urteil wird stark von der politischen Einstellung der Befragten bestimmt.

Die Durchschnittsnote für Kanzler Kohl:



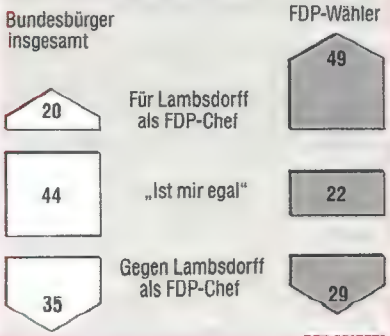

Schließlich fragte Emnid: „Wenn Sie Helmut Kohls Amtsführung in letzter Zeit mit der seiner ersten Jahre als Bundeskanzler vergleichen: Ist Helmut Kohl besser geworden, etwa gleich geblieben oder schlechter geworden?" Das Ergebnis (in Prozent):




DER SPIEGEL

## NUR JEDER FÜNFTE FÜR LAMBSDORFF ALS FDP-CHEF

Emnid fragte: „Nach Zeitungsberichten wird demnächst Otto Graf Lambsdorff für das Amt des FDP-Vorsitzenden kandidieren. Was ist Ihre Meinung: Sind Sie dafür, daß Lambsdorff FDP-Vorsitzender wird, sind Sie dagegen, oder ist es Ihnen egal?" Das Ergebnis (in Prozent):




DER SPIEGEL

noch eine weitere. Der Unterschied zwischen den beiden Fragen besteht vor allem darin, daß bei der zweiten Termine oder zumindest Zeiträume genannt wurden.

Mit vier Antwort-Vorgaben wurden in etwa die Vorstellungen der Grünen („sofort"), der SPD („in 10 Jahren"), des Kanzlers („20 bis 30 Jahre") und schließlich jener Unionspolitiker umrissen, die sich ohne irgendein Zeitlimit auf die Nutzung der Kernkraft eingestellt haben (siehe Graphik Seite 47).

Es ging darum, ob die Mehrheit von 79 Prozent, die sich eben für den sofortigen oder alsbaldigen Ausstieg ausgesprochen hatte, bei ihrer entschiedenen Meinung bleiben würde.

Wer strikt gegen die weitere Nutzung der Kernenergie ist, mußte eine der beiden ersten Antworten wählen und sich dafür aussprechen, entweder sofort mit dem Ausstieg zu beginnen oder ihn binnen zehn Jahren zu verwirklichen.

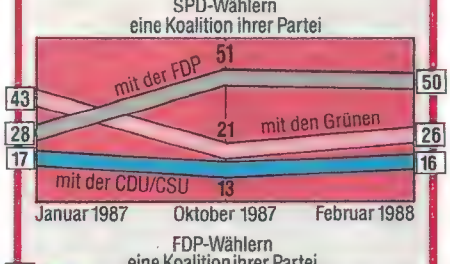
Wem aber – wie vielen Unionspolitikern – ein Abschied nicht in naher, sondern in ferner Zukunft genügen würde, der konnte auch die dritte Vorgabe wählen.

Die Ergebnisse der beiden Emnid-Fragen zur Atomkraft, der schon mehrfach gestellten und der neuen, lassen sich

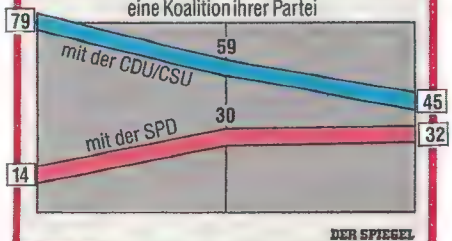
## WER SOLL MIT WEM?

„Welche Koalition wäre Ihnen am liebsten, wenn bei der nächsten Bundestagswahl keine Partei die absolute Mehrheit erhielte?" Emnid hatte diese Frage im Januar 1987, dem Monat der letzten Bundestagswahl, und im Oktober 1987 gestellt. Erhebliche Veränderungen traten zutage. Es wünschten von je 100

SPD-Wählern eine Koalition ihrer Partei




FDP-Wählern eine Koalition ihrer Partei




DER SPIEGEL

# „Etwas trocken", brummte er, „wenn wir auf das Cholesterin achten."

# „Irrtum", schmunzelte sie und reichte ihm die Margarine.

*Auf sein Cholesterin achten zu müssen ist kein Grund, die Pellkartöffelchen trocken zu verdrücken. Es gibt doch die Diät-Margarine von becel.*

*Sie ist cholesterinfrei und vor allem reich an mehrfach ungesättigten Fettsäuren, insbesondere der wertvollen Linolsäure. Und das ist wichtig für ein ausgewogenes Verhältnis der Fettsäurearten in der Ernährung. Wobei es darum geht, den Anteil der gesättigten Fettsäuren zu senken und den der mehrfach ungesättigten zu heben.*

*So hilft Ihnen das becel Diät-Programm, sich vernünftiger und gesünder zu ernähren. Nicht nur mit der Margarine für Brot und Brötchen. Auch mit dem Öl für Salate und Rohkost, dem Pflanzenfett zum Braten und der Pflanzencreme zum Backen.*

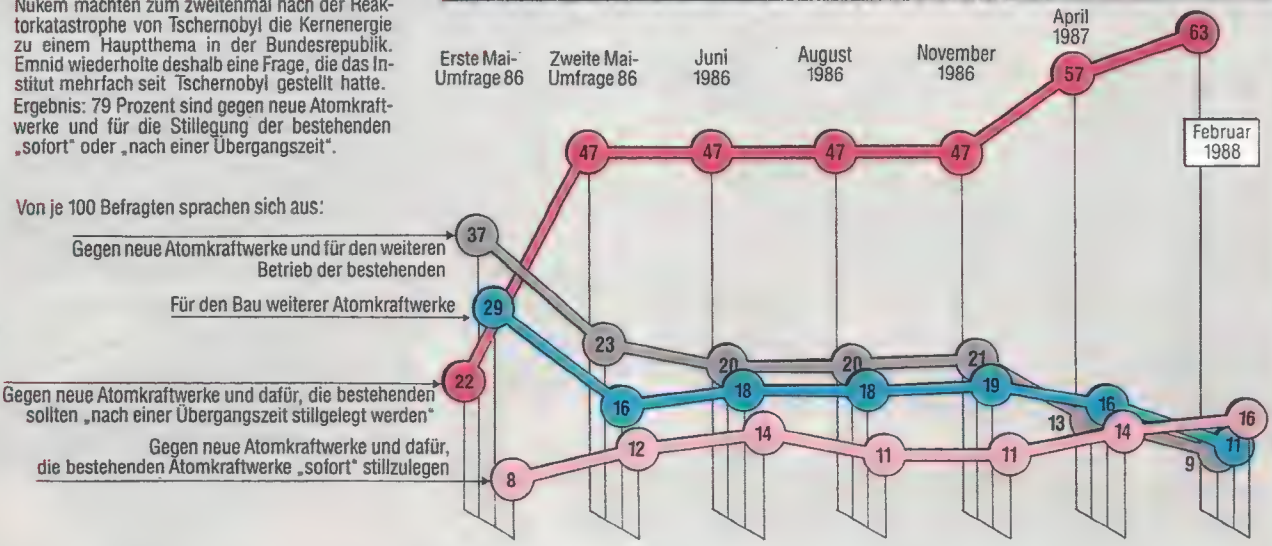
*becel Diät-Programm: Fettsäurenanteile*

| | mehrfach ungesättigt | einfach ungesättigt | gesättigt |
|---|---|---|---|
| becel leicht Diät-Halbfettmargarine | 60% | 15% | 25% |
| Diät-Margarine | 60% | 15% | 25% |
| Diät-Speiseöl | 70% | 18% | 12% |
| Diät-Pflanzencreme | 65% | 20% | 15% |
| Diät-Pflanzenfett | 60% | 15% | 25% |

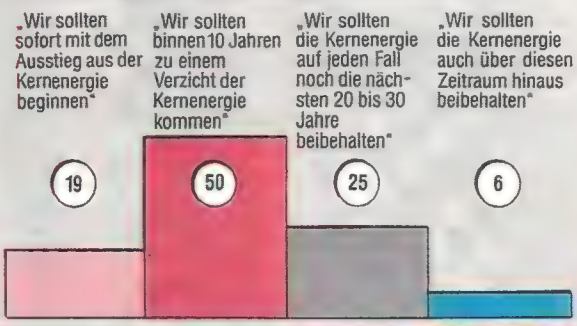
## Gesünder leben. Bewußter genießen. becel.

## NOCH MEHR DEUTSCHE GEGEN KERNKRAFT

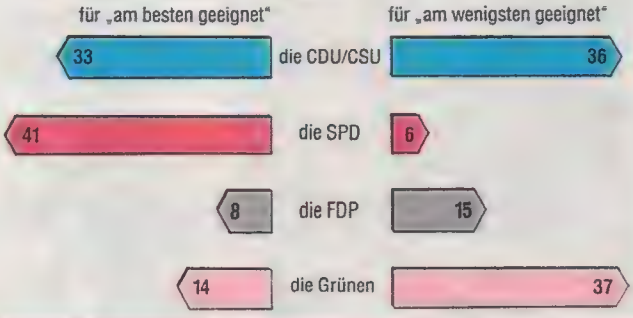
Die Ereignisse um die hessische Atomfirma Nukem machten zum zweitenmal nach der Reaktorkatastrophe von Tschernobyl die Kernenergie zu einem Hauptthema in der Bundesrepublik. Emnid wiederholte deshalb eine Frage, die das Institut mehrfach seit Tschernobyl gestellt hatte. Ergebnis: 79 Prozent sind gegen neue Atomkraftwerke und für die Stillegung der bestehenden „sofort" oder „nach einer Übergangszeit".




Der Zukunft mit oder ohne Kernenergie galt eine weitere Frage. Dabei ging es um die Zeitvorstellungen, die entweder von Parteien oder von einzelnen Politikern genannt worden sind.
Von je 100 Bundesbürgern entschieden sich für die Antwort:




Mit zwei weiteren Fragen sollte geklärt werden, welche Partei nach Volksmeinung „am besten" und welche Partei „am wenigsten" geeignet ist, das Problem der Kernenergie zu lösen.
Von je 100 Befragten insgesamt halten




DER SPIEGEL

nicht mathematisch präzise abwägen und miteinander vergleichen; aber politisch war das Resultat eindeutig:

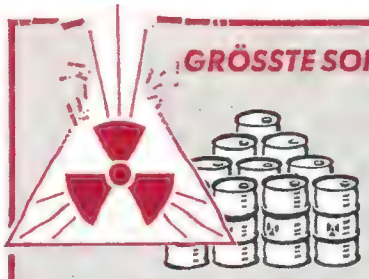
Die Mehrheit, die sich für den Ausstieg sofort oder binnen zehn Jahren aussprach, war annähernd so groß wie die Anti-Atom-Mehrheit bei der ersten Frage (69 gegenüber 79 Prozent).

Mit anderen Worten: Die Mehrheit wird stabil bleiben, wie Unionspolitiker das Wort von der Übergangsenergie auch drehen, wenden und dehnen werden.

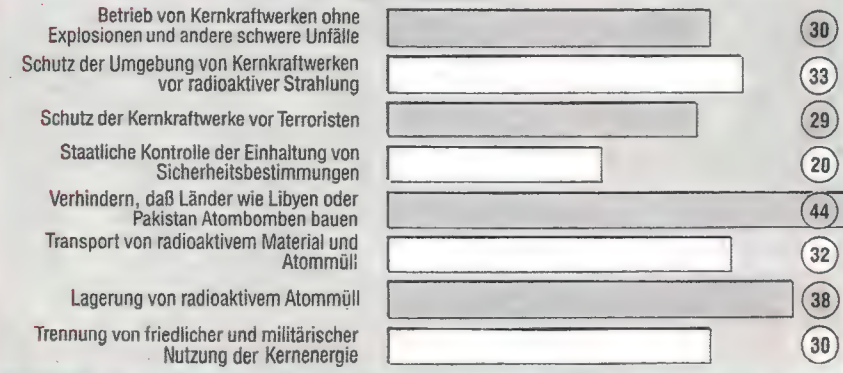
Zu den Kernkraftgegnern, die spätestens in zehn Jahren das letzte Atomkraftwerk in der Bundesrepublik abschalten wollen, gehören nicht nur 92 Prozent der Grün-, 82 Prozent der SPD- und 58 Prozent der FDP-Wähler, sondern auch 53 Prozent der CDU/CSU-Wähler.

Sie denken anders als „ihre" Partei. ◆

## GRÖSSTE SORGE: ATOMBOMBE FÜR GADDAFI



Acht Probleme, „die sich bei der Nutzung der Kernenergie ergeben", zählten die Emnid-Interviewer auf und fragten jeweils „ob man das Problem in den Griff kriegen kann oder nicht".
Zur Verfügung stand eine Skala mit Werten von 1 („ziemlich sicher nicht zu lösen") bis 10 („ganz sicher zu lösen"). Wie groß die Sorgen in der Bevölkerung sind, zeigt die Zahl der Befragten, die sich für einen der beiden extremen Werte 1 oder 2 entschieden:




DER SPIEGEL

LINTAS 7.532

**„Das nenn' ich Kundendienst – so ein Ferngespräch zum Ortstarif."**

Freuen Sie sich: Immer mehr Unternehmen bieten Ihnen jetzt den „Service 130". Rufen Sie ein solches Unternehmen an, so zahlen Sie für den 8-Minuten-Takt nur 23 Pfennig, auch wenn's ein Ferngespräch ist. Die anfallenden Ferngesprächsgebühren übernimmt das angerufene Unternehmen. Sie erkennen die Unternehmen, die Ihnen so kundenfreundlich entgegenkommen, daran, daß ihre Rufnummer mit 0130 anfängt.

SERVICE 130

Ferngespräche zum Ortstarif.

Post

# WIE MAN KARRIERE MACHT.

**Oder: Wie man mit GBC die gute Lösung überzeugend präsentiert.**

Auch die beste Idee will gut verkauft sein. Und wer sich hier von anderen schon auf den ersten Blick unterscheidet, hat es einfach leichter. Ob Angebote, Reports, Auswertungen, Geschäftsberichte, Bilanzen, ob für interne oder externe Zwecke – mit GBC präsentierte Unterlagen wirken überzeugend.

GBC bietet für jeden Bereich die ideale Lösung: Systeme für Binderücken- und Klebeheftungen oder die anspruchsvolle SureBind-Spezialbindung. Eine Vielzahl unterschiedlichster Einbände – von flexibel bis zum professionellen HardCover. Und in jedem Fall ganz individuelle Gestaltungsmöglichkeiten. Dazu die Beratung und den Service aus einer Hand. Weitere Informationen erhalten Sie zum Ortstarif

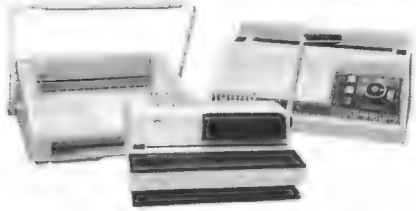
☎ 0130/6644

oder mit dem Coupon. Absender nicht vergessen!

☐ Ich möchte vom GBC Berater persönlich beraten werden.

☐ Schicken Sie mir ausführliche Produktinformationen.

GBC Deutschland GmbH, Rather Str. 28, 4000 Düsseldorf 30 0109801



GBC

***Perfekte Technik. Perfekter Service.***




## Rot oder blau

**Der Chef-Ermittler in der Barschel-Affäre, Leitender Oberstaatsanwalt Oswald Kleiner, wird selber zum Untersuchungsgegenstand. Er geriet in den Verdacht von Dienstvergehen und Falschaussagen.**

Mit der Ordnung in seiner Behörde nimmt es der Leitende Oberstaatsanwalt Oswald Kleiner, 57, sehr genau. „Verfügungen bis zu einer Länge von einer Seite (= 25 Zeilen)", ordnete der Leiter der Lübecker Staatsanwaltschaft beispielsweise zur Entlastung seines Schreibdienstes an, „sind eigenhändig zu schreiben"; bei Diktaten sei „auf Sprechdisziplin zu achten".

„Sprachliche Mängel" möchte der Chef-Ermittler in der Kieler Barschel-Affäre gern aus den Anklageschriften heraushalten. „Im Gebrauch von Umgangsdeutsch", wies der penible Beamte seine Kollegen an, sollten sie sich „strenge Zurückhaltung auferlegen".

Überfällige Strafverfahren müssen den Aufkleber „Restesache" tragen und in einer „4-Monatsresteliste (blau)" oder einer „8-Monatsresteliste (rot)" geführt, als „10-Monatsrest" ausgewiesen oder in einer „Gesamtresteliste" verzeichnet werden.

**Lübecker Staatsanwalt Kleiner:** „Auf Disziplin achten"

Die Umsicht, die Kleiner auf das reibungslose Funktionieren seines Bürobetriebes verwendet, hätte er auch bei der Ermittlungsarbeit walten lassen sollen. Die hat der Lübecker Behörde bundesweit den Ruf einer „liebedienerischen Staatsanwaltschaft" („Frankfurter Rundschau") eingebracht.

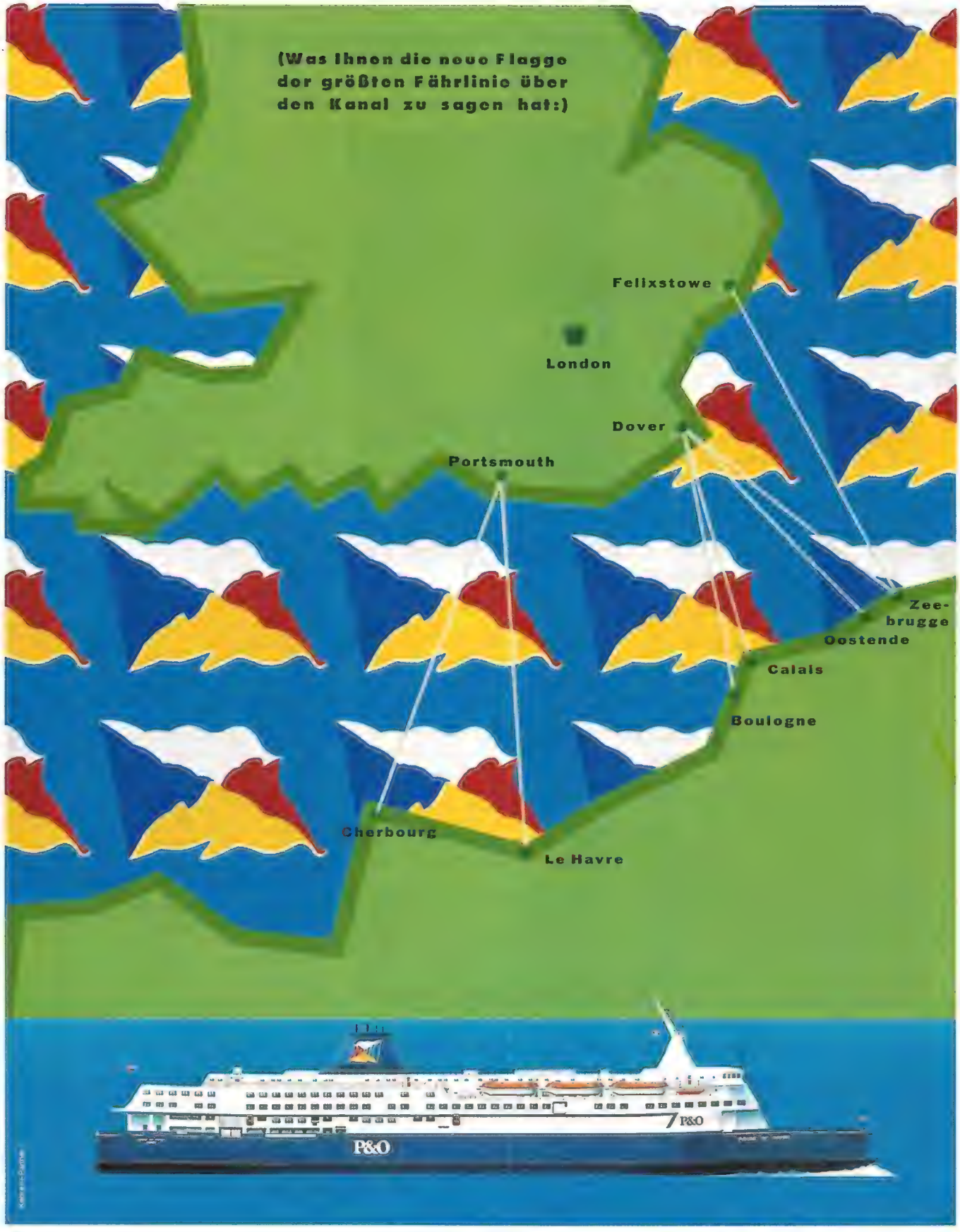
Merkwürdige Ermittlungs- und Arbeitsmethoden waren Kleiners Staatsanwälten vor allem bei ihren umstrittenen Recherchen in der Barschel-Affäre zugeschrieben worden. Deutlich benachteiligt von der christdemokratisch gesteuerten Justiz fühlte sich der Sozialdemokrat Björn Engholm, der schon vor der jüngsten Wahl Strafanzeige wegen der gegen ihn inszenierten Bespitzelungsaktion und der Steuerdenunziation gestellt hatte, aber wochenlang von Ermittlungen in dieser Richtung nichts wahrnahm. Auf die Journalisten-Frage, ob er sich von den Ermittlern schlecht behandelt fühle, antwortete Engholm bitter: „Ich fühle mich überhaupt nicht behandelt."

Ganz besonders intensive Behandlung wiederum hatten Lübecker Staatsanwälte zuvor Mitgliedern der Friedensbewegung angedeihen lassen, die nach Protestaktionen mit unnachgiebiger Härte verfolgt worden waren.

Aus dem Rahmen fiel auch Kleiners Verhalten gegenüber dem Barschel-Schwager Alexander von Bismarck, 37, der im Februar 1986 wegen Betruges zu drei Jahren Freiheitsentzug verurteilt worden war. Am Tag nach dem Gerichtsentscheid, so ärgern sich Staatsanwaltskollegen, empfing Kleiner den adligen Delinquenten in seinem Dienstzimmer, um persönlich dessen Beschwerde über den Sitzungsvertreter der Staatsanwaltschaft entgegenzunehmen.

Der „verheerende Eindruck von Einäugigkeit, Parteilichkeit und fachlicher Schlamperei" („Süddeutsche Zeitung"), den Kleiner und seine Staatsanwälte in der Barschel-Affäre hinterließen, stieß schließlich selbst der unionsnahen Kieler FDP auf. Die Liberalen fanden „keine plausiblen Begründungen" dafür, daß die Staatsanwaltschaft ihre Ermittlungen „nicht mit der gebotenen politischen Neutralität" vorgenommen habe; sie verlangen jetzt eine Überprüfung durch das vorgesetzte Justizministerium.

Das kann gleich andere Ungereimtheiten aus Kleiners Amtsführung mit untersuchen, die selbst unter Justizbeamten den Verdacht von „Dienstvergehen" aufkommen lassen. So sind im Fahrtenbuch der Lübecker Staatsanwaltschaft eine Vielzahl Fahrten Kleiners ausgewiesen, die zumindest, wie ein hoher Beamter im Kieler Justizministerium sagt, „hochproblematisch" sind. Mal ließ sich




**Nur unsere Flagge ist neuer als unsere Flotte.** P & O European Ferries ist zwar die neueste, aber bereits die größte Fährlinie über den Kanal nach England. Mit modernen Schiffen, den meisten Routen, den häufigsten Abfahrten und einem beispielhaften Komfort. Achten Sie also darauf, unter welcher Flagge Sie über den Kanal fahren. Wenn Sie unsere sehen, ist das sicher eine gute Wahl. Schreiben Sie uns. Wir schicken Ihnen gerne unseren neuen Prospekt. Kostenlos.

P&O European Ferries

ABT. S 3, GRAF-ADOLF-STRASSE 41
4000 DÜSSELDORF 1, TEL. 0211/387060

# „Wann endlich geht Stoltenberg?“

Späte Opfer der Barschel-Affäre: die CDU-Spitzenmänner in Regierung und Parteiapparat

Ein deutliches „Wort zu Henning Schwarz“, in eigener Sache also, mochte sich der amtierende Kieler Regierungschef nicht länger verwehren. Als es dann endlich heraus war, machte sich, wieder einmal, Erschrecken im Regierungslager und unverhohlene Schadenfreude bei der SPD-Opposition breit. „Was hat ihn“, fragte ein CDU-Abgeordneter gequält in den Gängen des Landeshauses, „gerade jetzt dazu getrieben?“

Die Aufregung in Plenum und Parlamentslobby war verständlich. Völlig überraschend hatte Henning Schwarz, 59, vorletzte Woche vor dem schleswig-holsteinischen Landtag eingestanden, er habe schon während der unrühmlichen „Ehrenwort“-Pressekonferenz seines früheren Ministerpräsidenten am 18. September gewußt, „daß Uwe Barschel log“.

Auf Fragen von Journalisten nach dem Aufenthalt des abwesenden Regierungssprechers Gerd Behnke hatte Barschel vor laufenden Fernsehkameras behauptet, sein Staatssekretär sei aufgrund eines „Termins“ verhindert. Tatsächlich wußte es Schwarz nach eigenem Bekunden jedoch schon damals besser. Er habe von Behnke persönlich erfahren, offenbarte Schwarz nun vor dem Landesparlament, daß Behnke „auf Wunsch des Ministerpräsidenten“ der Pressekonferenz ferngeblieben war.

Was Schwarz als überfälligen „Beitrag zur ehrlichen Aufarbeitung der Affäre“ („Kieler Nachrichten“) verstanden haben mag, erwies sich unverzüglich als politischer Bumerang für die leidgeprüfte Union. Denn noch im November, vor dem parlamentarischen Untersuchungsausschuß des Landtages, hatte Schwarz sich anders eingelassen.

Von der SPD eilends beigebrachte Protokollauszüge dokumentieren eine peinliche Gedächtnislücke: „Ich kann mich“, so hatte Schwarz im Ausschuß auf hartnäckiges Befragen zur Abwesenheit Behnkes gesagt, „an eine Begründung nicht erinnern.“

Das konnte die Kieler Staatsanwaltschaft offenbar um so besser. Die leitete in „der Sache Schwarz“ flugs ein Vorermittlungsverfahren ein, um, so Oberstaatsanwalt Horst-Alex Schmidt, „mit höchster Priorität“ dem Verdacht einer uneidlichen Falschaussage des amtierenden Ministerpräsidenten nachzugehen.

**Christdemokrat Reichardt**
Vor dem Untersuchungsausschuß . . .

Zwar sprang Behnke seinem einstigen Vorgesetzten eilfertig bei. Nicht vor dem Ausschuß, sondern vor dem Plenum habe sich Schwarz geirrt, teilte Behnke beflissen mit; er habe Schwarz nur vage informiert. Behnkes Aussage rettet den ehemaligen Justizminister womöglich vor einer Anklage, entlastet ihn aber nicht von dem Vorwurf, die Parlamentarier belogen zu haben – die politische Karriere des Henning Schwarz ist nun, so scheint es, unwiderruflich beendet.

Und nicht nur der erste Mann der CDU im Kabinett ist, fünf Monate nach Beginn der Kieler Affäre, schwer angeschlagen. Dem Skandal zum Opfer gefallen sind auch die Spitzenleute der Union im Parteiapparat und im Landtag, Generalsekretär Rolf Rüdiger Reichardt, 47, und Fraktionsvorsitzender Klaus Kribben, 50, der schon im Oktober auf die Spitzenkandidatur verzichten mußte.

Reichardt, engster Vertrauter des CDU-Landesvorsitzenden Gerhard Stoltenberg, war mitverantwortlich für die Wahlkampagnen um angebliche SPD-Forderungen nach „straffreiem Sex mit Kindern“ und „Abtreibung bis zur Geburt“ wie auch für die Verfilzung von Staatskanzlei und Parteizentrale. Seit auch noch ein Strategiepapier Reichardts aus dem Herbst 1986 bekannt wurde, das sich in einigen Passagen wie eine Handlungsanweisung für Barschels späteren Medienreferenten Reiner Pfeiffer liest, ist Stoltenbergs General unhaltbar geworden.

Dem Oppositionsführer Björn Engholm von der SPD könne „ein Teil seiner Wirkung genommen werden“, hatte Reichardt in dem Papier maliziös formuliert, „wenn es gelingt, ihn in seiner persönlichen Empfindlichkeit zu treffen“. Die Kandidatur neuer Parteien müsse zudem „verhindert“, schon erste Ansätze sollten „im Keim erstickt“ werden.

Monatelang hatte sich Reichardt ebenso wie Fraktionschef Kribben an das Wahlkampfpapier nicht erinnern können, obwohl beide an einer einschlägigen Strategiebesprechung teilgenommen hatten. Noch im Ausschuß leugnete der Generalsekretär jede Erinnerung „an so ein Papier“ (Reichardt).

**Christdemokrat Schwarz**
. . . die Unwahrheit gesagt?

Gegen „Reichardt und andere“ leitete die Staatsanwaltschaft nun die „notwendigen juristischen Maßnahmen“ (CDU-Vize Eberhard Dall'Asta) ein, um zu prüfen, ob sie vor dem Parlamentsgremium die Unwahrheit gesagt haben. Reichardt hat bereits seinen Rücktritt für den CDU-Landesparteitag Anfang März angekündigt. Kribbens Position ist womöglich auf Dauer geschwächt.

Um glaubhaft zu dokumentieren, daß die CDU wirklich einen politischen Neuanfang anstrebt, müsse die Partei nun nur noch „eine Frage“ beantworten, sagt ein Vorstandsmitglied: „Wann endlich geht Stoltenberg?“

CDU-Mitglied Kleiner an Wochenenden, im Dienstwagen und vom Chauffeur, zu CDU-Parteitagen in Kiel und Husum kutschieren, bei denen seine Frau Delegierte war. Mal fuhr der Leitende Oberstaatsanwalt (Behördenkürzel: „LOStA") mit dem Dienstwagen nach Dienstschluß zu Veranstaltungen der unionsnahen Hermann-Ehlers-Akademie, etwa zu einer Diskussion über das Verhältnis von Staat und Kirche zur Dritten Welt.

Gleich dutzendfach stehen, besonders heikel, „Stadtfahrten" des „LOStA Kleiner" zu Buche, mal „zur Behörde", mal mit Zielvermerk „Schwartauer Allee" – der Privatanschrift Kleiners.

Bei seinen Extra-Touren übersah der ansonsten so penible Jurist, der Barschels Favorit für die Nachfolge des Generalstaatsanwaltes war, daß der Benutzung von Dienstfahrzeugen in den behördlichen Richtlinien enge Grenzen gezogen sind. Die schließen beispielsweise Fahrten aus, heißt es im Kieler Ministerium, die nicht erkennbar der „dienstlichen Repräsentation" dienen.

„Fahrten zu Privatzwecken – einschließlich der Fahrten zwischen Wohnung und Dienststelle" – dürfen, heißt es in den Richtlinien eindeutig, „grundsätzlich nicht ausgeführt werden". Ausnahmen seien lediglich „im Einzelfall in Anwendung des Fürsorgeprinzips" gestattet, etwa „bei plötzlicher Erkrankung" oder „bei Unglücksfällen von Mitarbeitern".

Noch dicker kommt es für Kleiner womöglich wegen seiner Rolle im Barschel-Skandal, der immer wieder neue Opfer fordert, zuletzt den CDU-Generalsekretär Rolf Rüdiger Reichardt (siehe Kasten Seite 52). In Bedrängnis geraten könnte Kleiner wegen seines amtlichen Auftritts vor dem Parlamentarischen Untersuchungsausschuß.

Abgeordnete hatten den staatlichen Ermittler dort gefragt, ob und wie häufig der Hamburger Rechtsanwalt Justus Warburg, Beistand des Schwarzkopf-Managers und Barschel-Vertrauten Karl Josef Ballhaus, „allein bei der Staatsanwaltschaft" in Lübeck vorgesprochen habe. Kleiner erinnerte sich nur an ein kurzes Gespräch vor der Ballhaus-Vernehmung am 19. September. Frage des SPD-Abgeordneten Uwe Jensen: „Und danach war der Anwalt nicht mehr bei Ihnen?" Kleiner: „Nein."

Zufällig wurden Kleiner und Warburg jedoch drei Tage nach der Vernehmung, am 22. September, von einem Lübecker Staatsanwalt beobachtet, nachdem sie „im Dienstzimmer des Behördenleiters zu einem Gespräch" zusammengetroffen waren.

In einem schriftlichen Vermerk, der dem SPIEGEL vorliegt, notierte der Staatsanwalt noch am gleichen Abend: „Gegen 20 Uhr verließen Herr Kleiner und RA Dr. Warburg zusammen das Dienstgebäude. Beide fuhren mit dem Pkw HH-PE 341 davon."

# „Das Signal bin ich"

## Hans-Joachim Noack über den Kieler CDU-Erneuerer Heiko Hoffmann

Wohl in keinem Moment seines politischen Aufstiegs hat sich der schleswig-holsteinische Justizminister Heiko Hoffmann, CDU, in einer vergleichsweise ungemütlichen Situation befunden. Strapaziert sitzt er da im Verlaufe der parlamentarischen Abschlußdebatte zur „Affäre Barschel/Pfeiffer" im Kieler Landeshaus auf der Regierungsbank. Juckreiz scheint ihn zu plagen, während sein Kollege, der geschäftsführende Kabinettschef Henning Schwarz, eine hanebüchene Rede beendet.

Gespannt richten sich aller Augen auf den Mann, der die arg gebeutelten Christdemokraten als deren designierter Spitzenkandidat aus der Tiefe führen soll. Wie wird er nun reagieren? Wird er dem stumpfsinnig uneinsichtigen Parteifreund dennoch den obligaten Beifall zollen?

**Einzelgänger Hoffmann:** „Selbstgefühl des armen Poeten"

Hoffmann krümmt und windet sich. Mit einer Gebärde, in der sein Unbehagen zum Ausdruck kommt, die man zugleich aber auch als eine Andeutung von Zustimmung verstehen könnte, halten sich seine Hände hastig an dem vor ihm liegenden Aktenstück fest.

Unbestreitbar ist: Geklatscht hat er nicht, sondern sich auf eine Weise seiner Aufgabe entledigt, die zumindest pantomimisch elegant zu nennen ist. Hoffmanns Kritiker nehmen so die kleine Demonstration auch nur achselzuckend zur Kenntnis, ohne sich sonderlich aufzuregen. Anhänger hingegen stilisieren den Vorgang danach zu einem regelrechten Ereignis hoch: Der Kandidat habe bewiesen, daß er Farbe bekennen kann.

Der Kandidat tut sich schwer, sich solchen Kraftanstrengungen auszusetzen. Einerseits ist der 52jährige Jurist besten Willens, die gefallene Partei „in einen Läuterungsprozeß zu führen", andererseits verwehrt ihm sein Naturell, mit der nötigen Durchschlagskraft aufzuwarten.

Heiko Hoffmann, ein Politiker-Typus, der so zart wie smart ist und der in lächelnder Selbstbescheidung gesteht, „nicht der Mensch zu sein, unter dem man sich normalerweise einen Ministerpräsidenten vorstellt". Denkbar, daß er das auch ein bißchen kokett meint, also auf Widerspruch reflektiert; aber sicher hat er recht damit.

Denn normalerweise wäre der bis vor kurzem noch weithin unbekannte Leisetreter kaum der Mann, als der er heute gehandelt wird. Unwahrscheinlich, daß sich zumal die CDU vom Zuschnitt des schleswig-holsteinischen Landesverbandes einem filigranen Grübler unterwürfe, der „die Wiedergewinnung der verlorenen Glaubwürdigkeit" als sein wichtigstes Wahlziel beschreibt.

Doch die Verhältnisse sind nun mal nicht so. Was immer aus dem Fall Barschel wirklich gelernt worden ist – allein schon der Umstand, daß es ihn gab, hat die Kieler Regierungspartei bis auf weiteres ziemlich mundtot gemacht. Ergo

# Wie kommen Schiene zum Zuge?

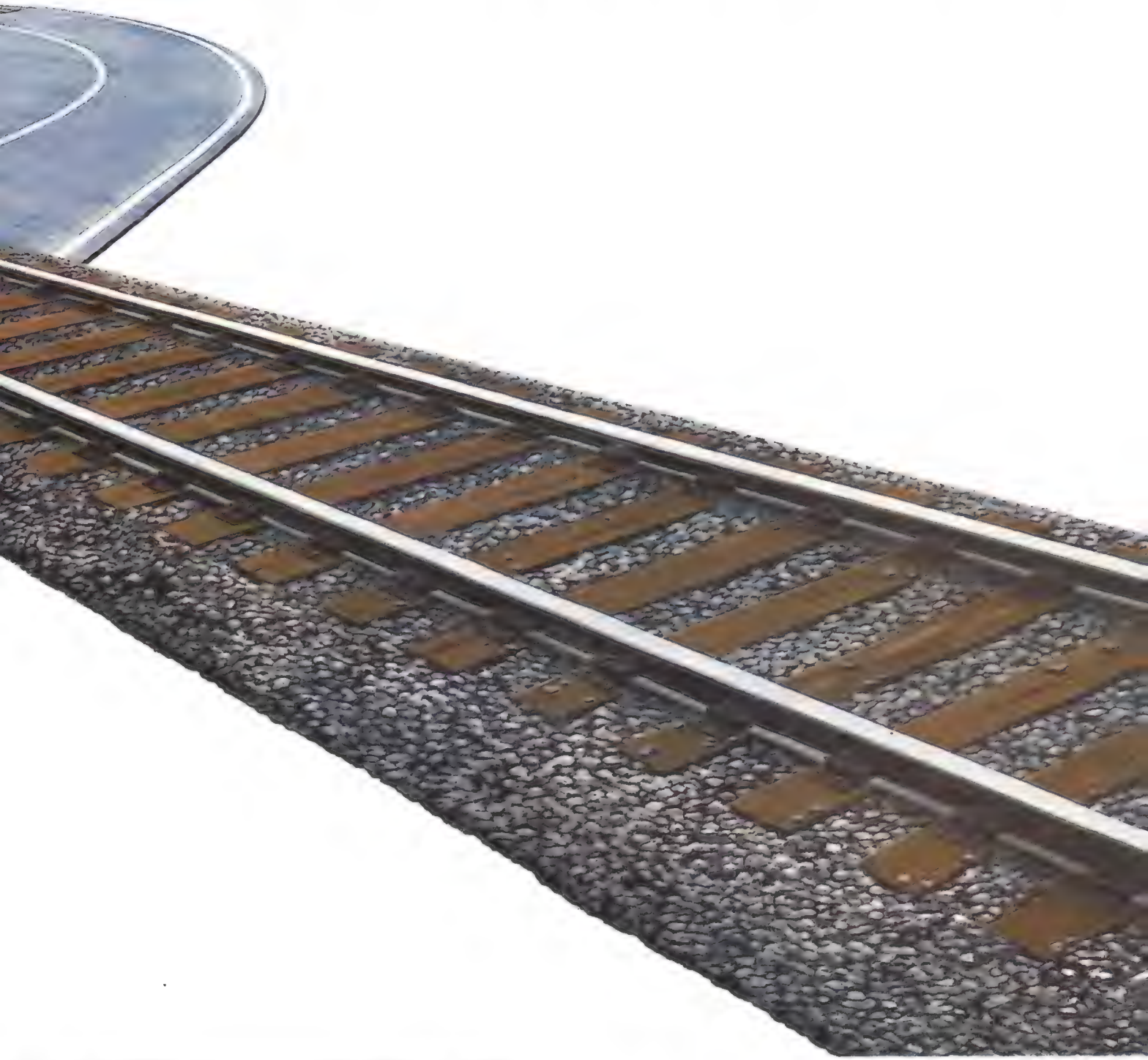
LINTAS:FRANKFURT B 2/88

## Laß mal die Bahn ran.

Die Schiene kommt nicht ohne die Straße aus und die Straße nicht ohne die Schiene. Also ist es doch nur sinnvoll, beide Systeme miteinander zu kombinieren: die kurze Strecke mit dem LKW. Und die lange Strecke wirtschaftlich auf der Schiene. Schließlich stehen davon 28.000 km in der Bundesrepublik Deutschland zur Verfügung.

Dieses System kommt jetzt immer mehr zum Zuge. Heute fährt die Güterbahn im kombinierten Verkehr

# und Straße effektiver



schon fast 18 Mio. Tonnen pro Jahr. Täglich werden 11.000 Wagen im Container- und Huckepackverkehr effektiv genutzt.
Und das hat einen sehr umweltfreundlichen Nebeneffekt: Der Transport einer Tonne auf der Schiene belastet die Umwelt 30mal weniger als auf der Straße.

**Deutsche Bundesbahn**

DB

soll der Justizminister in seiner Eigenschaft als Antipode zu dem dahingegangenen Provinz-Machiavelli zeigen, was er kann.

Das versucht er; und zwar da, wo er sich kompetent fühlt – auf dem Sektor von Sitte und Anstand –, als sei es vonnöten, die simpelsten Umgangsformen erst mal zu erlernen. Keine Veranstaltung, seit ihn der CDU-Landesausschuß nominiert hat, in der Hoffmann nicht die vielbeschworene neue Nachdenklichkeit in das Zentrum seines Anliegens rückt.

Behutsam zäh und mit vielen schönen Worten werkelt der Christ, der der Synode der Nordelbischen Evangelisch-Lutherischen Kirche angehört, am erkrankten Seelenkollektiv. In einem fort ruft er zur „inneren Einkehr" auf, lehrt Nächstenliebe, mahnt die Partei, „nach der schlimmen Zeit, die nun hinter uns liegt", die Ereignisse „sauber aufzuarbeiten".

In der Landeshauptstadt geht der Schnack um, es handele sich bei diesem ehrpusseligen Therapeuten um einen „nachgemachten Björn Engholm", mehr noch, um einen „Über-Engholm". Das mag gemein klingen, weil der eine wie der andere in der Tat für sich in Anspruch nehmen darf, zu den relativ seltenen Feingeistern im politischen Tagesgeschäft zu zählen.

Dennoch: Daß der Christdemokrat bei dem sanften Sozi abgeguckt hat, belegen die zum Teil wortgleichen und mit schwerem Sinngehalt vollgepfropften Versatzstükke, die er in seinen Katechismus einbaut.

Und wie Engholm in den schwächeren Passagen während des letzten Landtagswahlkampfs dazu neigte, einen elegischen Grundton mitzuschleppen, verhält sich nun auch der Wortführer von der Gegenseite. Wo Hoffmann etwa zu mehr Redlichkeit anregen will – „zum Neubeginn gehört die volle Wahrheit" –, überzeichnet mitunter eine frömmelnde Selbstergriffenheit die an sich nützliche Botschaft.

Trauerarbeit soll geleistet werden; doch häufig genug kommt dabei nur heraus, daß den Kandidaten eine diffuse Melancholie überfällt, die seinem Charakterbild ohnehin entspricht. Er sieht sich halt gerne als einen Mann, der „Vereinzelung" sucht – der zum Beispiel in den Gefilden des heimatlichen Bad Schwartau „den brütenden Eisvogel" beobachtet, während in Kiel der Sumpf blubbert.

„Unter der Dachschräge, im Mädchenzimmer" seiner vor zwei Jahren verstorbenen Frau, hat der neue Hoffnungsträger der schleswig-holsteinischen CDU so auch sein Konzept entworfen. Auf dem Bett liegend und „ein wenig im Selbstgefühl des armen Poeten" ist ihm klargeworden, daß allein die abrupte Umkehr seine Partei wieder salonfähig machen kann.

Doch was bei Heiko Hoffmann als Vorliebe für Kontemplation aufscheinen soll, hat auch Gründe, die im eher Profanen wurzeln. Überdeckt wird damit, wie noch immer isoliert er unter den CDU-Großkopfeten ist. So sicher der Bewerber um das höchste Regierungsamt am kommenden Wochenende auf dem Parteitag in Timmendorfer Strand bestätigt werden wird, so wenig läßt sich verheimlichen, daß ihn die Führungsclique als Verlegenheitslösung wertet.

**Parteifreunde Barschel, Hoffmann, Stoltenberg (1982):** „Die volle Wahrheit"

**Gegenspieler Hoffmann, Engholm**
„Die verbindende Kraft des Menschlichen"

Weder der Landesvorsitzende Gerhard Stoltenberg noch der Fraktionschef Klaus Kribben, geschweige denn sein Rivale Henning Schwarz haben für den Gefühlsanimateur auch nur einen Finger gekrümmt. Schön und gut, daß es ihn gibt, dem man wohl zutrauen darf, einen gewissen Nachholbedarf zu decken. Hoffmann soll den Stammwählersockel halten, indem er das moralische Defizit etwas verringert.

Aber politisch, *real*-politisch, wiegt er so wenig, daß er noch nicht einmal die Frage beantworten darf, was mit ihm geschieht, falls er am 8. Mai zu kurz springen sollte. Kein Hinweis ist bislang von dem unerschütterlich schneidigen Parteioffizier Kribben gekommen, dann den Fraktionsvorsitz zu räumen. Und Stoltenberg lächelt wortlos; der getrübte „große Klare" hat mit sich zu tun.

Natürlich ist Hoffmann bewußt, daß er derzeit als Ein-Mann-Veranstaltung über das Flachland zieht. Doch darüber zu klagen fehlt ihm der Mumm – statt zu fordern, was ein Spitzenkandidat fordern könnte, sucht er sein Heil in einem Schwall von Tiraden. „Was in mir angelegt ist", sagt der Minister feierlich, wolle er „bis zu den Grenzen ausschöpfen", um der „verbindenden Kraft des Menschlichen" wieder zum Durchbruch zu verhelfen. In Wahrheit leidet er. Sooft der vermeintliche Erneuerer mit

„Personalfragen" konfrontiert wird, die ihm unangenehm sind, sitzt er mit schlaffen Schultern da. Peinlich, aber was kann er dafür, daß sich die CDU so angestellt hat, ihren schwer belasteten Generalsekretär Rolf Rüdiger Reichardt loszuwerden.

„Das ist Sache des Landesvorsitzenden" – er, Hoffmann, flüstert der Kandidat gequält (und läßt das gerade georderte Fischgericht nahezu unberührt), möchte sich da „keine Verantwortung aufbürden". Und überdies: Darauf wirksam Einfluß zu nehmen stehe ihm ja „auch nach der Parteisatzung nicht zu".

Daß das Auffälligste an Heiko Hoffmann dessen „liberale, weltoffene Brillengestelle" sind – so die alternative „taz" –, mag überzogen sein. Ins Auge aber springt, wie sich hier ein Politiker als Person fast völlig verflüchtigt, wenn es darum geht, die ihm auferlegten Zwänge zu kaschieren.

Nur in seinem Kernbereich, der selbstgestellten Aufgabe, die Partei mit einer geläuterten Philosophie zu versorgen, pocht er hartnäckig auf Richtlinienvollmacht. Kühn präsentiert sich Hoffmann als „der personifizierte Beleg" dafür, daß die schleswig-holsteinische CDU ohne Zweifel den Neubeginn wolle: „Das Signal bin ich."

Um abzusichern, daß der „Wahlwettbewerb" – das Wort „Kampf" hält er bereits für anrüchig – jederzeit vorbildlich bleibt, hat er seinen Widersacher Engholm gebeten, ihn im Falle von Beschwerden „unverzüglich anzurufen". Beinahe schon verwegen verteidigt der Spitzenbewerber der CDU darüber hinaus die SPD-„Milieu-Theorie". Anders als die notorischen Verdrängungskünstler vom Schlage der Stoltenberg, Schwarz, Kribben & Co. sieht er die Machenschaften Barschels an „bestimmte Herrschaftsstrukturen" gekoppelt.

Späte Einsicht eines spürbar verunsicherten Christdemokraten, dessen Karriere bisher von strikter Lautlosigkeit befördert worden ist. Nie hat der in Stettin geborene und seit dem 19. Lebensjahr der Partei angehörende Sohn eines Kleinindustriellen aufgemuckt. Frühe Erfahrungen in der DDR, wo er als Mitglied der evangelischen Jungen Gemeinde von der Schule flog, prägten seinen (CDU-)„Freiheitsbegriff".

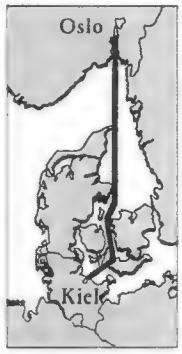
Vieles spricht dafür, daß der in Hoffmann fest verwurzelte antisozialistische und danach auch antisozialdemokratische Reflex seine Lust an innerparteilicher Kritik nicht gerade beflügelt hat. Statt zu hinterfragen, ist dem ehemaligen Ministerialbeamten, der noch heute als einer der stellvertretenden Bundesvorsitzenden der Pommerschen Landsmannschaft fungiert, die CDU immer Heimat und Hort gewesen.

So einer merkt zwar was, aber er sagt nichts dazu. Selbst als sich im Falle Barschel die Indizien häuften und etwa der Kabinettskollege Roger Asmussen auf den Plan trat, hat es der immerhin


# Wo ist das? Wie komme ich da hin?

**Das ist Norwegen.** *Das märchenhafte Urlaubsland für alle, die sich gern von unberührter Natur, Stille, atemberaubenden Fjorden und dem faszinierenden Licht der Mitternachtssonne verzaubern lassen. Bleibt eigentlich nur noch die Frage:*

**Wie Sie am bequemsten hinkommen.** Nun, am besten nehmen Sie *die einzige direkte Fährverbindung* von Deutschland. Unsere königlichen Schiffe M/S Kronprins Harald oder M/S Prinsesse Ragnhild legen täglich mittags in Kiel ab und morgens um 9.00 Uhr in Oslo an. Dazwischen genießen Sie ausgiebig die „Faszination See". Mit viel frischer Luft, vorzüglicher Küche, Tanz, Unterhaltung und – einer gemütlichen Kabine. So kommen Sie frisch und nicht wie gerädert an und haben doch *keinen Urlaubstag verloren.* Und das schon ab DM 950,– hin und zurück für 4 Personen. Fragen Sie Ihr Reisebüro nach uns. Am besten auch gleich nach den Kurz- und Tagungsreisen, die zwischen 2 und 5 Tagen dauern.




**Kiel – Oslo:** *Die einzige direkte Fährverbindung von Deutschland.*

*Oslo - Kai · 2300 Kiel 1 · Telefon 04 31 / 9 12 81*

JAHRELINE

Die Norwegen-Linie

**God tur!** **Ferienhütten, Appartements, Hotels und interessante Pauschalreisen finden Sie im Katalog NORDLAND 1988. Ihr Reisebüro hält ihn für Sie bereit.**
**Die Nordland-Spezialisten** FAST REISEN Hamburg

# WER HÄTTE GEDACHT, DASS SICH EXKLUSIVITÄT NOCH STEIGERN LÄSST.

## KRIMSKOYE BRUT.

DER EXTRA-TROCKENE JAHRGANGSSEKT VON DER KRIM.
KRIMSEKT KRIMSKOYE.
EINMALIG AUF DER WELT.

D-5170 Jülich · Generalimporteur für Krim-Sekt,
echt russische Weine und Wodka.

SCOPE

**Ermordeter Geheimdienst-Informant Schmücker*:** „Verhöhnung des Rechtsstaates"

amtierende Justizminister vorgezogen, sich diskret zurückzuhalten. Heiko Hoffmann erlebte statt dessen seine wachsenden Zweifel vornehm als einen „Zustand sich steigernder innerer Zerrissenheit".

Jetzt sieht er klarer und hat erkannt, „daß wir alle – wenngleich auch nicht im Sinne des Strafrechtlichen – Verantwortung tragen". Beachtlicher Gipfelpunkt der Hoffmannschen Psychoanalyse ist sein Eingeständnis, er selber habe oftmals zu sehr „den Aspekt der Loyalität" in den Vordergrund geschoben. Besser wäre gewesen, „die politische Macht kritisch zu begleiten".

Freilich, ganz so zweckfrei, wie es nun den Anschein haben mag, ist diese Bußfertigkeit nicht, und das schlägt auch durch. Heiko Hoffmann, die Spitze der CDU, fühlt sich zumindest ebenso innig dem potentiellen Bündnispartner, der FDP, verpflichtet. Deren Forderung, den „Saustall endlich auszumisten", ist ihm Befehl – denn heftig nagt da schon die Angst, die auf Regierungsteilhabe fixierten Liberalen könnten sich womöglich noch umbesinnen.

Des Kandidaten Dreh, über eine gezielte Mobilmachung der Herzen verlorenes Terrain wiederzugewinnen, stößt gleichwohl auf zunehmende Nörgeleien. Ins Kreuzfeuer gerät eine Werbung um Wählerstimmen, die unterderhand als „Erbauungs- und Barmherzigkeitsrhetorik" bespöttelt wird. Einem Großteil der CDU-Klientel ist dieser Nothelfer schlicht „zu nett", was im Klartext heißen soll: zu unbedarft.

Und selbst die FDP, der er letztlich seinen Auftrieb verdankt, geht schon unverblümt auf Distanz. Parteichef Wolf-Dieter Zumpfort vermißt bei Hoffmann die nötige Stoßkraft und Entscheidungsfreude: Der sei „nicht frei von seiner Organisation"; mit dem könne man „keine Absprachen treffen – das ist ja das Dramatische".

GEHEIMDIENSTE

## Lügen für Deutschland

**Parlamentskommissionen zur Kontrolle des Verfassungsschutzes haben oft nur Alibi-Charakter, Abgeordnete fühlen sich „mißbraucht".**

Wie Radikaldemokraten legten sich West-Berliner SPD-Politiker ins Zeug, als der SPIEGEL im Herbst 1986 den Verfassungsschutz-Skandal um den Fememordfall Schmücker offenbarte. „Die Glaubwürdigkeit unserer rechtsstaatlichen Demokratie" stehe auf dem Spiel, wetterte Walter Momper, 43, Fraktionsführer im Abgeordnetenhaus. Solcher „Verhöhnung des Rechtsstaates" müsse Einhalt geboten werden – durch parlamentarische Kontrolle.

Per Dringlichkeitsantrag forderten die Berliner Sozialdemokraten vom Senat einen Gesetzentwurf über eine Parlamentarische Kontrollkommission (PKK). Das Überwachungsgremium sollte sich „als erstes" mit dem Mordfall Schmücker befassen.

Die regierende CDU/FDP-Koalition stimmte zu, das Gesetz über das Landesamt für Verfassungsschutz wurde geändert. Seit dem Sommer letzten Jahres gibt es in Berlin, ähnlich wie in anderen Bundesländern, eine PKK. Allerdings: Die Kommissionsmitglieder (zwei Christ-, zwei Sozialdemokraten, ein Freidemokrat) wissen über die Machenschaften des Nachrichtendienstes im Fall Schmücker heute soviel – genauer: sowenig – wie vor bald anderthalb Jahren.

Das einst gepriesene Kontrollorgan hat sich bei der Wahrheitsermittlung nicht sonderlich bewährt. Erich Pätzold, 57, der innenpolitische Sprecher der SPD-Fraktion, einst Befürworter des Gremiums und nun selber dessen Mitglied, zieht nach einem knappen Dutzend Sitzungen mit einem Rückgriff auf die Filmgeschichte Bilanz: „Willy Birgel ritt für Deutschland. Der Verfassungsschutz lügt für Deutschland."

Das Berliner Fazit paßt zu den Erfahrungen, die parlamentarische Geheimdienst-Kontrolleure in mehreren Bundesländern gesammelt haben, besonders drastisch in Niedersachsen.

Dort hat Oppositionsführer Gerhard Schröder, 43, „bald die Nase voll" von seiner Mitarbeit in der PKK, die sich als „völlig untaugliches Instrument" erwiesen habe. Der Sozialdemokrat, der sich von der Regierung „mißbraucht" sieht, hat zeitweise schon überlegt, ob es nicht besser sei, seine Mitarbeit in dem Geheimdienst-Gremium einzustellen.

Erst vier Jahre nach dem Bombenanschlag des Verfassungsschutzes auf die Celler Gefängnismauer vom Juli 1978 waren die Mitglieder der niedersächsischen PKK über den abenteuerlichen Vorgang unterrichtet worden. Für die parlamentarische Kontrolle jedoch war damit nichts gewonnen, im Gegenteil: Erst durch die Mitwisserschaft, erinnert sich der ehemalige SPD-Abgeordnete Peter von Oertzen, der damals im Überwachungsausschuß saß, sei er „mit beiden Beinen richtig im Dreck gelandet". Nicht einmal seine Fraktion habe er informieren dürfen.

Schröder geht mit seinem Urteil noch weiter: „Eine Kontrolle des Geheimdienstes durch das Parlament", resümiert der Sozialdemokrat, „gibt es nicht."

Erstens, so Schröder, würden die Abgeordneten „oft genug mit oberflächlichen und ungenauen Informationen abgespeist", zweitens darüber auch „noch zur Geheimhaltung verpflichtet". Wenn er aber „der Öffentlichkeit keine Re-

* Im Juni 1974 im Berliner Grunewald.

Zum Abholen: Broschüre „Wege zum kostengünstigen Eigenheim“

# ALLES UNTER DACH UND FACH

Wer nur Luftschlösser baut, braucht sich um Fundamente nicht zu kümmern.

Wenn Sie Ihr Haus aber auf der Erde bauen oder kaufen wollen, müssen Sie vor allem dafür sorgen, daß es solide Grundmauern hat. Und zwar nicht nur solche aus Beton.

Schon lange vor dem ersten Schritt muß das Fundament für eine gesunde Finanzierung stehen. Dafür brauchen Sie Fachleute, die Ihre Planung von Anfang an begleiten und nach allen Seiten finanziell absichern.

In Ihrer Sparkasse ist das der Geldberater. Er sagt Ihnen auch, wie Sie ohne weite Wege über Ihre Sparkasse die Leistungen der öffentlichen Versicherer und der LBS nutzen können.

Wir nennen das Finanzierung aus einer Hand. Doch wir beraten Sie nicht nur in allen Geldfragen. Dank unserer jahrzehntelangen engen Zusammenarbeit mit Handwerkern und Architekten können wir Ihnen darüber hinaus wertvolle Tips geben, wie Sie als Bauherr Erfolg haben werden.

Sie sehen also: Es lohnt sich immer, mit uns zu sprechen.

wenn's um Geld geht – Sparkasse

chenschaft ablegen“ könne, sei er nach seinem politischen Selbstverständnis „kein Parlamentarier mehr“, sondern eher ein „unfreiwilliger Kumpan von Gesetzesbrechern“.

Ähnlich wie in Hannover läuft der Rollentausch auch andernorts ab. Der Geheimdienst-Chef oder der verantwortliche Innenminister ziehen mal drei, mal sechs vom Parlament ausgewählte Abgeordnete ins Vertrauen der Regierung und benutzen die zur Geheimhaltung verpflichteten Mitwisser dann als Alibi gegenüber dem Parlament und der Öffentlichkeit. Nur in Bayern, in Hessen und im Saarland ist diese Taktik ausgeschlossen – dort gibt es nicht einmal Kontrollkommissionen.

In Baden-Württemberg wird der auf ganz andere Aufgaben zugeschnittene 16köpfige „Ständige Ausschuß“ des Landtags zweimal im Jahr „über die Tätigkeit des Verfassungsschutzes“ unterrichtet. Wieviel dabei rüberkommt, sagt der FDP-Abgeordnete Hinrich Enderlein: „Der Rechenschaftsbericht, der uns vorgetragen wird, ist das, was dann irgendwann auch als Verfassungsschutzbericht für die Presse publiziert wird.“

Die übrigen Länder und auch der Bund haben seit Mitte der siebziger Jahre nach und nach Kontrollkommissionen eingerichtet – ein Unterfangen, das sich in rechten Blättern las, als könne mehr Demokratie den Staat gefährden.

Als zum Beispiel Ende 1976 in Hamburg die PKK zur Diskussion stand, hieß es im örtlichen „Abendblatt“, die Hansestadt werde „bald ein Tummelfeld für Agenten“. Und „Bild“ vermeldete Anfang 1977 die subversive Zielsetzung des Reformvorhabens: „Hamburg soll Spionage-Zentrum der Sowjets werden.“

In Kraft sind nun Vorschriften, die den Regierungen nach wie vor genug Freiraum lassen, mit Parlamenten in Sachen Verfassungsschutz beliebig umzuspringen. „Die Möglichkeiten reichen nicht aus zu einer wirklichen Kontrolle“, resümiert auch der schleswig-holsteinische SPD-Fraktionschef Björn Engholm nach eigenem Erleben als PKK-Vorsitzender.

Zwar haben die parlamentarischen Kontrolleure, zu denen bundesweit nur ein Grüner, der Bremer Abgeordnete Martin Thomas, zählt, in der Regel „Anspruch“ auf umfassende Information. Doch wie der Anspruch durchgesetzt werden könnte, steht nicht in den einschlägigen Paragraphen. Nur nach nordrhein-westfälischem Recht kann das Gremium wenigstens „dem Landtag Mitteilung machen“, wenn es sich „nicht oder nicht hinreichend“ informiert sieht.

In manchen Ländern, etwa in Berlin und Hamburg, ist es der PKK erlaubt, Bedienstete des Verfassungsschutzes unmittelbar anzuhören. In diesen Städten darf die Kommission immerhin auch Unterlagen anfordern, in Bremen hat sie sogar „das Recht auf Akteneinsicht“ und

**Geheimdienst-Kontrolleur Schröder:** Kumpan von Gesetzesbrechern?

„auf Zutritt zu den Einrichtungen des Senats“.

Fast immer jedoch fehlen präzise inhaltliche Vorschriften darüber, wieweit der Unterrichtungsanspruch der Parlamentarier reicht – ob sie etwa Personen-Dateien einsehen dürfen oder ob der Geheimdienst ihnen gegenüber aufdekken muß, welche „nachrichtendienstlichen Mittel“ er im konkreten Fall jeweils eingesetzt hat.

Vor allem aber taucht in nahezu sämtlichen einschlägigen Regelungen eine Sperrklausel auf, der sich Innenminister jederzeit nach Gutdünken bedienen können: Sie brauchen den Kommissionen nur im Rahmen ihrer „politischen Verantwortung“ zu berichten. Diese Einschränkung und die Geheimhaltungspflicht der PKK-Mitglieder reichen aus, die parlamentarische Kontrolle des Verfassungsschutzes weitgehend leerlaufen zu lassen.

**Geheimdienst-Kontrolleur Pätzold**
Paragraphen gegen Sammelsucht?

Um Ministern beizukommen, die sich bei Fehlverhalten aus der Verantwortung stehlen, schlägt der niedersächsische Sozialdemokrat von Oertzen vor, sie in „Sonder-Gerichtsverfahren vor den Staatsgerichtshof zu bringen“. Den Zwang zur Verschwiegenheit will Oppositionsführer Schröder wenigstens „partiell“ aufbrechen: „Wenn man als PKK-Mitglied von Gesetzesverletzungen des Geheimdienstes erfährt, muß darüber öffentlich diskutiert werden können.“

Der Berliner Innenpolitiker Pätzold stellt sogar die gesamte „Struktur“ des Verfassungsschutzes in Frage. Der Sozialdemokrat ist empört darüber, daß Mitglieder seiner eigenen Partei, der Alternativen Liste und auch Gewerkschafter bespitzelt worden seien, wie sich Ende letzten Jahres herausgestellt habe (SPIEGEL 51/1987). Nun will Pätzold die „Grenzen für einen demokratischen Verfassungsschutz“ völlig neu abstecken und auch dessen Informationspflicht über gespeicherte Daten exakt formulieren. Der Sozialdemokrat bereitet derzeit den Entwurf eines Gesetzes vor, mit dem die immer stärkere Sammelsucht des Nachrichtendienstes endlich gebremst werden soll.

In manchen Bundesländern, schätzt der Abgeordnete, sei die „Zahl der Notierungen“ in den geheimen Datenbanken des Staates inzwischen „bald so hoch wie die Bevölkerungszahl“. ◆

Deutsche Weinwerbe GmbH · Badischer Wein · 6500 Mainz

*Pavel Pospisil, Merkurius, Baden-Baden-Varnhalt.*

# So wünsche ich mir jeden Wein.

*Werner Bromberger, ein Kellermeister der badischen Winzergenossenschaften.*

# Dann dürfen Sie nur noch badischen trinken.

**Im Wein ist Wahrheit,** *sagt man. In Baden stimmt das in mehrfacher Weise. Denn im badischen Wein steckt auch viel Sonne. Volle Glut, prickelnde Frische, feine Reife. Hier ist schon das Einschenken ein Genuß. Und erst recht das Nachschenken. Weil dazwischen das Erlebnis eines ganz besonderen Wein-Charakters liegt. Kenner aus aller Welt schätzen deshalb badischen Wein zu jeder Gelegenheit. Allem voran die ausgezeichneten badischen Köche. Und darüber freuen sich die badischen Winzergenossenschaften mit Recht. Badische Weine bekommen mehr Sonne als alle anderen deutschen Weine. Deshalb munden sie so außergewöhnlich. In veritas.*

BADISCHE WINZERGENOSSENSCHAFTEN

BADISCHER WEIN®
von der Sonne verwöhnt

# Vergeistigte Gewalt

**Mit einer Reform des Nötigungsparagraphen will Bundesjustizminister Engelhard Protest auf der Straße kriminalisieren.**

Diesmal strafte Bundesjustizminister Hans Engelhard all jene Lügen, die über sein Arbeitstempo zu witzeln pflegen.

Kaum hatte das Karlsruher Bundesverfassungsgericht seinen jüngsten Beschluß zu dem seit Jahrzehnten umstrittenen Nötigungsparagraphen im Strafgesetzbuch (StGB) veröffentlicht, da schickte der Freidemokrat an alle Landesjustizminister und -senatoren „persönlich" ein Telex: „Ein Handeln des Gesetzgebers" sei nun „unabweisbar".

Es müsse „insbesondere klargestellt werden", forderte Engelhard, „daß politische Fernziele der Teilnehmer an Sitzblockaden" nicht länger die Rechtswidrigkeit ihres Verhaltens in Frage stellen dürften. Nur bei Prüfung der „Täterschuld" sei künftig noch zu berücksichtigen, ob sich Demonstranten gegen Aufrüstung, gegen Atomenergie oder Umweltzerstörung auf die Straße hockten.

Mithin wären, ginge es bereits nach Engelhards Devise, auch jene zigtausend Stahlarbeiter zu verfolgen und anzuklagen, die um die Jahreswende aus Protest gegen Arbeitsplatzvernichtung in Rheinhausen und andernorts demonstrativ Straßen und Brücken gesperrt hatten.

Gedeckt war der Vorstoß des Justizministers vom 25. November vergangenen Jahres durch eine anderthalb Wochen zuvor bekanntgemachte höchstrichterliche Entscheidung, die abermals keine verbindliche Rechtsauskunft darüber gab, ob Sitzdemonstrationen als Nötigung strafbar seien oder nicht.

Bereits im November 1986 war der zuständige Erste Senat des Verfassungsgerichts mit vier zu vier Stimmen geteilter Meinung gewesen. Und an diesem Patt hatte sich nichts geändert. „Angesichts der Stimmengleichheit", bekannten die hohen Richter, könnten sie „die Anwendung des § 240 StGB auf Sitzblockaden . . . weder für verfassungswidrig noch für verfassungsgemäß" erklären.

Die Verfassungsbeschwerde des ehemaligen Bonner Grünen-Abgeordneten Gert Bastian galt damit als abgewiesen. Offen aber blieb die juristische Kernfrage: ob es strafwürdig sei, daß er am Ostersonntag 1983 gemeinsam mit anderen Friedensfreunden zehn Minuten lang vor dem Haupteingang der amerikanischen Kaserne in Neu-Ulm gesessen und dadurch den Fahrzeugverkehr behindert hatte.

Solche „Unklarheiten und Unsicherheiten" in der Rechtsprechung, so die Avance der Verfassungsrichter gegenüber Engelhard, „können nur vom Gesetzgeber beseitigt werden". Ob sie allerdings überhaupt ausgeräumt werden sollten und, falls ja, in welcher Weise – darüber streiten Experten seit mehr als 20 Jahren, seit Oktober 1966.

Damals hatten sich Schüler und Studenten in Köln auf Straßenbahnschienen gesetzt, um gegen eine Fahrpreiserhöhung zu protestieren. In letzter Instanz urteilte der Bundesgerichtshof (BGH) 1969: „Mit Gewalt nötigt, wer psychischen Zwang ausübt, indem er auf den Gleiskörper einer Schienenbahn tritt und dadurch den Wagenführer zum Anhalten veranlaßt." Der Spruch fand Widerhall wie kaum je eine BGH-Entscheidung. Der Begriff „Gewalt" sei „vergeistigt" worden, kritisierten Rechtsgelehrte und -politiker. In sämtlichen Etagen der Gerichtsbarkeit ergingen ungezählte teils zustimmende, teils abweichende Urteile. Alles hänge einfach davon ab, kritisieren die Grünen, „in welchem Ort bei welchem Richter die Anklage verhandelt" werde.

**Sitzblockierer Bastian:** „Handeln unabweisbar"

Und tatsächlich eröffnet der Nötigungsparagraph* ein breites Spektrum für richterliche Rechtsschöpfung. Auslegungsfähig ist bis heute,

- ▷ was unter „Gewalt" im Sinne des Gesetzes zu verstehen ist,
- ▷ wann Gewaltanwendung als „verwerflich" und damit als „rechtswidrig" zu gelten hat,
- ▷ ob und wieweit bei dieser Bewertung das Motiv der Beschuldigten, also auch ihre politischen „Fernziele" wie Abrüstung oder Ausstieg aus der Atomenergie, zu berücksichtigen sind und
- ▷ ob eine solche Abwägung die Rechtswidrigkeit der Tat ausschließen oder lediglich Schuld und Strafmaß bestimmen darf.

Eindeutige Konsequenzen haben bisher nur die Grünen gezogen. Deren Bonner Fraktion hat im vergangenen Dezember einen Gesetzenwurf eingebracht, nach dem die ganze „Verwerflichkeitsklausel" aus dem geltenden Recht gestrichen werden soll.

Der vom Bundesgerichtshof geprägten Auffassung, auch „psychischer Zwang" sei bereits „Gewalt", setzen die Grünen eine einschränkende Legal-Definition entgegen, die sich an der Rechtsprechung des Reichsgerichts orientiert: Gewalt bedeute den „Einsatz von erheblichen Körperkräften, technischen Einrichtungen oder chemischen Mitteln gegen den Körper von Personen" und sonst nichts.

Genau in die gegenläufige Richtung, auf Strafandrohung gegen politischen Protest, zielt offenbar Minister Engelhard.

Während der letzten Konferenz der Landesjustizminister, kurz vor Weihnachten, fand er mit diesem Konzept bereits Anklang. Die Vertreter der unionsbeherrschten Länder signalisierten Zustimmung. Als entschiedener Widersacher offenbarte sich andererseits der gegenwärtig amtierende Vorsitzende der Justizministerkonferenz, der Bremer Justizsenator Volker Kröning. Der Sozialdemokrat argwöhnt, daß die ganze Nötigungsdebatte weniger „dem Schutze der persönlichen Freiheit des einzelnen" diene als vielmehr „dem Schutz der Regierenden vor den Regierten".

Bei der Sorge um das Rechtsbewußtsein der Bürger, meint Kröning, dürfe „man Ursache und Wirkung nicht verwechseln".

Wer gerade jetzt, da die Notwendigkeit der Abrüstung von den Regierungen der Großmächte anerkannt und umgesetzt werde, Sitzdemonstrationen für dieses Ziel „als besonders strafwürdiges

* Paragraph 240 StGB: „Wer einen anderen rechtswidrig mit Gewalt oder durch Drohung mit einem empfindlichen Übel zu einer Handlung, Duldung oder Unterlassung nötigt, wird mit Freiheitsstrafe bis zu drei Jahren oder mit Geldstrafe, in besonders schweren Fällen mit Freiheitsstrafe von sechs Monaten bis zu fünf Jahren bestraft. Rechtswidrig ist die Tat, wenn die Anwendung der Gewalt oder die Androhung des Übels zu dem angestrebten Zweck als verwerflich anzusehen ist. Der Versuch ist strafbar."

GREY

**9 Uhr.** Runter zum Strand. Tief durchatmen. Und rauf ans üppige Frühstücksbuffet. Zu netten Leuten. Der Service tut so gut wie das Ambiente. Man lebt komfortabel. Im „Flamenco Cala Millor" auf Mallorca. Ein Touropa-Iberotel. An einem der schönsten Strände der Insel. Feinsandig und flach ins Meer abfallend. Hinfliegen und sich verwöhnen lassen. Zwei Wochen lang. Pro Person ab DM 1.738,–. Flug und Halbpension inklusive. Sechs neue Touropa-Kataloge im TUI-Reisebüro geben viele Anregungen. Der Robinson Club ist auch dabei. Suchen Sie sich Ihren Urlaub aus.

TOUROPA

DAMIT SIE ZUFRIEDEN SIND.

TUI

Übel“ einstufe, schädige „das breite Rechtsbewußtsein mehr als einige hundert Blockadeteilnehmer“.

Wenn es „aufgrund verfehlter Politik“ zur „Existenzgefährdung“ für Stahl- und Bergarbeiter wie für Bauern und eben deswegen auch „zu einer neuen Welle von Protesten“ komme, so der Senator, dürfe man nicht einfach „kriminalisieren“, sondern müsse „politische Lösungen“ suchen. Polizei und Justiz seien „nicht dazu da, der Politik ihre Aufgaben abzunehmen“.

Kröning weiß die Bonner SPD-Fraktion bereits hinter sich. Und das Vorpreschen Engelhards scheint auch für dessen eigene Fraktion noch Zündstoff zu bergen. Der FDP-Abgeordnete Wolfgang Lüder, Mitglied des Innenausschusses, hält bereits dagegen: „Das entspricht nicht der Beschlußlage der Partei.“

## OSTFRIESLAND

# Tjik, tjik, tjik

**Bei den kommenden Europameisterschaften wollen friesische Klootschießer ihre Kugeln in das Brutgebiet geschützter Vögel werfen.**

Die Herkunft der Sportart liegt im Nebel der friesischen Frühgeschichte: Womöglich haben wehrhafte Küstenbewohner, lang ist's her, aus klebrigem Marschboden Klöße geformt, um sie diversen Zivilisatoren an den Kopf zu werfen. Der Missionar Bonifatius soll, 754 nach Christus, einem luftgetrockneten, steinharten „Kluten“ erlegen sein.

Vor Pfingsten wollen Friesen aller Länder zum achten Mal ihre Europameister im Klootschießen ermitteln. Dann schleudern Holländer, Iren, Ost- und Nordfriesen, sogar Oldenburger eine 475 Gramm schwere, bleigefüllte Holzkugel, so weit sie können.

Vorher müssen die Klootschießer, so die Wettkampfregeln, auf einem roten Kokosläufer in scharfem Sprint auf ein Brett zueilen und dann, im Sprung, jäh in eine Seitgrätschstellung verfallen, aus der heraus sie bei „gleichzeitig blitzschneller, kraftvoller Kreisbewegung des Armes“ (Wettkampfregel) ihren Kloot in die friesische Gegend wullern.

„Lüch up“ und „Fleu herut“, rufen dann begeisterte Zuschauer auf dem Deich: Heb hoch und wirf raus. Könner wie der Hüne Hans-Georg Bohlken aus Schweinebrück bei Zetel kommen spielend auf mehr als 100 Meter.

Unstrittig wie das Regelwerk ist das Ritual der Feier: Am Himmelfahrtstag spielt der Musikzug der Freiwilligen Feuerwehr die Nationalhymnen ab, „Heil Dir, o Oldenburg“ und „In Ostfreesland is't am besten“, dann folgt ein Tee-Empfang im Rathaus zu Norden.

Bitteren Streit dagegen gibt es neuerdings um das „Feldkampfgelände“, auf dem sich die nächsten Europameisterschaften ereignen sollen. Der Veranstalter, der Kreisklootschießerverband Norden, hatte sich einen gut 1000 Meter langen und 30 Meter breiten Streifen Wiesengrund am Störtebekerdeich bei Greetsiel ausgeguckt und gleich damit begonnen, Gräben zuschütten zu lassen. Doch die für Naturschutz zuständige Bezirksregierung in Oldenburg fuhr dazwischen: Sie sei, beschied sie die Friesensportler, „aus zwingenden rechtlichen Gründen gehalten, das Gelände nicht zur Verfügung zu stellen“.

Im Grünland am Deich, so hatte eine „nochmalige Besichtigung eindeutig ergeben“, brüteten nämlich sechs bis zehn Paare Uferschnepfen, dazu acht Paare Rotschenkel – vom Aussterben bedroht. Das Naturschutzgesetz verbiete, „jedenfalls während der Brutzeit“, das Betreten der Wiese bei Gefängnisstrafe.

Danach, schrieb der „Ostfriesische Kurier“, haben sich „die Ereignisse überstürzt“: Die Landesregierung in Hannover bot den Klootschießern ersatzhalber ein Stück Wiese bei Pilsum an, doch die Sportler lehnten das „Sumpfgebiet“ entrüstet ab. Dann war als Kampfgelände ein Areal bei Neßmersiel im Gespräch, außendeichs, ausgerechnet in der Zone I des Nationalparkes Wattenmeer, absolutes Ruhegebiet.

Manfred Knake, Wattenmeerbeauftragter des Naturschutzverbandes Niedersachsen, sah Ostfriesland schon „auf dem besten Weg in die staatliche Naturschutz-Anarchie“. Da reiste Arno Oldendörp, Vorsitzender der Kreisklootschießer, nach Hannover, um Landwirtschaftsminister Burkhard Ritz (CDU) zu stellen, der aber gerade nicht konnte, weil er vor dem Parlament seinen Haushalt zu verteidigen hatte. Statt dessen trat Oldendörp in Verhandlungen mit Staatssekretärin Hedda Meseke ein.

Nach scharfem Disput stand am Ende fest: Die Friesen dürfen nun doch am Störtebekerdeich mit Klooten werfen – mitten hinein in das Brutgebiet von Schnepfe wie Rotschenkel, der laut Vogel-Lexikon „bei Alarm unablässig kläfft: tjik, tjik, tjik“.

Vogelschützer Knake tadelte diesen „Naturschutz nach Gutsherrenart“ und schaltete – „Rechtsbruch der Landesregierung“ – die Staatsanwaltschaft ein. Die Behörde konnte, zum Jahresbeginn, ein „strafbares Verhalten“ nicht sehen, „jedenfalls zur Zeit noch nicht“.

Womöglich müssen die Staatsanwälte noch mal nachfassen. Die Staatssekretärin nämlich wagte sich auf einen „Weg des Kompromisses“ (Ministerium), der zwar schlau ausgedacht, doch nicht ganz frei von Fährnis ist: Rund 300 „Pensionskühe“, Milchvieh in privater Hand, sollen auf der staatlichen Domänewiese vorm Deich grasen, um zu verhindern, daß die Rotschenkel, „mißtrauische“ Vögel, so ein Standardwerk, die „beunruhigt mit dem Kopf rucken“, sich dort einnisten. Plattdeutsche Logik: Wo kein seltener Vogel, da kein Rechtsbruch.

Vogelschützer Knake winkt schon wieder mit dem Bundesnaturschutzgesetz, das unter Strafe stellt, eine Brutstätte vorsätzlich der Natur zu entnehmen. Vorsorglich sind für Mitte Mai schon mal der „Bund gegen den Mißbrauch der Tiere“ und das „Komitee gegen den Vogelmord“ mobilisiert worden.

Die militanten Tierschützer wollen, „am Tag des Geschehens“, am Deich „aufmarschieren“ – wo die Friesen ihre bleischweren Kluten schleudern. ◆

**Klootschießer beim Wettkampf:** Anarchie hinterm Deich

Heute bewegt ein Knopfdruck Millionenwerte. Die Fehlfunktion einer einzigen Taste, eines Schalters kann unübersehbare Folgen haben. Tasten und Schalter sind die dem Menschen zugewandte Seite der Elektronik. Ergonomie, Zweckbestimmung und absolute Funktionssicherheit müssen daher mit der rasanten Entwicklung der Software mithalten.

# Steuern

Unsere Tochtergesellschaft Rafi leistet Vorbildliches auf diesem Gebiet mit ihrem Programm vom Schalter bis zu kompletten Steuerpulten. Erst maßgeschneiderte Steuerelemente gewährleisten Flexibilität und Effizienz. Das gilt in der Verkehrstechnik ebenso wie im Maschinen-und Anlagenbau. Wir engagieren uns in der Elektronik – eine wichtige Station auf unserem Weg in neue, zukunftsträchtige Märkte.

**Hoesch AG**

HOESCH

Eberhardstraße 12, D-4600 Dortmund 1
Telefon (02 31) 8 44-1

# „Wir kennen die Dunkelmänner alle“

Das organisierte Verbrechen in Deutschland: Die Macht der Syndikate

**Eine deutsche Mafia macht Milliardenumsätze: Vom Autoklau bis zum Aktienschwindel ist das kriminelle Geschäft weitgehend in den Händen professionell geführter Gangsterunternehmen. Mafiosi aus Italien und lateinamerikanische Drogensyndikate haben längst Filialen überall in Westdeutschland eingerichtet. Bundesweit rüstet sich die Polizei gegen die Organisierte Kriminalität („OK“) – wie einst gegen den Terrorismus.**

Ein paar Jahre lang schien das Verbrechen auf dem Hamburger Kiez sehr übersichtlich organisiert. Es ließ sich in rechts und links unterscheiden.

Links von der Reeperbahn, rund um den Hans-Albers-Platz, regierte eine Clique von Kneipiers und Zuhältern das legale und illegale Nachtleben bis runter zur Elbe. Die Bordelle hatten sie untereinander aufgeteilt, den Handel mit Kokain und Mädchen ebenso. Bei Reinhard („Ringo“) Klemm, dem Wirt des Eiscafés „Chikago“, trafen sie sich zu geschäftlichen Besprechungen.

So festgefügt war der Chikago-Kreis, daß die Kripo, die hin und wieder einen unter Mordverdacht hatte oder wegen illegalen Glücksspiels ermittelte, die ganze Bande mit dem Dienstkürzel „HAP“ versah – für „Hans-Albers-Platz“.

Rechts von der Reeperbahn, um die Große Freiheit herum, regierte die „Rechte Seite“, ein loser Zusammenschluß von Bordelliers. Anwälte etwa, die Mandanten der „Rechten Seite“ vertraten, konnten nicht zugleich für die linke Seite tätig sein. Und Nutten, die von der rechten zur linken Seite überliefen, mußten damit rechnen, zusammengeschlagen zu werden.

Der St.-Pauli-Mörder Werner Pinzner, der gestand, fünf Bordelliers umgebracht zu haben, schoß – vermutlich – im Auftrag der linken auf Wortführer der rechten Seite. So einfach war alles.

Doch seit dem 29. Juli 1986 müssen sich die Ermittler neu orientieren. An diesem Tag wurde der Hamburger Staatsanwalt Wolfgang Bistry im Polizeipräsidium erschossen.

Der Schütze war Pinzner. Organisiert wurde die Tat auf dem Kiez. Doch der Auftrag kam nicht von der rechten Seite und nicht von der linken. Die Ermittler vermuten: Der kam von oben.

Seit Unterwelt-Bosse mitten im Sicherheitstrakt des Polizeizentrums, als sei es in Palermo, einen Staatsanwalt hinrichten ließen, suchen Beamte des Bundeskriminalamtes (BKA) den Hintermann ein paar Etagen über dem Rotlicht-Milieu. Sie suchen, erstmals in Deutschland, einen Paten.

Es sind verschwiegene Ermittlungen. Während in der Hansestadt als Mittäterin die Pinzner-Anwältin Isolde Oechsle-Misfeld angeklagt ist und demnächst gegen den HAP-Boß Ringo Klemm als mutmaßlichen Anstifter verhandelt werden soll, steigen Fahnder des BKA ganz ohne Aufsehen durch Büroetagen der Hamburger Geschäftswelt.

**OK-Mordopfer in Hamburg*:** „Palermo läßt grüßen“

Dort werden, vermuten sie, Verbrechen organisiert, und nicht nur auf dem Kiez. Die BKA-Leute glauben, den Täter zu kennen, der an der Elbe nicht nur einen Staatsanwalt hinrichten, sondern auch Konkurrenten beseitigen ließ, die sein Kokain-Geschäft störten und seine Bordellinvestitionen behinderten.

Die Kripo-Leute müssen damit rechnen, daß sie die Hintergründe des Bistry-

* Bergung des Ölfasses mit der Leiche des Gastwirts Lienau im November 1984.

**OK-Mordopfer in Brooklyn***: „Nichts mehr unmöglich"

Mordes niemals werden beweisen können. Auch das gehört zum Kiez-Alltag. Seit dem 29. Juli 1986 ist klar: Es gibt auch in Deutschland eine Mafia.

Gewaltakte, „die wir bisher nur von mafiosen Organisationen kannten", hat Hamburgs Kripochef Wolfgang Sielaff ausgemacht. „Palermo läßt grüßen", tönte der Präsident des bayrischen Landeskriminalamtes (LKA), Helmut Trometer, als er vor dem Landtag in München über die unglaublichen Ereignisse an der fernen Elbe berichtete.

Palermo scheint auf einmal überall. Das Land sei in Gefahr, zum „Tummelplatz für Organisierte Kriminalität zu werden", warnte vor wenigen Wochen erst Bundesinnenminister Friedrich Zimmermann (CSU).

Fachmännischer klingt da das Urteil einer noch unveröffentlichten Studie des Bundeskriminalamtes: Westdeutschland sei zum „Operationsgebiet" von „Connections" geworden, deren Verbindungen häufig auch in das westeuropäische Ausland reichen. BKA-Chef Heinrich Boge registriert „eine ständig fortschreitende Organisierung" des Verbrechens: „Praktisch alle Deliktsbereiche sind betroffen."

Dabei schien noch vor wenigen Jahren die Sache halb so schlimm. Bis 1980 konnten die BKA-Experten „keine Anzeichen" für Mafia-Aktivitäten im Lande finden: „Dafür", hieß es in einer offiziellen Stellungnahme, „fehlt hierzulande der Boden." Und der Münchner LKA-Chef Trometer befand: „Organisierte Kriminalität gibt es in Bayern und nach unserer Kenntnis auch im übrigen Bundesgebiet nicht."

Nun sind es konservative Polizeipolitiker wie Trometer, die am lautesten schreien: „Eine Hydra", so der LKA-Chef, habe sich über das Land gelegt.

Nicht mehr der Terrorismus, sondern die Organisierte Kriminalität (Fachwort: „OK") ist es nun, die, „gefährlicher als der Terrorismus" (Bayerns CSU-Innenstaatssekretär Peter Gauweiler), zur Staatsgefahr Nummer eins erklärt wird: Seit den Schüssen im Hamburger Polizeipräsidium, sagt Gauweiler, sei „im OK-Bereich nichts mehr unmöglich". Das mafiose Management, warnt schon Stuttgarts Landespolizeipräsident Alfred Stümper, könne den „Staat im Lauf der Zeit volkswirtschaftlich, moralisch und politisch kaputtmachen".

Der Staat rüstet sich. Nicht mehr der Terrorismus, OK ist nun das Stichwort, mit dem Unionspolitiker und scharfe Polizeipraktiker nach mehr Männern, mehr Macht und schärferen Gesetzen verlangen.

In einem Thesenpapier des BKA werden drastische Maßnahmen gegen die neue deutsche Mafia vorgeschlagen: ein flächendeckendes Bekämpfungssystem mit dem gezielten Einsatz von verdeckten Ermittlern, Oberservationen, Telephonüberwachungen und – alles schon dagewesen – Isolierung von Mafiosi in der Haft.

Schwarze Listen mit mutmaßlichen Paten sollen die Ermittler anlegen – und „Scheinfirmen" gründen, um die organi-

**OK-Geschäftszweig Prostitution, OK-Handelsware Kokain***: „Vielgestaltig und flexibel"

* Oben: im Juli 1979 von einem Mordkommando hingerichteter Mafia-Pate Carmine Galante; unten rechts: im Februar in Frankfurt sichergestellte Kokainlösung in Zierfischbehältern.

DIE NEUE TECHNIK: DER NEUE AIRBUS

# ZUM LANDEN REICHT ABS, ZUM FAHREN BRAUCHEN SIE MEHR.

DAS GOLDENE LENKRAD 1987

Jeder Autofahrer weiß: ABS macht das Bremsen sicherer. Weniger bekannt ist, daß diese Erfindung aus der Luftfahrt stammt. Wie viele Innovationen im High-Tech-Bereich. Der neue Senator CD zeigt, was wir daraus für den Automobilbau gelernt haben.

DAS NEUE HIGH-TECH-FAHRWERK.

Das selbststabilisierende DSA-Fahrwerk setzt Maßstäbe in der Fahrwerkstechnologie.

Es garantiert hohe Kurvenstabilität und ausgezeichnete Spurtreue, selbst wenn die Räder rechts auf nassen und links auf trockenen Straßenbelag treffen. Und damit der Senator auch bei einer Vollbremsung lenkfähig bleibt, haben wir das DSA-Fahrwerk mit ABS kombiniert. Ergebnis: ein einzigartiges Fahrwerk, das in jeder Situation höchste Sicherheit bietet.

DER NEUE HIGH-TECH-KOMFORT.

Für maßgeschneiderten Fahrkomfort sorgt die elektronische Fahrwerksdämpfung Ride-Control. Entscheiden Sie per Knopfdruck: Wollen Sie ein sportlich straffes, ein neutrales oder lieber ein betont komfortabel abgestimmtes Fahrwerk?

OPEL GM

# DIE NEUE TECHNIK: DER NEUE SENATOR

DIE NEUE HIGH-TECH-LENKUNG.

Die Servotronic des Senator paßt die Lenkung elektronisch der Geschwindigkeit an. Je schneller Sie fahren, desto weniger Servounterstützung gibt es. So haben Sie jederzeit ein sicheres Gefühl für die Straße.

Den hohen Sicherheitsstandard des Senator erleben Sie am besten selbst bei einer Probefahrt.

Neutrale Tester haben das bereits getan und stellten zu seiner Straßenlage fest: „Das Senator-Fahrwerk ... gehört zur absoluten Spitzenklasse." (Die Welt, 1.8.1987)

Safety first ist eben nicht nur in der Luftfahrt oberstes Gebot.

OPEL

ERLEBEN SIE DEN NEUEN SENATOR.

Sie sind herzlich eingeladen, das Buch über den neuen Senator zu lesen. Und Sie sind herzlich eingeladen, den Senator unverbindlich und ausführlich zu testen. Denn nichts überzeugt mehr als das eigene Erlebnis. Rufen Sie einfach unseren Senator-Service an. Zum Ortstarif:

✆ 0130-2040

Adam Opel AG, Abt. 9201, Senator-Service, D-6090 Rüsselsheim.

DER NEUE SENATOR. HIGH-TECH VON OPEL.

sierten Wirtschaftskriminellen in die Falle zu locken. Eine Organisation „ähnlich dem Verfassungsschutz", schlug schon der ehemalige BKA-Chef Horst Herold vor, solle gegen das kriminelle Geflecht aufgebaut werden.

Nun, da man im Lande so offen über die Mafia redet, zögert auch Bonns Sicherheitschef Zimmermann nicht, das neu entdeckte Phänomen für seine Visionen vom wilhelminischen Ordnungsstaat auszuschlachten: Die Flut von Massendelikten erklärt er mit „organisiertem Verbrechen" wie mit „anarchistischen Gewalttätern, Hausbesetzern, Alkohol- und Drogenabhängigen".

Und Zimmermann lieferte gleich die Erklärung, womit alles zusammenhängt: Der „Wertewandel" sei es, der die Kriminalität so ansteigen lasse, die „Ablehnung jeglicher überkommener Autorität von den Eltern über die Lehrer bis zur Kirche und dem Staat generell".

Doch so unsinnig wie die alte Behauptung, es gebe keine Mafia, scheint nun auch die Suche nach Gemeinsamkeiten darin begründet liegt, daß sie ähnlich vielgestaltig und flexibel ist wie die Wirtschaft unseres Landes".

Die „neue Form der Organisierten Kriminalität", sagt der Berliner Leitende Kriminaldirektor Dieter Schenk, seit Januar Vize beim Berliner Verfassungsschutz, habe in Deutschland auch einen „neuen Tätertypus" geschaffen: den „seriösen Geschäftsmann". Für den, so Schenk, ist „die Kriminalität lediglich die Fortsetzung seiner Arbeit mit anderen Mitteln".

Entsprechend sind die Methoden. „Modernste Funkgeräte,

**Polizei-Suche nach den Hintermännern des St.-Pauli-Killers**

**OK-Ermittler Boge, Trometer:** „Eine Hydra"

mit Hausbesetzern und Terroristen. Die Forderung nach einer geistig-moralischen Wende wird den Verbrechersyndikaten nichts anhaben können.

Mit den unionspolitischen Vorstellungen von verlorengegangenen Werten werden deutsche Mafiosi nicht zu fassen sein. Denn die Drahtzieher sehen nicht anders aus und arbeiten auch nicht anders als die ehrenwerten Herren in den Chefetagen der Wirtschaft.

Diese Erkenntnis hat das BKA dem Innenminister in einer neuen Studie aufgeschrieben: Eine „Organisierte Kriminalität eigenen Zuschnitts" gebe es im Lande, „deren Gefährlichkeit gerade Autotelephon, Telex und alle anderen denkbaren modernen Kommunikationsmittel, die auch das normale Geschäftsleben kennt, kommen zum Einsatz", heißt es in einem Erfahrungsbericht der „Arbeitsgemeinschaft Kripo", eines Zusammenschlusses der Kripochefs aus Bund und Ländern.

Die Kriminellen, so die Fachleute in ihrem Bericht, verfügten mittlerweile über eine Infrastruktur, „die den technischen Mitteln der Polizei in keiner Weise nachsteht, sondern sie sogar häufig übertrifft".

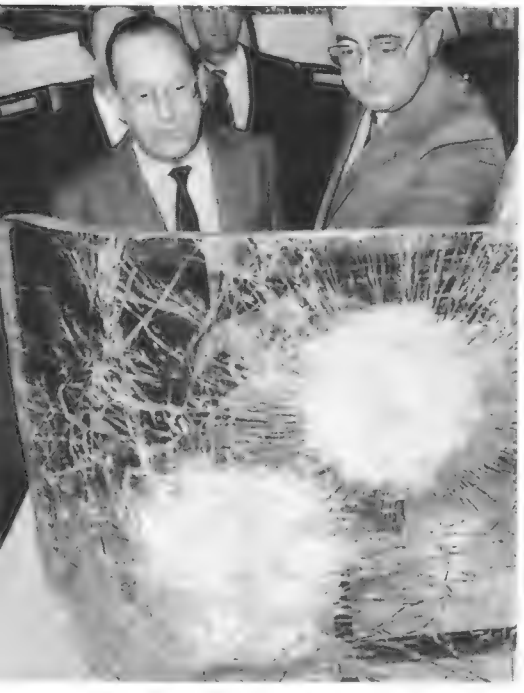
Machtlos stehen die Ermittler vor einem Netzwerk krimineller Unternehmungen, deren Umsatz der Stuttgarter OK-Experte Stümper auf 164 Milliarden Mark pro Jahr schätzt – fast ein Zehntel des Bruttosozialprodukts. Und die Kriminalstatistik belegt das Wachstum der kriminellen Monopole: Immer weniger Täter sind für immer mehr Straftaten verantwortlich.

Das immense Geschäftsergebnis wird nach dem „Warenhausprinzip" (Ermittler-Fachwort) erzielt – die Masse macht's:

- ▷ Das Sex-Geschäft wird von wenigen Großzuhältern organisiert; Liebesmädchen werden von weltweit arbeitenden Menschenhändlern importiert und bundesweit verteilt.
- ▷ Rund 14 000 Luxusautos werden jährlich von Autoknackerringen auf westdeutschen Straßen und Parkplätzen abgeholt, umfrisiert und von kriminellen Speditionsunternehmen in alle Welt verfrachtet.
- ▷ Restaurants in den Vergnügungs- und Szene-Vierteln der Großstädte sind nach klassischem Mafia-Muster in der Hand von Schutzgeld-Erpresserringen.
- ▷ Die massiv steigende Zahl von Wohnungseinbrüchen (1986 fast 150 000) geht zum größten Teil auf das Konto bundesweit operierender OK-Gruppen. Die Beute, nur vom Feinsten, landet bei einer Handvoll Großhehlern.
- ▷ Der Kokainhandel wird „intensiver als jeder andere Drogenhandel" (so der Frankfurter Rauschgiftfahnder Klaus Krumb) organisiert. Kapitalstarke Organisationen verschieben und verteilen im Jahr schätzungsweise 50 Tonnen harte Drogen im Lande.

Das sind Unterweltdelikte. Doch die Gewinne sind mit denen der Wirtschaft vergleichbar.

**Pinzner in Hamburg***: Mordaufträge von oben?



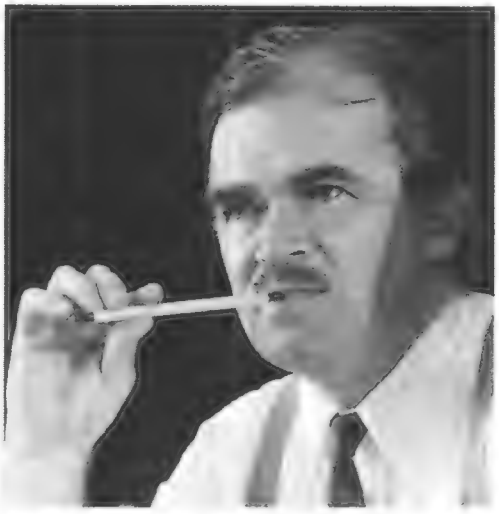
**Kriminalpolitiker Zimmermann (l.)***
„Ablehnung jeglicher Autorität"

Auf der untersten Ebene des mafiosen Managements, am Straßenstrich der Ingolstädter Straße in München, werden an manchen Tagen bis zu einer Million Mark umgesetzt – so viel wie in Karstadts Glitzerkaufhaus an der Hamburger Mönckebergstraße.

Längst nimmt eine „Verzahnung der organisierten Formen der Kriminalität mit unserem Wirtschafts- und Sozialsystem", wie sie das BKA-Dossier prognostiziert, deutlich Konturen an.

In keiner Stadt ist bislang die kriminelle Verquickung von Unterwelt und Oberwelt so konsequent aufgedeckt worden wie in Berlin. Die Bezeichnung „Filz", unter der in Berlin die Korruptionsaffäre um den Baustadtrat Wolfgang Antes abgehandelt wird, vertuscht nur, daß es dabei auch um organisiertes Verbrechen ging.

In den Sog der Ermittler geriet eine ehrenwerte Gesellschaft von Lokalpolitikern, Firmenjongleuren und Baulöwen, die Amt und Mandat mißbrauchten, betrogen, Schmiergeld anboten oder annahmen. Es ging um erschwindelte Subventionen und Bauaufträge ebenso wie um Brandstiftung, Erpressung, Großschmuggel oder Anstiftung zum Mord. „Wir sind auf so ziemlich alles gestoßen, was das Strafgesetzbuch hergibt", sagt ein Ermittler, „außer der Vorbereitung eines Angriffskrieges."



**Kriminalpolitiker Gauweiler**
„Gefährlicher als Terrorismus"

Am Berliner Modell sehen Praktiker eindrucksvolle Beweise für die enge Verflechtung zwischen Wirtschaftskriminalität und Berufsverbrechertum.

Beispielhaft zeige sich, so der Berliner Sumpf-Ermittler Schenk, wie betuchte Ganoven aus der „Machtbasis der Bordelle" Geld und Erpressungspotential ziehen, „Freiräume durch private Macht" errichten und „in mehreren Ebenen die gesellschaftliche Infrastruktur durchdringen". Der erfahrene Fahnder: „Man leistet sich exzellente Steuerberater und Rechtsanwälte. Eine Bank brauchen die nicht mehr zu überfallen."

In Berlin „wurde gearbeitet wie bei der klassischen sizilianischen Mafia", urteilt der OK-Experte und Journalist Dagobert Lindlau. Der Fernsehmann hat in Berlin recherchiert – und auf Sizilien. Sein Buch „Der Mob" steht derzeit auf den Bestseller-Listen**.

Der Vergleich mit der italienischen Mafia gilt nicht nur für Berlin. Ganze Wirtschaftszweige fallen – wie in Italien – unter die Räuber. Kriminelle Organisationen haben begonnen, das Baugewerbe in den Griff zu nehmen.

Und in Großstädten gibt es schon Hinweise auf breit organisierte Bau-Korruption: In Frankfurt ließ die Staatsanwaltschaft mehr als 20 Bauverwalter und Bauunternehmer verhaften, die mit Korruption die öffentliche Auftragsvergabe in der Main-Metropole zu ihrem Nutzen kontrolliert haben sollen.

Eine Sonderkommission in Hamburg ermittelt gegen mehrere hundert Verdächtige, die bei Bauaufträgen für Bundeswehrgebäude, Schulen und Krankenhäuser kräftig abgesahnt haben sollen. Über hundert Behördenbedienstete sind im Visier der Ermittler. Zwei Beamte fielen auf, weil sie Teilhaber am Lübecker Bordell „Sudfaß" waren – zusammen mit St.-Pauli-Größen.

Nicht anders geht es auf weiten Teilen des Arbeitsmarktes zu. Von bundesweit operierenden Unternehmen werden illegal eingeschleuste Ausländer illegal für Drecksarbeit vermietet. Zwischen 5 und 15 Milliarden Mark im Jahr, so schätzen Experten, werden auf diese Weise von kriminellen Arbeitgebern verdient: alles hinterzogene Steuern und Sozialversicherungsbeiträge.

Kriminelle Klubs entdecken ständig „neue Marktbereiche" (BKA-Studie), zuerst war es der betrügerische Warenterminhandel, der Millionengewinne über Scheinfirmen und halbseidene Rechtsanwaltsbüros in die Kassen der Wirtschaftsverbrecher leitete.

Neu ist das Geschäft mit nahezu wertlosen Aktien. Gegen mehr als hundert Beschuldigte im In- und Ausland ermittelte jetzt die Staatsanwaltschaft in Köln. Die Geschäftsleute verkauften an rund 15 000 Opfer amerikanische Aktien per Telephon-Akquisition. Die Ermittler glauben, „daß es sich um wertlose Aktien handelt, für die kein Markt besteht und deren Kurse willkürlich manipuliert wurden". Geschätzte Einnahmen der Aktien-Mafia: sechs Millionen.

In manchen Branchen hat der kriminelle Umsatz den legalen schon erreicht. Das Massengeschäft mit bespielten Video-Kassetten teilen sich die Film- und Video-Verleiher 50 zu 50 mit der Mafia

## *Deutsche Puffgelder in der Karibik*

der Raubkopierer. Eine halbe Milliarde Mark pro Jahr, so behauptet jedenfalls der legale Teil der Filmwirtschaft, gehe ihr im Jahr durch die illegale Konkurrenz verloren.

Die kriminellen Gewinne werden rund um den Erdball verschoben, nur um die Herkunft zu verschleiern. Schweizer Banken sind dabei ebenso nützlich

* Oben: im Dezember 1986 am Hans-Albers-Platz; unten: bei einer Vorführung von schußsicherem Panzerglas.

** Dagobert Lindlau: „Der Mob. Recherchen zum organisierten Verbrechen". Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg; 344 Seiten; 36 Mark.

# Fitou, Corbières, Minervois

**DIE ENTDECKUNGEN DES SÜDENS.**

*„Wißt Ihr noch? Autoroute du Soleil bis Orange und dann rechts immer Richtung sonnige Entdeckung: nach Fitou, nach Corbières, nach Minervois. Zu diesen tollen kräftigen Rotweinen. Echte A.O.C.-Weine, die trotzdem noch so herrlich preiswert sind. Und irgendwie sind wir dabei geblieben."*

*Appellation d'Origine Contrôlée. Ausgezeichnete Qualität.*

wie Briefkastenfirmen in Finanzoasen wie der Karibik-Inselgruppe Cayman Islands, wo nach Erkenntnissen amerikanischer OK-Ermittler Schwarzgeld der Mafia und der kolumbianischen Drogenkartelle ebenso eintrifft wie der kleine Erlös aus dem norddeutschen Puffmilieu.

Holdings mit Phantasienamen werden von Rechtsanwälten in Hamburg wie in Luxemburg gegründet, um Millionenüberweisungen dubioser Mandanten entgegenzunehmen. Die Geldgeschäfte laufen unter anwaltlicher Schweigepflicht.

Zwar gilt das große Vermögen als „Achillesferse des organisierten Verbrechens" (BKA-Ermittler), weil es schwierig ist, Scheine unauffällig zu verschieben, zu waschen und zu investieren. Doch das kriminelle Management hat vorgesorgt. Um die Geldwäsche kümmern sich Profis.

In Baden-Württemberg, so ermittelte das Stuttgarter Landeskriminalamt, läßt sogar die amerikanische Cosa Nostra waschen. Schon 1984 verhafteten die Schwaben einen Konstanzer Geschäftsmann, der mit Hilfe einer Züricher Bank für die amerikanischen Freunde 100 Millionen Dollar so lange hin und her bewegt hatte, bis das Geld saubergewaschen war und in die Neue Welt zurückgeschickt werden konnte. Der Finanzjongleur unterhielt ein ganzes Firmenimperium, Immobilienbüros und einen Diamantenhandel ausschließlich zu dem Zweck, die Zahlen mit den vielen Nullen auf seinen Kontoauszügen erklären zu können.

Nach den Erfahrungen des Hamburger Kripomannes Sielaff gibt es in der Bundesrepublik keine hierarchisch gesteuerten Kriminellen-Konzerne, sondern – wie auf der legalen Seite der

## *Polizeipistolen für die Unterwelt*

Wirtschaft – eine Vielzahl großer und kleiner Konkurrenzunternehmen. Einige sind Ableger ausländischer Konzernzentralen, andere Knackerbanden mit bodenständiger deutscher Tradition. „Die Idee von einer großen Krake", sagt Sielaff, „muß man aufgeben."

Es gibt viele Kraken. „Wandelbare, bewegliche Haufen", nennen sie Kriminalisten wie Peter Walter, OK-Spezialist im Frankfurter Polizeipräsidium. Die lateinische Ausdrucksweise dafür, „mobile vulgus", hat den amerikanischen Fachbegriff „Mob" geprägt.

Wie beweglich solche Haufen sind, zeigen Ermittlungen, die 1984 bei der Koblenzer Kripo gegen ein paar Zuhälter am Orte begannen. Mit geschickt inszenierten Immobilienkäufen legten die Bordelliers eine Reihe der besten Bankhäuser herein.

Eine „Kameradschaft, die durch nichts zu trüben" war (ein Ermittler),

**Mafia-Produkt Falschgeld:** „An die Hintermänner kommen wir nicht ran"

**Mafia-Experte Lindlau**
„Angst macht Verträge überflüssig"

verband die Mobster mit einer Bande aus der Kölner Umgebung, die nach Erkenntnissen der Kripo auf das Stehlen von Booten der US-Firma „Sea-Ray" spezialisiert war und nebenbei hochwertige Autos verschob und Bankrott-Betrügereien beging.

Wesentlich übersichtlicher scheint den Ermittlern ein Syndikat organisiert, das im vergangenen Sommer in Hannover auffiog. Die Kripo machte knapp hundert Verdächtige namhaft, die Diebstähle, Versicherungsbetrügereien und Einbrüche organisiert haben sollen.

Die Firma war professionell ausgerüstet. Sie unterhielt, wie die Staatsanwaltschaft behauptet, eigene Hehler, eine Schlüsselmaschine, eine Maschine zum Fälschen auf Ausweisen, Funksprechgeräte und Autotelephon. Auf Stadtplänen waren die Standorte von Bankautomaten eingezeichnet, die systematisch ausgeplündert wurden.

Der Mob organisiert sich arbeitsteilig. „Es gibt spezielle Gruppen", so der Münchner LKA-Ermittler Josef Geißdörfer, „die sind nur für das Ausspionieren lukrativer Objekte da." Für besondere Tätigkeiten, berichtet der Berliner Kriminologieprofessor Eugen Weschke, „wie Kontrolle, ‚Strafen', Beschaffung, Lagerung, Absatz" werden „Gruppierungen oder auch Einzeltäter beauftragt, die, wenn es ihrer Interessenlage entspricht, ihren ‚Arbeitsanteil' durchführen, ohne deshalb unmittelbar zu einer ‚Organisation' zu gehören".

Auch die Waffenbeschaffung wird von Spezialkommandos erledigt. Mehr als 700 ausgemusterte Walther-PPK-Pistolen aus Polizeibeständen besorgte sich eine organisierte Gang. Halbwelt-Waffenhändler kauften die Pistolen auf und verscherbelten sie an OK-Zulieferer weiter.

Die Arbeitsteilung funktioniert. Eine BKA-Forschungsgruppe, die beauftragt war, die Strukturen der deutschen Mafia bloßzulegen, beschrieb zwei nebeneinander bestehende Organisationsformen:

- „häufiger anzutreffende Straftäterverflechtungen (Beziehungsgeflechte), die insbesondere in Ballungsgebieten bestehen", und

# IST DIE GESETZLICHE TRAUMSCHLOSS ODER FESTE BURG?

Unser soziales Netz ist keine schlechte Sache. Aber seine Leistungen werden oft überschätzt, denn es sichert im Grunde nur das Notwendigste. Mit höheren Ansprüchen gibt es da leicht ein unliebsames Erwachen.
Um Ihre Ansprüche zu sichern, empfiehlt sich dringend Privatinitiative. Und zwar mit Hilfe der privaten Personenversicherung, die sich exakt auf diesen Punkt spezialisiert hat: Die NOVA!
Wir sichern Ihre persönlichen Ansprüche gegen die stärksten Risiken im Leben – wie Krankheit, Unfall und Versorgungslücken im Alter.

Fragen Sie die NOVA Bezirksdirektion ganz in Ihrer Nähe, oder wenden Sie sich direkt an:
NOVA Versicherungen · Kapstadtring 8,
2000 Hamburg 60, Tel.: 040/6 37 31

**NOVA**
**VERSICHERUNGEN**

**DIE PERSONEN-VERSICHERER**

▷ „die selteneren eigenständigen Gruppierungen mit mehr oder weniger fester personeller Struktur".

Die beiden Varianten entsprechen zwei Gangster-Traditionen, die in Deutschland mittlerweile ganz gut zusammenwirken: den deutschen Räuberbanden einerseits, der italo-amerikanischen Mafia andererseits.

„Netzstruktur-Kriminalität" heißt das Fachwort, das der Berliner Kriminologe Weschke für das moderne westdeutsche Banditentum geprägt hat. Das Sagen in solchen kriminellen Verflechtungen hat der Mann, der viel Geld für größere Projekte schnell vorstrecken kann – ihm steht hinterher auch das Recht zu, abzukassieren. „Geld ist Macht", berichtet der BKA-Experte Erich Rebscher aus der Szene, „kapitalkräftige Auftraggeber und Finanziers werden mit einer gewissen Selbstverständlichkeit als dominierende Person beziehungsweise Führungspersonen anerkannt."

Die andere Art der Zusammenarbeit erlebten Kriminalisten 1980 in Wuppertal: Da explodierte am 13. April eine Sprengladung Ekrasit an der Mauer der Haftanstalt Bendahl. Eine schwere Gefängnistür flog 15 Meter weit durch die Luft. Durchs Loch in die Freiheit spazierte Arcangelo Maglio, Wortführer einer italienischen Gang, die in Wuppertal wegen Mord, Schutzgelderpressung und Raubüberfällen angeklagt war. Ein Fluchtfahrzeug, ein blauer Alfa Romeo, stand für Maglio bereit. Er verschwand über die Grenze nach Italien.

Bis dahin war die verrufene Gang um Maglio der Polizei nur als „Wuppertaler Mafia" geläufig. Die Detonation am Gefängnistor machte den Ermittlern schlagartig klar: Das war nicht die Wuppertaler Mafia, das war die richtige, die aus Italien.

**Gesprengte Gefängnistür in Wuppertal**
Hilfe von der Gang

## *Postanweisungen für die Camorra*

Unübersehbar sind die Spuren, die das mafiose Verbrechertum aus Italien und den USA seit Beginn den achtziger Jahre auch in Deutschland hinterläßt. Mafia und Camorra, Cosa Nostra und 'Ndrangheta haben ihre Filialen in Wuppertal wie in Stuttgart.

Mit der Professionalität dieser Verbrecherorganisation wurde eine andere, härtere Variante des organisierten Verbrechens importiert.

Die Organisationsstrukturen sind in Jahrhunderten gewachsen. Es gibt ein Fußvolk für die Drecksarbeit, „Soldati", es gibt „Mechanics", das sind die Spezialisten, auch solche, die mit der abgesägten Schrotflinte unter dem Mantel umherlaufen oder Sprengstoff einsetzen.

Zur Führungsschicht gehören die „Lieutenants", die meist ein ganz legales Leben führen, die Familienchefs, die Paten. Die US-Cosa-Nostra schließlich hat ganz oben die „Commissione", den großen Rat, die Kardinäle des Verbrechens.

Ebenso „straff und professionell" (die Frankfurter OK-Staatsanwältin Adelheid Werner) sind die Mafia- oder Camorra-Gruppen organisiert, die im Auftrag der Chefs in Palermo oder Neapel ihre Arbeit in Deutschland verrichten. Wie einst italienische Gastarbeiter, so schicken auch die Mafiosi in der Fremde brav ihre Einnahmen zur Familie daheim im Süden.

**Befreiter Häftling Maglio**
Flucht im Alfa Romeo

Postanweisungen über 1,3 Millionen Mark stellten Dortmunder Ermittler bei einem angesehenen Unternehmer italienischen Namens sicher. Der Empfänger: die Camorra in Neapel.

Der Boß hatte, vermuten die Staatsanwälte, die Gelder überwiesen, die eine wohlorganisierte Gang durch Raub, Erpressung, Hehlerei im Dortmunder Raum erarbeitet hatte. Mehr als 600 Täterakten werden mittlerweile bei der Staatsanwaltschaft deshalb geführt.

Der Laden war gut organisiert. Um den Boß gab es nach Ansicht der Ermittler eine Führungsebene von etwa 20 Personen, die untereinander verwandt sind. Unterhalb der Chefetage arbeiteten mehrere Gruppen in Teams zu jeweils fünf Personen, „Mechanics", die auf einzelne Straftaten spezialisiert waren – „insbesondere auch zu Strafmaßnahmen gegen aussagebereite Zeugen".

So geschah es, daß im März vergangenen Jahres, als im Saal 100 des Dortmunder Amtsgerichts gegen einen kleinen Soldaten der Gang verhandelt wurde, das Gerichtsgebäude einer Festung glich. Polizisten mit Schnellfeuerwaffen bewachten den Justizbau. Zivilfahnder mit Funkgeräten kontrollierten die Umgebung. Denn drinnen saß als Kronzeuge gegen den kleinen Ganoven ein Neapolitaner, der bereit war, ihn zu verpfeifen, alles zu erzählen. Vorab aber dies: „Ich bin zum Tode verurteilt worden."

Ein Kronzeuge fehlt den Ermittlern in Stuttgart noch immer. Im Daimler-Land hat sich nach Erkenntnissen des Landeskriminalamtes die Mafia auf das Abholen und Exportieren von Luxus-Gefährten spezialisiert. „Bei uns", erklärt ein LKA-Mann den Markt, „stehen diese Dinger halt zu Dutzenden auf der Straße rum."

Eine weitere Mafia-Spezialität im Südwesten sind Herstellung und Vertrieb von Falschgeld, vor allem Dollar-Noten und Hundertmarkscheinen, die als Zahlungsmittel besonders beliebt sind. Da sich große Falschgeld-Werkstätten in Mailand, Jugoslawien und Rumänien befinden, bietet sich Baden-Württemberg – die erste Station nach der Grenze – als Umschlagplatz für die Blüten an.

Wie weit die Mafia in Bayern Fuß gefaßt hat, läßt seit einigen Monaten der

# Der blend-a-med Unterschied:

Zahnfleischbluten.
Parodontose droht.

Kein Zahnfleischbluten.
blend-a-med beugt vor.

Was mit Zahnfleischbluten beginnt, kann mit Zahnausfall enden: Parodontose! Gut zu wissen, daß es eine Zahncreme gibt, die Zahnfleischerkrankungen wirksam vorbeugt: blend-a-med! Mit ihrer speziellen Zusammensetzung unterstützt blend-a-med die natürliche Schutzschichtbildung des Zahnfleisches. So bleibt es fest und gesund. Damit Sie auch morgen noch kraftvoll zubeißen können.

DIE MEISTEN ZAHNÄRZTE GEBEN
IHRER FAMILIE BLEND-A-MED.

Innenstaatssekretär Gauweiler von einer speziellen OK-Abteilung im Münchner LKA recherchieren. „Wenn innerhalb eines halben Jahres in München acht italienische Restaurants brennen", hat sich der CSU-Sicherheitspolitiker überlegt, „kann das ja kein Zufall sein."

Zufall ist gar nichts: „Die Mafia findet hier eine komplette Logistik vor", sagt Gauweilers OK-Ermittler Geißdörfer beim LKA in München: Landsleute, italienische Firmen, Geld. Zudem ist der

## *Kokain vermarktet „wie Waschpulver"*

Verfolgungsdruck in Italien mittlerweile zu stark geworden, die Mafiosi kommen über die Alpen.

Zunehmend geraten den Fahndern aber auch Crime Trusts wie die US-Cosa-Nostra oder organisierte Gruppen wie eine Jugoslawen-Mafia oder die chinesischen Triaden ins Visier. Auch türkische Gangs bemühen sich um „vielfach noch unbesetzte kriminelle Märkte" (BKA).

In Hamburg haben sich Polen-Gruppen organisiert, die sich vor allem aus polnischen Asylbewerbern rekrutieren. Auftrag: „Alles wird beschafft, was auf dem gigantischen polnischen Schwarzmarkt Wert hat", sagt der Hamburger OK-Ermittler Sielaff. Ein Händlernetz besorgt den Transport über die Ostsee in die Stettiner Bucht.

Zweckmäßigkeitsbündnisse unter ethnischen Gruppen, die sonst wenig miteinander zu tun haben, beobachtete Helmut Brandt, Chef des LKA in Düsseldorf. Zweckmäßig sind solche Bündnisse überall dort, wo krimineller Profit aus weltumspannendem Handel gezogen werden kann.

Wie beim Mädchenhandel. So flog vor Monaten in einem Nachtlokal im bayrischen Gaimersheim ein multinationaler Zuhältertrust auf, der Frauen aus der Dominikanischen Republik in die weißblaue Provinz geschleust hatte. Einheimische Beauftragte hatten in der Dominikanischen Republik die Schönheiten angeworben. Der versprochene Job: Folkloretanzen in Griechenland.

Aber nur einen Sommer. Die Griechen avisierten den Opfern Anstellungen als Tänzerinnen in der Bundesrepublik, denn die Griechenland-Visa waren abgelaufen. Griechische Mitarbeiter verfrachteten die Frauen dann nach Bayern.

Zwei deutsche „Betreuer" entpuppten sich schnell als brutale Zuhälter, die ihre Tänzerinnen vor die Alternative stellten, entweder mitzumachen oder eingesperrt zu werden.

Völkerübergreifende Zusammenarbeit erfordert das Big Business der Organisierten Kriminalität, der Drogenhandel, ebenso wie das – oft mit dem Drogenhandel einhergehende – Falschgeldgeschäft.

„Wie Waschpulver", sagt der Frankfurter Staatsanwalt Horst Kraushaar, werfen die Drogenbarone in Kolumbien und in Florida die weiße Ware auf den deutschen Markt. Einen Zentner Kokain, aufgelöst im Wasser von Zierfischbehältern, ließen Drogenfahnder am 5. Februar in Frankfurt hochgehen. Handelswert: fast 15 Millionen Mark.

Ein Kolumbianer wurde verhaftet. Der Südamerikaner ist nach Vermutungen der Ermittler zuständig für die Organisation der europäischen Verteilerzentrale des Kokainkartells in der kolumbianischen Stadt Medellín.

Drei Zentner Heroinbase sammelten in den letzten Wochen bayrische Grenzwächter bei Rauschgiftkurieren ein, die für eine türkisch-holländische Connection arbeiteten.

Ende 1985 wurden bei einer Polizeirazzia in Fälscherwerkstätten in Mailand, Rom und anderen Orten Italiens so viele falsche DM-Noten sichergestellt, daß man sie gar nicht zählen konnte. Die italienischen Falschgeldfahnder beschränkten sich darauf, die Geldpakete zu wiegen. Die Waage zeigte sieben Millionen Deutsche Mark.

„Die Ermittlungen bestätigen", so heißt es in einem Bericht der Fachzeitschrift „Kriminalistik", „daß die Täter entweder den kriminellen Vereinigungen Mafia, Camorra und 'Ndrangheta angehörten oder daß doch vielfältige Verflechtungen zu den großen sizilianischen, kalabresischen und apulischen Organisationen bestehen."

Genauer weiß die Polizei es nicht. Und die Fälscherringe haben noch genügend Vorräte: 60 000 falsche Hundertmarkscheine wurden allein 1987 sichergestellt. Das Geschäft geht weiter: „An die Hintermänner kommen wir nicht ran", sagt BKA-Chef Boge.

Die Zusammenarbeit zwischen internationalen und deutschen Gruppen klappt auch im Kleinen. Das BKA,

## *Flugtickets aus der Fälscherwerkstatt*

heißt es in einem Erfahrungsbericht der AG Kripo über „Organisierte Kriminalität in Europa", beobachte internationale Banden, die sich von deutschen Abteilungen Banken und Juwelierläden ausspionieren lassen.

Danach, so das Dossier, reisen andere Bandenmitglieder aus dem Ausland ein, um die Überfälle zu begehen. Unmittelbar nach dem Überfall übergeben sie die Beute an die ortsansässigen Mitglieder oder an Transporteure und verlassen sofort mit dem Flugzeug das Land.

Die Flugtickets für solche Unternehmungen werden nicht im Reisebüro gekauft, sondern stammen meist aus einer

KölnMesse
Messen von Mensch zu Mensch

KölnMesse, Messeplatz 1, D-5000 Köln 21, Telefon (0221) 8211, Telex 8 873 426 mua d, Telefax 3/a (0221) 8 21-2574, Btx • 61502 #

dem Konzern verbundenen Fälscherwerkstatt. Deutsche wie international organisierte Gruppen arbeiten alle nach gleichen Regeln, die von Kriminalisten für die goldenen Regeln des organisierten Verbrechens gehalten werden:

Die Gruppen verbreiten Angst nach innen und nach außen. Sie arbeiten konspirativ. Und sie arbeiten fast immer mit Korruption.

Angst ist ein „unverzichtbares Gleitmittel, das den reibungslosen Ablauf von Transaktionen sichert, schriftliche Verträge überflüssig macht". So beschreibt „Mob"-Autor Lindlau das Geschäftsprinzip der ehrenwerten Gesellschaft, und er zitiert den später von der Mafia ermordeten Carabinieri-General Dalla Chiesa: „Wenn alle sich entschließen könnten, keine Angst mehr zu haben – das wäre das Ende der Mafia."

Der Entschluß fällt nicht leicht, wenn es zugeht wie in Hamburg. In keiner bundesdeutschen Stadt sind bislang so viele Menschen dem organisierten Verbrechen zum Opfer gefallen.

So zog die Polizei im Jahr 1984 einen Toten aus dem Osterbekkanal, der in einem Ölfaß steckte. Der zusammengekrümmte Körper war in ein zehn Meter langes Automatenhandtuch eingewickelt und mit einem Hanfseil verschnürt.

Der Mann stammte nicht aus Palermo, sondern aus Pinneberg. Karl-Heinrich Lienau, Teilhaber einer Diskothek, woll-

## *Selbstmord auf dem Misthaufen*

te sein Geschäft ausweiten, ein Bordell eröffnen – und war damit offenbar zu weit gegangen.

Gezielte Hinrichtungen von Konkurrenten und Verrätern waren es auch, mit denen der St.-Pauli-Killer Werner Pinzner sein Geld verdiente: Fünf Geschäftsleute vom Kiez allein mußten sterben, vermutlich weil sie mit ihren Kokain-Oberen Streit bekommen hatten.

So etwas nutzt der ganzen Firma. Gehorsam, Verschwiegenheit und Disziplin unter westdeutschen Mafiosi werden mit Todesdrohungen erzwungen.

„Lupara bianca" heißt in Sizilien eine besonders wirksame Methode, die „weiße Flinte". Sie bedeutet, daß das Opfer einfach verschwindet oder unter unerklärlichen Umständen stirbt.

Wie viele Vermißte einer deutschen Lupara bianca zum Opfer fielen, kann niemand wissen. Aber wenn einer, wie im vergangenen Jahr in Hamburg der Pinzner-Zeuge Bernd Wünsch, sich unter unerklärlichen Umständen selbst erschießt und sich dazu ausgerechnet auf einen Misthaufen legt, werden die Ermittler mißtrauisch.

Angst haben müssen, nach den Ereignissen in Hamburg, die Ermittler selbst. „Wegen des hohen Gefährdungsgrades in bezug auf Einwirkungen der OK-Szene", heißt es umständlich in einer Empfehlung, die BKA-Experten erarbeitet haben, „sind die OK-Dienststellen von dem übrigen Polizeiapparat räumlich abzuschotten."

Man muß Beamte nicht einschüchtern, man kann sie auch kaufen. „Es gibt im Lande kein größeres Verfahren im Bereich OK, in dem nicht ein Beamter – meist ein Polizist – als Helfer involviert ist", sagt der Düsseldorfer LKA-Chef Brandt. Dreifach, so das Bundeskriminalamt in seiner OK-Studie, müßten sich die Ermittler gegen „direkte Einwirkungen" der „Organisierten" wappnen: gegen „Maßnahmen zur Verunsicherung der Polizei", gegen „die direkte Ausforschung des Polizeiapparates", schließlich

**Gangsterboß Al Capone*:** Staatsanwalt gekauft

gegen „die Gewinnung von Informanten in der Polizei".

Wieviel der Mob mit Verschwörern und Geheimbünden gemeinsam hat, zeigt auch eine Liste von „konspirativen Regeln", die ein „Ad-hoc-Ausschuß" gegen Organisierte Kriminalität bei der Westdeutschen Innenministerkonferenz schon 1983 zusammengestellt hat:

- Sorgfältige Abschottung nach innen und außen.
- Treffpunkte sind Lokale und Wohnungen von Mitgliedern oder absolut zuverlässigen Personen.
- Den Ausführenden werden häufig die Auftraggeber und Hintermänner nicht bekannt.
- Sorgfältige Abklärung bei dem Absatz der Taterzeugnisse.
- Zeugen werden durch Terror, Drohungen und andere Einwirkungen zur Zeugnisverweigerung veranlaßt.
- Heiße Ware wird oft in geheimen Depots aufbewahrt.
- Vertrauenskäufe werden durch entsprechende Maßnahmen erschwert und vereitelt.

Daß das Konzept gut ist, bestätigt Heinz Walch, OK-Ermittler beim Stuttgarter Landeskriminalamt: „Wie bei einem Tintenfisch", hat er bemerkt, könne man bei so einer Organisation „immer nur einen Arm erwischen" – aber nie den Kopf. Denn: „Wer an der Spitze sitzt, wissen die Gefaßten selbst nicht."

Wer an der Spitze sitzt, wissen die Ermittler oft genau. Die Namen von Paten, wie einer als Hintermann des Bistry-Mordes vermutet wird, „pfeifen", so der Hamburger Kripo-Chef Sielaff, „die Spatzen von den Dächern". Nur beweisen läßt sich nichts.

„Wir kennen die Dunkelmänner alle", droht der Münsteraner OK-Staatsanwalt Wolfram Scherner – „aber wir kriegen sie nicht." Beim LKA, so weiß er, „liegen über einige Drahtzieher Dossiers von der Dicke eines Großstadttelephonbuches". Doch Strafbares findet sich, die Dunkelmänner wird's freuen, nicht darin – „außer vielleicht Fischwilderei".

Die Klagen sind so alt wie die organisierte Kriminalität. Einer der Erfinder, der Chicagoer Gangsterboß Al Capone, der sicher mehr als hundert Menschen umgebracht hat, kontrollierte zur Zeit der Prohibition in den zwanziger Jahren nicht nur den Alkoholhandel, sondern auch Teile des Nachtlebens im Lande. Verurteilt wurde er schließlich wegen Steuerhinterziehung.

Am Abend des 27. April 1926 wurde in Chicago der Staatsanwalt McSwiggin

* Beim Angeln auf seiner Yacht 1930.

# RICOH FAX.

CeBIT '88 Hannover
16.–23. März
Halle 4, Stand EG D24/G41

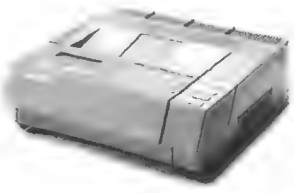
## In Sekunden ...

Freundschaften zwischen Menschen verschiedener Nationen sind vielleicht die schönste „Nebenwirkung" des weltweiten Handels.

Und RICOH Telefax-Geräte übermitteln einen lieben Gruß genauso zuverlässig und schnell wie wichtige Wirtschaftsdaten.

Selbst verschiedene Sprachen müssen nicht trennen. Eine kleine Zeichnung, ein Foto – man versteht sich.

RICOH FAX Geräte für perfekte Kommunikation auf jeder Ebene. Dokumente und Zeichnungen. Privat oder geschäftlich.



RICOH FAX 20, programmierbar.

**Ermordeter Mafia-Ermittler in Palermo*:** „Wenn niemand mehr Angst hätte ...

auf offener Straße erschossen. Bis heute bezweifelt niemand, daß Al Capone den Mordauftrag gab – vermutlich aus dem gleichen Grunde, aus dem 1986 wohl auch Staatsanwalt Bistry sterben mußte: weil er zuviel wußte.

Der Gangsterboß mit den neapolitanischen Vorfahren soll, berichten Chronisten, gelacht haben, als ihn die Ermittler mit dem Mordvorwurf konfrontierten. Schließlich, begründete Al Capone seine Unschuld, habe er McSwiggin gekauft – warum hätte er ihn da erschießen sollen? Der Mörder wurde nie überführt.

Erfolge der amerikanischen Mafia-Bekämpfer waren jedenfalls im letzten Jahr zu sehen, als 17 führende Mafiosi in New York abgeurteilt wurden. Einige Herren der Cosa Nostra müssen sich auf lebenslange Haft einrichten.

Jetzt häufen sich die Dienstreisen von westdeutschen OK-Verfolgern zu den Mafia-Bekämpfern in die USA. Denn die deutschen Kriminalisten stehen der Mafia im eigenen Land völlig unerfahren gegenüber.

Zu lange jagten westdeutsche Ermittler Leuten vom Schlage Schinderhannes oder Terroristen hinterher, während die Cosa Nostra sich bereits ihre Stützpunkte schuf.

So gibt es bereits seit 1973 Unterlagen bei der Hamburger Kripo, die eindeutige Hinweise enthalten, daß sich Kiez-Größen wie der ehemalige Chef des Café Chérie, Wilfrid („Frieda") Schulz, regelmäßig mit Deutschlandreisenden der Cosa Nostra trafen. Mächtige aus dem engsten Umfeld des ehemaligen Cosa-Nostra-Finanzberaters Meyer Lansky nächtigten im Hotel Atlantic, um mit St.-Pauli-Bossen über die Verwaltung des Glücksspiels zu verhandeln.

Bis in die achtziger Jahre verfolgte die Kripo mit Telephonüberwachungen die mafiosen Aktivitäten der Hamburger Cosa-Nostra-Mitarbeiter Bill Davis und Ursula Hayn, die sich von der Elbe aus in mehrere europäische Spielkasinos einkaufen sollten.

Doch Davis, kurzzeitig verhaftet, wurde schnell wieder freigelassen. Wilfrid Schulz, angeklagt als Mittelsmann der Glücksspiel-Mafia auf dem Kiez, wurde verurteilt wegen – na, was wohl? – Steuerhinterziehung.

Sitzen wegen illegalen Glücksspiels mußte nur ein kleiner Wasserträger, der später bei der Polizei auch deshalb auffiel, weil er Vertrauter eines Mannes war, der nun als möglicher Hintermann des Bistry-Mordes gilt.

Gegen die Organisierte Kriminalität will die Polizei jetzt mit einem ganz neuen Konzept antreten. Das Zauberwort heißt „täterbezogene Ermittlungen". Statt Autoeinbrüche einzeln, tatbezogen aufzuklären, sollen künftig die Hintermänner der Einbrecher gesucht werden. Die OK-Arbeitsgruppe beim Bundeskriminalamt stellt sich das in einem Vorschlag über „neue Methoden der Bekämpfung" so vor:

> Die Bekämpfung sollte sich in erster Linie gegen die aus den Beziehungsgeflechten der OK herausragenden Führungspersonen, die zumindest im örtlichen Milieu auch der Polizei weitgehend bekannt sind, richten. Die Aufstellung einer periodisch

## *Das Geschäftsprinzip der Schrottdiebe*

* Generalstaatsanwalt Gaetano Costa am 1. August 1980.

zu aktualisierenden Liste der wichtigsten Zielpersonen erscheint wichtig.

Solche schwarzen Listen sind allerdings mit dem geltenden Recht ebenso schwer vereinbar wie der in Bonn diskutierte Einsatz nachrichtendienstlicher Mittel gegen Mafiosi.

Auf Bedenken stößt bei Strafjuristen auch das Zeugenschutz-Konzept, das seit Jahren bereits in Hamburg angewendet wird, um das Mafia-Prinzip der Angst zu durchbrechen.

Wie gefährdete Kronzeugen in den USA zum Schutz vor der Mafia, so werden auch im Hamburger Prozeß um die Auftraggeber des Killers Pinzner viele, die bereit waren auszupacken, polizeilich weggesteckt. Sie bekommen eine neue Wohnung, neue Namen, neue Papiere und Geld, um sich in einer neuen Umgebung einrichten zu können.

Doch spätestens vor Gericht müssen solche Zeugen sagen, wer sie sind. Denn Belastungszeugen, deren Identität verschleiert wird, sind von minderem Wert. „Es ist nicht sicher", fürchtet ein Staatsanwalt aus NRW, „ob Verfahren mit verdeckten Zeugen nicht von der nächsten Instanz wieder aufgehoben werden."

Aber selbst mit Spitzeln und Kronzeugen, das ist schon jetzt vielen OK-Experten klar, werden sie die Macht der kriminellen Unternehmen nicht brechen können. „Was nützt es uns", fragt Sicherheitspolitiker Gauweiler, „wenn wir die Leute kriegen, aber nicht ihr Geld?"

Und das Geld kriegen sie nicht. Radikale Vorschläge, wie sie jetzt unter Polizeirechtsexperten diskutiert werden, sehen zwar vor, mit den Tätern auch gleich ihr Vermögen zu kassieren. Doch solche Gewinnabschöpfung hat keine realistische Chance.

Denn die Schmuddelgelder, gehortet und gewaschen, sind meist längst investiert in ganz legale Geschäfte. „Pure Augenwischerei", so ein BKA-Mann, „ist der Versuch, da dranzukommen."

In „effizienter Art und Weise", weiß der BKA-Ermittler und OK-Fachmann Erich Rebscher, „werden legale und illegale Geschäfte miteinander gekoppelt: Illegal erzielte Gewinne werden vorwiegend in Immobilien im In- und Ausland angelegt oder in legal betriebene Geschäfte (Handel, Dienstleistungsgewerbe) investiert".

Ein legales zweites Standbein, so Rebscher, sei das A und O des organisierten Verbrechens. Er hat beobachtet, daß OK „erst durch die Ausnutzung legaler Wirtschaftszweige und Finanzschienen voll gedeiht".

Das Prinzip der Schrottdiebe, die vom Schrottplatz stehlen, was sie dem Schrotthändler dann wieder verkaufen, hat die ehrenwerte Gesellschaft zum Milliardengeschäft gemacht.

Multi-Milliarden-Summen, von der Unterwelt zusammengestohlen in allen Etagen der Volkswirtschaft, werden über feine Bankhäuser wieder zurückgereicht – Jahr für Jahr.

„Irgendwann", schwant einem BKA-Mann, „gehört so die Oberwelt der Unterwelt."

---

**Im nächsten Heft**

Schutzgelderpressung, das perfekte Verbrechen – Blumengrüße von der Mafia – Wie Chinas Triaden foltern – Die Macht der Jugo-Gangs – Und immer zahlen die Wirte

---

* Mordanschlag am Valentinstag 1929.

. . . das wäre das Ende der Mafia": **Ermordete Al-Capone-Konkurrenz in Chicago***


RICOH FAX.

CeBIT '88 Hannover
16.–23. März
Halle 4, Stand EG D24/G41

L&P

. . . um die Welt.

Die ausgereifte Technik der RICOH FAX Geräte und der perfekte Service vom RICOH Fachhändler: Optimale Übertragung von Bild und Wort – einfach übers normale Telefonnetz. RICOH FAX Geräte gibt's von superkompakt bis superkomfortabel.

**RICOH Deutschland GmbH**
Geschäftsbereich Telefax
Mergenthalerallee 45–47 · 6236 Eschborn
Telefon 06196/7022-0

RICOH
Die Welt der Kommunikation

Ich bin an RICOH FAX interessiert. Informieren Sie mich!
☐ Über das RICOH FAX Programm
☐ Welcher RICOH Fachhändler ist für mich zuständig?

Name
Firma
Straße
Ort
Telefon

Sp.9/88

# Mit Kevlar* können Autos nicht nur un sondern auch umweltfreu

In Deutschland gibt es rund 23 Millionen PKWs und 1 Million LKWs. Sie fahren und bremsen und fahren und bremsen und fahren und bremsen. Ungefähr die Hälfte hat noch Bremsbeläge, die Asbest enthalten. Und dadurch die Umwelt gefährden können. Das ist ein Problem, das uns alle angeht. Darum ist es an der Zeit, daß diese Beläge bald ausgebremst haben.

Bei der anderen Hälfte aller Autos wurde das Problem schon gelöst. Denn erfreulicherweise ist Asbest zu ersetzen. Und führende Automobilhersteller wie Audi, BMW, Ford, Opel, Peugeot und Volkswagen haben zu diesem Thema auch eine gesunde Einstellung. Denn sie verwenden für ihre neuen PKW-Modelle schon asbestfreie, mit KEVLAR verstärkte Kupplungs- und Bremsbeläge. Diese Bremsbeläge sind nicht nur gut für die Umwelt. Sie haben auch bei Nässe und Salzeinwirkung die bessere Reibwertkonstanz. Was zur Folge hat, daß es beim Bremsen kein Rubbeln und keine Verzögerung gibt. Man bremst damit also sicherer und komfortabler.

Das alles gilt natürlich nicht nur für PKWs, sondern auch für LKWs und Busse. In München fährt man deshalb mit gutem Beispiel voran. Denn die Stadtbusse wurden mit asbestfreien Bremsbelägen der Firma Beral nachgerüstet, die mit KEVLAR verstärkt sind, und auch führende LKW-Hersteller wie z.B. MAN und Volvo produzieren teilweise schon mit KEVLAR.

Münchner Stadtbus mit asbestfreien Bremsbelägen

**Kevlar macht Autos zuverlässiger und leichter.**

Auch in anderen Bereichen fährt man mit KEVLAR besser. Vor allem bei Autoteilen mit sehr hoher Beanspruchung. So setzen beispielsweise Audi, BMW und Daimler-Benz für ihre kultivierten Hochleistungstriebwerke zum Teil mit KEVLAR verstärkte Kühlwasserschläuche ein, weil sie besonders hitzebeständig sind. Und diese Schläuche von Continental, Hutchinson, Phoenix und Metzeler verkraften problemlos ein paar hunderttausend Kilometer. Dadurch konnten Entwicklungen realisiert werden, die Motoren mehr leisten und zugleich sauberer laufen lassen.

Auch Zylinderkopfdichtungen werden mit KEVLAR verstärkt, weil sie große Hitzebelastungen verkraften müssen. Ford baut sie bereits serienmäßig ein.

Außerdem erleichtert KEVLAR auch die Karosserien von Renn- und Rallyewagen um bis zu 4 Zentner. Und bei diesen Autos fällt jedes Kilo mehr oder weniger sehr ins Gewicht.

**Kevlar macht Reifen sicherer.**

Bei hohen Geschwindigkeiten und abrupten Bremsmanövern sind Autoreifen extremen Belastungen ausgesetzt. Deshalb verstärken Michelin, Pirelli, Kléber und Dunlop ihre Hochgeschwindigkeits- und Spezialreifen mit KEVLAR. Auch die meisten Rallyes, Sportwagen-Meisterschaften und -Weltmeisterschaften sowie Formel-1-Rennen werden auf Reifen gewonnen, die mit KEVLAR verstärkt sind.

**Auch die neue Generation kommt von Du Pont.**

Keine andere Faserart bietet eine solche Kombination von Eigenschaften: KEVLAR ist extrem leicht

Hitzebeständige Kühlwasserschläuche für Hochleistungstriebwerke

# nweltfreundlich fahren, dlich bremsen.

nd zugleich extrem stabil. Bei gleichem Gewicht at es die fünffache Festigkeit von normalem Stahl. urch seine Flexibilität ist es mühelos formbar, er kaum dehnbar. KEVLAR ist auch korrosions-ei, nicht magnetisch und leitet keine Elektrizität. emperaturen spielen dabei kaum eine Rolle. enn KEVLAR verkraftet –40° C genauso pro-emlos wie +130° C. Außerdem ist KEVLAR tzebeständig, selbstverlöschend und verkohlt st bei Temperaturen über 425° C.
EVLAR gibt es in Form von Fäden und Fasern, us denen die jeweiligen Produkte entwickelt erden. Jetzt hat Du Pont den Vorsprung in er Fasertechnologie weiter ausgebaut: mit der EVLAR-„Hx"-Serie. Deren neues KEVLAR „Ht" etet eine noch höhere Zugfestigkeit und das neue KEVLAR „Hm" einen noch höheren Modulwert.

**Kevlar läßt Verbindungen nicht abreißen.**

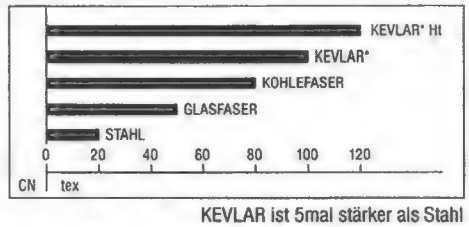
Telefon-Freileitungen müssen viel aushalten. Vor allem in den Alpen. Da zerren Sturmböen an den Leitungen, und im Winter lasten Schnee und Eis zentnerschwer auf den Kabeln. Auf der Tutzinger Hütte in den bayrischen Bergen war man dadurch oft ohne Verbindung. Und gerade dort kann das Telefon lebensrettend sein, wenn Menschen in Bergnot geraten sind. Deshalb hat die Post dort seit 1980 spezielle, mit KEVLAR verstärkte Lichtwellenleitkabel von Siemens verlegt. Die Verbindung war seitdem nie wieder unterbrochen.

**Kevlar ist keine Zukunftsvision, sondern Realität.**

Auch wenn es ein bißchen phantastisch klingt, es stimmt. Alles, was wir hier über KEVLAR sagen, ist erprobt, bewährt, bewiesen. Und schon diese wenigen Beispiele zeigen, daß KEVLAR ein faszinierendes Material ist. Es zeigt Möglichkeiten auf, um mit bisher schier unlösbaren Problemen fertig zu werden. Und in den 90er Jahren wird vieles ohne KEVLAR undenkbar sein. Darum sollten Sie heute schon mehr darüber wissen.

Telefon-Freileitungen aus mit KEVLAR verstärkten Lichtwellenleitkabeln

Spezifische Zugfestigkeit




KEVLAR ist 5mal stärker als Stahl

KEVLAR*

eine seit 15 Jahren bewährte Technologie-Faser von Du Pont

Die „Engineering Fibres Group" von Du Pont hat im High-Tech-Bereich vielfach Pionierarbeit geleistet. Und kann dadurch Möglichkeiten aufzeigen, wie man die Festigkeit, Zuverlässigkeit und Sicherheit von Produkten verbessert. Das gilt heute genauso wie für die Zukunft. Beispiele für diese Entwicklungen sind Produkte wie Teflon*, Tyvek*, Typar*, Kevlar*, Nomex*, Cordura* und hochfestes Nylon.

Du Pont International S.A., Postfach, CH 1211 Genf 24

**Du Pont, Ihr Partner für Entwicklungen**

* Eingetragenes Warenzeichen von Du Pont

DU PONT

# Mach du's

**Nach Krollmanns Rückzug ist die hessische SPD ratlos. Tritt eine Frau die Nachfolge an?**

Hans Krollmann, 58, der sich sonst schwerverständlich auszudrücken pflegt, sprach plötzlich deutliche Worte. „Verdammt noch mal", entfuhr es dem hessischen SPD-Spitzenmann, „hört doch endlich auf, nur eure persönlichen Geschäfte zu betreiben."

Die Schelte des Sozialdemokraten, während einer Krisensitzung des hessischen SPD-Landesvorstands am Montag letzter Woche, zielte auf ein Gespann aus dem SPD-Bezirk Südhessen: auf die Europa-Abgeordnete Heidemarie Wieczorek-Zeul und ihren Fürsprecher, den Ex-Umweltstaatssekretär Jörg Jordan.

Die beiden hatten in der aufgeregten Diskussion, wer denn wann dem entmutigten Krollmann als SPD-Landesvorsitzender nachfolgen solle, für eine „schnelle und große Lösung" (Jordan) plädiert. Ihr Wunschkandidat war der frühere Sozialminister Armin Clauss. Die „rote Heidi" säuselte: „Armin, mach du's."

Aber Krollmann durchschaute das Spielchen. Die Heidi wolle den Armin doch nur als Konkurrenten im Kampf um den Parteivorsitz in Hessen-Süd, den Willi Görlach abgibt, „aus dem Weg haben".

Die Szene aus der Vorstandssitzung ist typisch für den Zustand der Hessen-SPD. Führende Genossen streiten sich um Posten, doch eine attraktive Figur, die der Partei wieder zur Macht verhelfen könnte, ist im Hessenland nicht in Sicht.

So muß Krollmann, der fest entschlossen war, alles auf einmal hinzuschmeißen, notgedrungen weiter den Parteivorsitzenden spielen. Der Nordhesse wurde fürs erste lediglich den Fraktionsvorsitz los – und die quälende Vorstellung, noch einmal, wie letztes Jahr, als Spitzenkandidat in einen Wahlkampf ziehen zu müssen.

Freiwillig hatte der Jurist die Spitzenposition ohnehin nicht übernommen. Als vor einem Jahr der gesundheitlich angeschlagene Holger Börner ihm anvertraute: „Hans, ich kann nicht mehr", da war der Freund eben zur Stelle gewesen.

Doch Krollmann reihte nur Niederlagen und Peinlichkeiten aneinander. Die knappe Schlappe bei der Landtagswahl kreideten viele Genossen seiner Art an, sich „immer so kryptisch auszudrücken" und „nichts auszustrahlen".

Als schändliches Verhalten empfanden es viele Parlamentarier, daß die SPD-Fraktion unter Krollmanns Führung im Mai vergangenen Jahres die Abwesenheit des FDP-Abgeordneten Eberhard Weghorn, der einen schweren Autounfall erlitten hatte, ausnutzte, um die Verabschiedung des neuen Schulgesetzes zu verhindern. Die Genossen blieben vor den Türen und machten so den Landtag beschlußunfähig. Erst spät kam die Einsicht, daß der Boykott nur dem eigenen Ansehen schade.

Krollmanns Führungsschwäche zeigte sich auch, als er sich gegen die Einsetzung eines Untersuchungsausschusses zur Aufklärung des Hanauer Atomskandals wehrte. Der Chef befürchtete, dabei könnten alte SPD-Sünden aufgedeckt werden. Für seinen Widerstand hatte er anfangs nur eine hauchdünne Mehrheit, dann wurde er von der Fraktion gar überstimmt.

Krollmanns letzter Ausrutscher: Er wollte den früheren Bonner FDP-Innenstaatssekretär Andreas von Schoeler, 39, zum hessischen SPD-Generalsekretär machen. Der Landesvorsitzende scheiterte mit diesem Vorhaben, weil führende Genossen erhebliche Bedenken gegen einen konvertierten Liberalen in dieser Position anmeldeten. Sie dachten auch daran, daß eine SPD-Führungsrolle des Abtrünnigen es einmal erschweren könnte, die Liberalen wieder für eine Koalition zu gewinnen.

Mehr Fehlschläge mochte der SPD-Chef nicht hinnehmen. Am Freitag vorletzter Woche teilte Krollmann dem überraschten Bundesvorsitzenden Hans-Jochen Vogel mit, er wolle alle Ämter aufgeben. Ein hessisches SPD-Landesvorstandsmitglied: „Der war so sauer, daß es ihm egal war, uns mit dem ganzen Schlamassel im Stich zu lassen."

Am Wochenende dann stellte sich heraus, daß ein Nachfolger für den Parteivorsitz im Lande nicht zu finden war – auch die beiden Ambitioniertesten paßten auf einmal: Ex-Sozialminister Clauss, 49, und Ex-Justizminister Herbert Günther, 58.

Clauss, der schon anstelle Holger Börners gerne Ministerpräsident geworden wäre, steckte zurück. Dem „kleinen Clauss", den Genossen damit frotzeln, daß er „immer zu sich aufblickt", hatte ein Parteifreund klargemacht, daß ein solches Amt für ihn „wohl eine Nummer zu groß ist".

Insgeheim hatte Krollmann mit Günther gerechnet, wie er ein Nordhesse. Doch „Silberlocke", wie ihn Genossen nennen, verließ auf einmal der Mut. Der Parteirechte scheut offensichtlich die

**Ex-Fraktionschef Krollmann, Nachfolger Welteke, Hoffnungsträgerin Anke Fuchs:** Schnelle und große Lösung?

Strapazen, die das hohe Amt auf Dauer mit sich bringt.

Wenigstens auf der mittleren Führungsebene konnte Krollmann teilweise umsetzen, was ihm vorschwebt: „über uns hinaus zu denken und jüngere Menschen in die Verantwortung zu nehmen". Im Amt des Fraktionsvorsitzenden folgt ihm Ernst Welteke, 46, der diese Position schon während der rot-grünen Liaison bekleidet hatte.

Zu den Hoffnungsträgern zählt die Partei den neuen Landesgeschäftsführer Lothar Klemm, 38, einen politisch allerdings noch unerfahrenen Rechtsanwalt aus Hanau. Klemm löst Wolfgang Kiehne ab (Parteimund: „Tellerauge"), dem Genossen schon vor der verlorenen Wahl mangelnden Weitblick vorwarfen. Der frühere Justizstaatssekretär Hans Joachim Suchan, 41, soll als Grundsatzreferent für die Fraktion die politischen Vorgaben erarbeiten.

Ratlosigkeit befällt die hessischen Spitzengenossen allerdings bei dem Gedanken, wer den Kampf gegen Ministerpräsident Walter Wallmann, 55, aufnehmen soll. Im eigenen Land, resigniert ein Vorständler, „haben wir keinen". Krollmann weiß auch nicht, wer „Kandidat/Kandidatin" werden könnte.

Immerhin haben einige Wiesbadener Spitzengenossen schon eine Idee. Die Bundesgeschäftsführerin Anke Fuchs, 50, meinen sie, könnte es mit dem Regierungschef gut aufnehmen. Eine „Frau wie die", hofft ein Fraktionsmitglied, „würde Wallmann ganz schön in Verlegenheit bringen".

## ATOMENERGIE

# Gelber Kuchen

**Im Hunsrück, rund um eine Urananlage, häufen sich Fälle von Blutkrebs. Vermutete Ursache: radioaktiv verseuchtes Trinkwasser.**

Der Vorwurf klang ungeheuerlich: Mord durch radioaktive Strahlen. Die Beschuldigten: Manager eines Nuklearbetriebes. Das Opfer: ein Anwohner.

Das Gruselszenario stammt nicht aus der Feder eines Kriminalschriftstellers. Es trägt ein Aktenzeichen (Js 10.446/78) und beschäftigte monatelang die Staatsanwaltschaft im rheinland-pfälzischen Bad Kreuznach.

Anlaß für das beispiellose Ermittlungsverfahren war eine Strafanzeige gegen die Firma „Gewerkschaft Brunhilde", Betreiberin der Urananlage Ellweiler im Hunsrück, wegen des Verdachts der „vorsätzlichen Ermordung" eines Bürgers „durch Zufügen radioaktiver Strahlung".

Im Jahr 1975 war Horst Stein, Besitzer einer direkt gegenüber der Urananlage gelegenen Tankstelle, an Lungenkrebs gestorben. Drei Jahre später erstattete einer seiner Bekannten Strafanzeige. Dessen Vermutung: Das Bronchialkarzinom könne durch Strahlen verursacht worden sein. Die rheinland-pfälzischen Ermittler kamen zu einer anderen Annahme: Stein sei höchstwahrscheinlich Opfer seines starken Zigarettenkonsums geworden. Das Verfahren wurde eingestellt.

**Uranfabrik in Ellweiler:** Fünfzigmal soviel Blutkrebs bei Kindern . . .

Seit kurzem ermittelt die Staatsanwaltschaft erneut gegen die Betreiber der in Westdeutschland einzigen Anlage zur Produktion von Uranoxid in Ellweiler. Auch diesmal geht es um Krebs. Hermann Hillebrand, Chef der Bad Kreuznacher Staatsanwaltschaft: „Wir gehen dem Vorwurf nach, in der Umgebung der Anlage könnte es durch radioaktive Strahlung zu einer Häufung von Leukämiefällen gekommen sein."

Anders als Hanau und Kalkar, Gorleben und Wackersdorf ist Ellweiler ein Ort, dessen Bedeutung für den bundesdeutschen Nuklearkreislauf „der Anti-Atom-Bewegung bislang verborgen geblieben" ist, wie die alternative „Tageszeitung" letzte Woche notierte. Dabei beherbergt die Hunsrück-Gemeinde nicht nur eine Sammelstelle für radioaktive Abfälle, sondern mit der Urananlage (in der letzten Monat auch ein 15-Kilo-Faß der Skandalfirma Nukem gefunden wurde) auch einen Betrieb, der für die bundesdeutsche Atomindustrie unverzichtbar ist.

Aus Uranerzen, die auf rechtlich umstrittene Weise im Schwarzwalddorf Menzenschwand abgebaut werden, wird im Hunsrück Uranoxid gewonnen, sogenannter Yellow Cake. Der gelbe Kuchen wiederum wird im münsterländischen Gronau zu Uran 235 angereichert, das schließlich in Hanau als Grundstoff für die Herstellung von Brennelementen für Kernkraftwerke dient.

**Umweltschützer Morsch**
. . . wie im Bundesdurchschnitt?

Der Verdacht, daß es einen Zusammenhang zwischen der Urananlage in Ellweiler und den Leukämiefällen in der Umgebung gibt, scheint nicht unbegründet. In den letzten Jahren erkrankten in der Nähe der Anlage mindestens zehn Kinder und Jugendliche an Leukämie. Diese Zahl nennt Emil Morsch, ehrenamtlicher Geschäftsführer der Stefan-Morsch-Stiftung im nahegelegenen Birkenfeld.

Die vor zwei Jahren gegründete Stiftung, benannt nach dem an Blutkrebs gestorbenen Sohn von Emil Morsch, hat sich die Erforschung der Ursachen und die Förderung der Therapie von Leukämie zum Ziel gesetzt. In jeder freien Minute geht Morsch Hinweisen auf die tückische Krankheit nach. Das Ergebnis

seiner Recherchen ist beängstigend. Allein in seinem Wohnort Hoppstädten-Weiersbach, einem zwei Kilometer von der Urananlage entfernten Dorf mit 2300 Einwohnern, ermittelte er drei Leukämiefälle. Aufgrund seiner Datenerhebung sieht Morsch zwar noch nicht den Beweis für einen kausalen Zusammenhang zwischen Urananlage und Krebserkrankungen erbracht. Er ist aber überzeugt: „Irgend etwas ist da nicht in Ordnung."

Wenn die von ihm registrierten Daten sich erhärten lassen, wäre die Leukämierate in Ellweiler bei Kindern mehr als fünfzigmal so hoch wie im Bundesdurchschnitt. Medizinstatistiker gehen davon aus, daß jährlich etwa 1500 Kinder und Jugendliche neu an Krebs erkranken, etwa ein Drittel davon an Leukämie.

**Protestaktion gegen Uranfabrik*:** Strahlung höher als erlaubt

Auf etwa 100 000 Kinder kommen demnach jährlich vier Fälle. Im Fünf-Kilometer-Radius um die Urananlage registriert Emil Morsch ein Verhältnis von 1 zu etwa 450.

Die Zahlen des Mainzer Umweltministeriums signalisieren dagegen keine Auffälligkeiten. Laut Umweltminister Hans-Otto Wilhelm (CDU) wurden rund um die Kreisstadt Birkenfeld in den letzten acht Jahren nur „fünf kindliche Leukämien registriert". Danach sieht der Minister „keinen Anhaltspunkt für einen Zusammenhang zwischen Leukämieerkrankungen und der Urananlage".

Umweltminister Wilhelm stützt sich auf eine Datensammlung des Instituts für Medizinische Statistik und Dokumentation der Universität Mainz. Dort wird seit 1980, zentral für die Bundesrepublik, ein Register über „bösartige Erkrankungen" geführt.

Erfaßt werden allerdings nur Patienten bis zum vollendeten 14. Lebensjahr. Und: Eine Meldepflicht gibt es aus Datenschutz-Gründen nicht; die Mainzer Medizinstatistiker sind daher auf die freiwillige Angaben der Eltern von krebskranken Kindern angewiesen.

Immerhin 95 Prozent aller Krebserkrankungen im Kindesalter, schätzt der Mainzer Institutsleiter Professor Jörg Michaelis, würden statistisch erfaßt: mehr als 9000 Fälle seit 1980. Eine punktgenaue Zuordnung jedoch erweist sich als schwierig, weil die Statistiker nicht den genauen Wohnort der Kinder erfahren, sondern, wenn überhaupt, nur die Postleitzahl. Michaelis: „Mögliche, durch umweltbezogene Disposition vorhandene Effekte können dadurch *nicht* aufgezeigt werden."

Diese massive Einschränkung hindert Umweltminister Wilhelm nicht, Entwarnung zu geben. Der „Gesundheitsschutz für die Beschäftigten und die Umgebung", behauptet der Politiker, sei „gewährleistet und durch Messungen nachgewiesen". Doch so idyllisch ist die Lage nicht. Fest steht: Noch Ende der siebziger Jahre wurden in der näheren Umgebung der Urananlage zum Teil extrem hohe Strahlenbelastungen gemessen.

Am Wohnhaus des 1975 an Lungenkrebs gestorbenen Tankstellenbesitzers Horst Stein wurde beispielsweise die horrende Jahresdosis von 314 Millirem registriert. Zulässig nach der Strahlenschutzverordnung sind gerade 30 Millirem.

Noch höher lagen die Werte, die unmittelbar an der Werksgrenze gemessen wurden. Das Pförtnerhäuschen am Haupteingang und eine im selben Gebäudetrakt gelegene Wohnung waren derart verstrahlt, daß sie auf behördliche Anweisung geräumt werden mußten. Bis zu 1028 Millirem Jahresdosis hatten die amtlichen Kontrolleure ermittelt. Der damals zulässige Höchstwert für die Werksbegrenzung: 500 Millirem.

Stark belastet war zeitweise auch das Ellweiler Trinkwasser, das die Einwohner bis 1979 aus einem Brunnen bezogen, der neben dem Gelände der Urananlage gebohrt worden war.

Im November 1978 hatte die Bundesanstalt für Gewässerkunde im Brunnenwasser einen Radiumgehalt von 4,0 Picocurie je Liter festgestellt – einen Wert, der das Normalmaß (1,0 Picocurie) weit übersteigt. Radium ist ein hochgiftiges, wasserlösliches Radionuklid; es kann das Knochenmark schädigen und Krebs verursachen.

Auch das Trinkwasser der Nachbargemeinden von Ellweiler, befürchtet Umweltschützer Morsch, war womöglich radioaktiv belastet. Der Steinaubach, ein Gewässer, das mitten durch die Urananlage fließt, mündet zwei Kilometer weiter in die Nahe. Nicht weit von der Einlaufstelle befindet sich eine Wasseraufbereitungsanlage, aus der die Bewohner etlicher Anrainerkommunen mit Trinkwasser versorgt werden. Auffallend ist, daß fünf der zehn Leukämiekranken im Raum Ellweiler ihr Trinkwasser aus dieser Quelle beziehen.

Die Ursache für die hohe Strahlenbelastung ist bekannt. Bis 1979 lagerten Uranerze, uranhaltiger Erdaushub und Schlämme offen auf dem Werksgelände. Als sich der Birkenfelder SPD-Landtagsabgeordnete Jürgen Henze im September 1979 bei dem damaligen Mainzer Umweltstaatssekretär Klaus Töpfer nach dem Gefahrenpotential erkundigte, bekam er eine schwammige Antwort. Die Messungen, erwiderte der – letztes Jahr zum Bonner Umweltminister avancierte – Politiker, hätten zwar „keinen beunruhigend hohen Belastungswert" erbracht, aber „dennoch die Notwendigkeit zu gezielten betrieblichen Maßnahmen bestätigt".

In der Folgezeit mußten die Uranerzhalden mit Erde abgedeckt werden. Die Strahlung ließ zwar merklich nach, aber gelöst ist das Problem noch immer nicht. An einigen Stellen längs des Werkszaunes, ergaben jüngste Messungen, ist der – mittlerweile von 500 auf 150 Millirem reduzierte – Grenzwert überschritten.

Während besorgte Pfälzer am vorletzten Wochenende für die Schließung der Urananlage auf die Straße gingen, scheinen den Mainzer Umweltminister Wilhelm die Proteste nicht anzufechten. Was in Ellweiler geschieht, gibt er nach wie vor als harmlos aus: „Unproblematische uranhaltige Abfälle werden dort einem ebenso unproblematischen Uranrückgewinnungsprozeß überstellt." ◆

* Vor dem Firmengelände am 20. Februar; auf dem Plakat die Namen rheinland-pfälzischer Gemeinden.

# Clevere Lösungen zu einem fairen Preis.

Lokale Netzwerke fördern Kommunikation und Transparenz im Unternehmen. Im Verbund werden Daten und Hardware gemeinsam genutzt. Dafür muß ein Netzwerk mehr sein als eine Kabelverbindung. Am besten ein System wie LINGONET II, das lokale Arbeitsplatz-Netzwerk (LAN) für IBM PC/XT/AT und Kompatible.

LINGONET II: Datenübertragung mit 1 Mio Bit pro Sekunde über 4adriges Kabel. Entfernungen bis 1200 m ohne Verstärker. Erweiterbar auf max. 64 Arbeitsplätze. Teilbares Speichermedium. Elektronisches Mail System. File/Record Locking. Print Spooling. Networkmanagement Utility. IBM Netbios Emulator. Novell Network Software Driver.

Mit LINGONET können Sie Ihre vorhandenen PCs verbinden oder bis zu 64 Arbeitsstationen mit einem Zentralrechner. Das sorgt für beständige Kontaktfreudigkeit untereinander. Damit dabei Daten gefahrlos bearbeitet werden können, ist im Software-Paket ein ausgereiftes File/Record Locking System enthalten. Die Datenausgabe kann auf jedem Drucker oder Plotter im Netzwerk erfolgen, gesteuert vom Print-Spooling-Programm.
Das sind Leistungsmerkmale, die Sie sich leisten können: das Lingonet Einsteiger-Paket zur Vernetzung Ihrer vorhandenen PCs zum Starterpreis von nur 1.298.- DM incl. Hard- und Software für 2 Computer. Oder zum Komplettpreis von sage und schreibe 17.869.- Mark, betriebsbereit mit Zentraleinheit (386-AT), Drucker und 4 Arbeitsplatz-PCs. Eine clevere VOBIS-Lösung, über die Sie sich informieren sollten. Mit dem ausführlichen Prospekt oder einer Vorführung bei VOBIS.

VOBIS
MICROCOMPUTER
**kompetent und preiswert**

Ja, ich möchte LINGONET II kennenlernen. Bitte schicken Sie mir Ihren Prospekt.
Name:
Firma:
Anschrift:

**VOBIS** MICROCOMPUTER, POSTFACH 1778, 5100 AACHEN, TELEFON 0241/50 00 81, TELEX 832389 vobis d

SP

Creativ Concret

# Quellensteuer: „Wie die Faust aufs Auge“

**Mit der geplanten Quellensteuer auf Kapitalerträge brachte der Finanzminister alle gegen sich auf: Banker, Versicherungsmanager, Kirchenleute und Gewerkschafter, die Sparer sowieso. Das Ärgernis der Saison treibt die Geldanleger über die Grenzen. Und es verdirbt den Regierenden die Freude an ihrer Steuerreform.**

Keiner kennt sich im Bonner Getriebe so gut aus wie Hans-Dietrich Genscher. Bonner Beben ahnt dieser Profi oft lange Zeit voraus.

In der vergangenen Woche grübelte der heimliche FDP-Chef, warum wohl der CSU-Kollege Franz Josef Strauß so rüde über Finanzminister Gerhard Stoltenberg hergefallen sei. Zur großen Freude der Opposition hatte Strauß dem ungeliebten Nordlicht „schlampige Arbeit“ bei der Steuerreform vorgeworfen.

Sachliche Gründe, räsonierte Genscher, könnten es wohl kaum gewesen sein. Dem Bayern sei es um die Person gegangen, um Gerhard Stoltenberg.

Mit seinen groben Angriffen, so sinnierte Genscher, wolle der CSU-Mann den ohnehin schon deutlich angeknockten Stoltenberg so weit in die Ecke treiben, daß der aufgibt. Die von Strauß gewünschte Regierungsumbildung wäre dann unvermeidlich.

Genschers Eindruck von Stoltenberg: Der macht es nicht mehr lange im schwierigsten und undankbarsten Bonner Ministeramt.

Die Spekulationen des mit hohen Witterungsqualitäten ausgestatteten Liberalen bestätigen, daß der Kurs des einst so unangreifbar erscheinenden Finanzministers tief gesunken ist. Wie viele Amtsinhaber vor ihm muß auch Stoltenberg erleben, daß einem Politiker in keinem Regierungsjob so viele Feinde wachsen wie in dem des Finanzchefs.

Mit einer grandiosen Steuerreform, mit einer nie dagewesenen Senkung der Einkommensteuer, wollte sich der ehrgeizige Christdemokrat ein Denkmal setzen.

Nun muß er erleben, wie die Reform zerredet wird; wie kaum noch einer von dem Steuernachlaß redet, sondern alle nur noch von einem Reform-Element, mit dem ein Teil der Steuerausfälle ausgeglichen werden soll: der zehnprozentigen Quellensteuer auf Zinserträge.

**Steuerreformer Stoltenberg:** Den deutlich Angeknockten . . .

. . . weit in die Ecke treiben: **Reformgegner Strauß**

Stoltenbergs Quellensteuer ist, noch bevor es sie gibt, zum bundesweiten Ärgernis geworden.

Verärgert sind jene Wähler der Bonner Regierungsparteien, die auf die früheren Versprechungen Stoltenbergs vertraut hatten, in seiner Amtszeit werde es eine solche sozialistische Neidhammelei nicht geben.

Verärgert sind gleichzeitig alle, die eine zupackende Besteuerung der Kapitaleinkünfte stets gefordert haben. Sie unterstellen dem CDU-Mann, Großanleger mit einem viel zu kleinen Abschlag mehr zu schonen als zu schröpfen.

Verärgert zeigten sich Kirchenmänner und Rotkreuzler, Stiftungsmanager und Gewerkschafter. Sie konnten bislang ihre Zinserträge steuerfrei kassieren und mußten nun um ein gut Teil ihrer Einnahmen bangen.

Verärgert sind die Freunde der konservativen Koalition im Geld- und Versicherungsgewerbe; die neuen Vorschriften, klagen sie, treibe die Kundschaft in Steueroasen wie Luxemburg.

In einem Mammut-Hearing mit 400 Teilnehmern hörten sich Stoltenbergs Beamte am Dienstag vergangener Woche in der Bonner Beethovenhalle die vielen Klagen und Beschwerden an. Selten hat ein Bonner Gesetz so viele Lobbyisten in der Gegnerschaft geeint.

Der bayrische Finanzminister Max Streibl befand zwei Tage später im „Bayernkurier“ über Stoltenbergs Steuerreform: „Aus dem großen Pluspunkt für diese Bundesregierung ist ein Chaos geworden.“

Eingesetzt hatte das Chaos im Herbst vergangenen Jahres. Stoltenberg brauchte für seine Steuerreform dringend Geld und schlug den Finanzfachleuten der Koalition vor, wirksam gegen das allgemein übliche Hinterziehen von Steuern auf Zinseinkünfte vorzugehen.

Nach Recht und Gesetz müssen Zinseinkünfte – aus Sparbüchern oder festverzinslichen Wertpapieren – seit eh und je bei der Einkommensteuererklärung angegeben und ordnungsgemäß versteuert werden. Das allerdings tut nur eine Minderheit. Das Verschweigen von Zinseinkünften gilt in der bundesdeutschen Gesellschaft als Kavaliersdelikt.

Es ist zudem fast ohne Risiko. Der Bonner Finanzminister hat die Steuerfahnder schon vor Jahren angewiesen, von Recherchen abzusehen, es sei denn, sie hätten bereits ganz konkrete Hinweise auf eine Steuerhinterziehung.

Diese Anweisung, kurz Bankenerlaß genannt, wolle er aufheben, schlug Stoltenberg den verblüfften Koalitionären vor. Die Kreditinstitute sollten künftig verpflichtet sein, dem Fiskus per Kontrollmitteilung zu melden, wer wieviel Zinsen bezogen hat. Keiner würde sich

dann noch trauen, die Zinseinkünfte in der Steuererklärung zu verschweigen.

Einen solchen 180-Grad-Schwenk mochten weder Liberale noch Union ihrer sparfähigen Klientel zumuten. Weil die Koalitionäre auf die Milliarden aber nicht verzichten konnten, ersannen sie die zehnprozentige Quellensteuer.

Sie schufen einen „Steuerbastard", wie der SPD-Experte Dieter Spöri zu Recht vermerkt: Er paßt nicht ins System, ist äußerst kompliziert zu exekutieren und schließt noch nicht mal das Steuerschlupfloch für Kapitalanleger.

Gewiß, Quellensteuern auf Zinserträge kennen viele Industriestaaten, doch meist liegen sie deutlich über den von Bonn gewählten zehn Prozent (siehe Graphik Seite 91).

Die konservativ-liberalen Koalitionäre bieten den Bürgern aus Angst vor Stimmenverlust einen moralisch fragwürdigen Handel an: Wenn die Steuerbürger der Obrigkeit wenigstens einen kleinen Teil ihrer Zinseinkünfte freiwillig überlassen, dürfen sie mit dem Rest glücklich werden – auch wenn alle wissen, daß eigentlich weit mehr beim Finanzamt abzuliefern wäre.

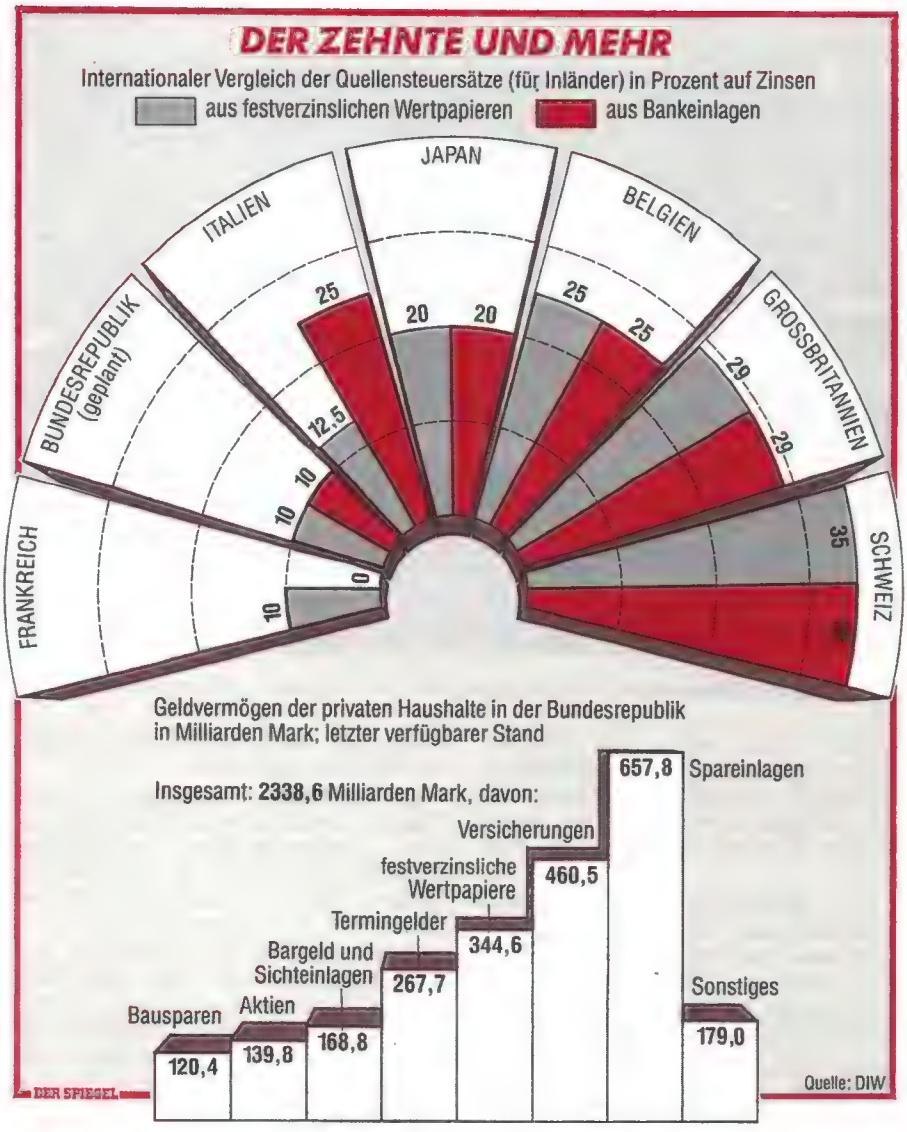
Auf den ersten Blick nimmt sich die Regelung ganz schlicht aus. Die inländischen Kreditinstitute sind von 1989 an verpflichtet, von jeder Zinszahlung zehn Prozent anonym an die Staatskasse abzuführen. Über den Abschlag erhält der Kunde eine Quittung. Er wird ermahnt, steuerehrlich zu sein, die Bescheinigung über den Quellensteuerabzug zu seinem Finanzamt zu tragen und dort die restlichen Steuern abzuliefern. Je nach Höhe des Einkommens sind das zusätzlich zwischen neun und 43 Prozent.

Daß es ihm wirklich ernst ist mit dem Plan, die bislang Steuern hinterziehenden Bürger ehrlich zu machen, will Stoltenberg mit dem Angebot einer umfassenden Amnestie belegen. Wer sich seinem Steuerbeamten offenbart, wird für die Sünden der Vergangenheit nicht bestraft. Er muß nicht einmal früher hinterzogene Steuern nachzahlen.

Doch Steuersparer, die Nerven behalten, brauchen sich nicht zu fürchten. Zugleich mit der Amnestie adelt Stoltenberg den Verwaltungserlaß, der das Bankgeheimnis sichert: Er wird Gesetz und ist damit nur noch schwer abzuschaffen.

Dies ist nicht die einzige Ungereimtheit in Stoltenbergs Quellensteuer. Der Minister überredete die Koalitionäre, die Quellensteuer auch auf Zinseinnahmen aus Versicherungsverträgen mit mehr als zwölfjähriger Laufzeit auszudehnen. Die waren bislang steuerfrei.

Doch dies Vorhaben stieß auf Widerstand. Das Versicherungssparen mußte aus standespolitischen Gründen relativ




geschont werden; viele Freiberufler, Handwerker und Händler rüsten sich mit Lebensversicherungen auf den Erlebensfall für das Alter.

Also entschied Stoltenberg, in diesem Fall den Zins aufzuteilen. Der fest vereinbarte Teil bei den Versicherungsverträgen, seit kurzem 3,5 Prozent, bleibt steuerfrei. Auf den „außerrechnungsmäßigen Zins", häufig gut drei Prozent, müssen die Versicherungen die zehn Prozent zahlen. Damit ist für den Versicherungssparer, aber nur für ihn, das Steuerproblem abschließend erledigt.

Künftig gibt es also für den gleichen Tatbestand, die Besteuerung von Einkommen aus Geldanlagen, vier verschiedene Prozeduren:

- ▷ Zinsgewinne aus Versicherungen werden zum Teil in Form einer Abgeltungssteuer mit zehn Prozent belastet.
- ▷ Zinsen aus festverzinslichen Papieren werden vorab ebenfalls mit zehn Prozent belastet, die endgültige Höhe der Steuer muß im Rahmen der Einkommensteuerermittlung festgesetzt werden.
- ▷ Erträge aus Aktien und anderen Unternehmensbeteiligungen werden wie bisher vorab mit einem Quellensteuersatz von 25 Prozent erfaßt.
- ▷ Zinsen aus Sparbüchern mit gesetzlicher Kündigungsfrist sind vor der Quellensteuer sicher, weil Stoltenberg sich fürchtet, als Plünderer der kleinen Sparer beschimpft zu werden. In der Einkommensteuer-Erklärung müssen sie allerdings angeführt werden.

Als weiteren Beleg für bürokratische Perfektion kritisieren Banken, Industrie und Gewerkschaften das Institut der „Nichtveranlagungsbescheinigung".

Wer so wenig Einkommen hat, daß er keine Steuern zu zahlen braucht, kann sich dies bei seinem Finanzamt bestätigen lassen. Die Bescheinigung ermöglicht es der Bank, auf die Zehnprozent-Steuer zu verzichten.

„Das wird eine Arbeitsflut in den Finanzämtern auslösen", prophezeit Erhard Geyer, Chef der Deutschen Steuergewerkschaft. Eine solche Bescheinigung sei eine „kleine Einkommensteuerveranlagung", sie erfordere eine „umfassende Prüfung".

Als ob das nicht schon Ärger genug mache, hat Stoltenberg auch noch die

**Anhörung zur Steuerreform*:** Verärgerung bei den Freunden der konservativen Koalition im Geld- und Versicherungsgewerbe

geballte Gegnerschaft von Kirchen, Wohltätigkeitsvereinen, gemeinnützigen Verbänden, Stiftungen, Gewerkschaften, Arbeitgeberverbänden und vielen anderen Vereinigungen auf sich gezogen.

Diese Institutionen sind von der Körperschaftsteuer, der Einkommensteuer juristischer Personen, im Prinzip befreit. Stoltenberg aber wollte auch sie von Anbeginn an mit seiner neuen Quellensteuer belasten.

Zunächst schien der Coup zu gelingen, die Lobby verhielt sich ruhig. Intern mahnte Stoltenberg immer wieder, nur ja hart zu bleiben. Wenn Kirchen, Gemeinnützige oder Parteien aus der Steuerpflicht entlassen würden, sei der Damm gebrochen. Dann werde die Finanzierung der Steuerreform – durch das Kappen von Steuervergünstigungen in Höhe von mehr als 18 Milliarden Mark – insgesamt gefährdet.

Die Front war nicht zu halten. Der Kanzler persönlich blies, mit einem Brief an die Kirchen, zum Rückzug. Strauß sprang sofort mit auf. „Wieviel Jahre Fegefeuer werden Kohl und Strauß dafür wohl erlassen bekommen?" fragt der FDP-Steuerexperte Hermann Otto Solms.

Die gröbsten Probleme hat Stoltenberg auch nach diesen Konzessionen noch längst nicht überwunden. Im Gegenteil, die Kritiker fühlen sich nun erst recht motiviert, die lästige Steuer noch etwas zurechtzubiegen.

Von Anfang an hatten sich vor allem die Profis aus dem Geldgewerbe an dem Steuerplan gestoßen. Wolfgang Röller beispielsweise, der Chef der Dresdner Bank, sah einen „Rückschlag" für den heimischen Finanzplatz im internationalen Wettbewerb voraus.

Die Geldmanager versuchen eifrig, die Pläne zu entschärfen und die schlimmsten Ungereimtheiten auszubügeln. Eines vor allem haben sie sich zum Ziel gesetzt: Die neue Steuer soll für sie selbst nicht so teuer werden.

Bernhard Schramm, Präsident des Bundesverbandes der Volks- und Raiffeisenbanken, hat ausgerechnet, daß seine genossenschaftlichen Geldhäuser für die Bearbeitung der Quellensteuer rund 1000 neue Mitarbeiter einstellen müßten und rund 160 Millionen an zusätzlichen Kosten zu tragen hätten. „Diese Kosten", so der Präsident, würden selbstverständlich „auf die Kunden abgewälzt".

„Um die Erhebungskosten in einem vertretbaren Rahmen zu halten", forderten die Verbände der Kreditwirtschaft Ausnahmen von der Quellensteuer. Die Bausparkassen-Lobby wies darauf hin, daß rund 60 Prozent ihrer Kunden unter der vorgesehenen Veranlagungsgrenze liegen. Für diese Kunden müssen die ohnedies geringfügigen Steuerbeträge zunächst abgeführt und später wieder rückerstattet werden: ein Beschäftigungsprogramm ganz neuer Art.

Die Banker beknieten die Bonner Regierung, wenigstens normale Girokonten von der Quellensteuer auszunehmen. Auf Sichtguthaben zahlen bundesdeutsche Banken meist wenig Zinsen.

Die Manager eines Kreditinstituts mit 1,8 Millionen Privatgirokonten haben ausgerechnet, daß im Schnitt auf diesen Konten 2600 Mark liegen. Demnach wären für das durchschnittliche Girokonto bei einem halben Prozent Zinsen im Jahr 13 Mark an Haben-Zinsen zu zahlen und davon 1,30 Mark mit immensem Verwaltungsaufwand an Quellensteuer abzuführen.

Besonders groß ist der Ärger bei den Versicherungen, obwohl sie ja nur auf einen Teil der Zinseinnahmen Quellensteuer zahlen müssen.

Angesichts der Probleme in der gesetzlichen Rentenversicherung, meint Adolf Bauer, Geschäftsführer beim Arbeitgeberverband der Versicherungsunternehmen, passe eine Quellensteuer für die Lebensversicherung „wie die Faust aufs Auge". Bei einer üblichen Laufzeit von 25 bis 30 Jahren, so rechnet Bauer vor, werfen die privaten Lebensversicherungen zukünftig fünf bis sieben Prozent weniger ab.

Noch stärker schrumpfen die Renditen bei der betrieblichen Altersversorgung. Wer 35 Jahre lang 3000 Mark jährlich in eine Pensionskasse einzahle, rechnet Bauer vor, müsse im Alter einen Abschlag von 30 000 Mark wegstecken. Die monatliche Rente würde um 180 Mark niedriger ausfallen.

Hinter dem Gejammere der Versicherungslobby steckt natürlich weniger die Sorge um das Wohl der Kundschaft. Die Branche bangt ums eigene Geschäft.

Bislang waren die Lebensversicherer in hohem Maße steuerprivilegiert. Da beim Versicherungssparen keinerlei Abgaben auf die Kapitalerträge zu zahlen waren, erschien vielen Bürgern der Abschluß einer Kapital-Lebensversicherung die optimale Geldanlage. Wer sein Geld in Festverzinsliche steckte, mußte schließlich, blieb er steuerehrlich, die Zinserträge voll versteuern.

Diese grundlose Ungleichbehandlung verschiedener Sparformen, von der Banken-Konkurrenz häufig beklagt, ist mit der Quellensteuer zwar nicht ganz beseitigt. Zumindest aber wird die Lebensversicherung nun etwas weniger attraktiv.

Manch einer wird zukünftig lieber eine reine Risikoversicherung abschlie-

* Am vorigen Dienstag in der Bonner Beethovenhalle.

# Täglich gute Kurse nach USA.

Die internationalen Abkürzungen für einen guten Kurs nach USA: $R 100, $R 110, $R 126, $R 124 und $R 120.

Die Zeit, in die Vereinigten Staaten zu reisen, ist günstig wie noch nie. Auch darum, weil die Swissair von der Schweiz aus täglich gute Verbindungen nach New York, Boston, Atlanta, Chicago oder Anchorage bietet. Und dabei immer ihre luxuriöse First Class, ihre erstklassige Business Class und ihre bequeme Economy Class zur Wahl stellt. Ausserdem lassen an allen fünf Swissair-Destinationen die inneramerikanischen Anschlüsse nie lange auf sich warten, sodass Sie immer am gleichen Tag an Ihr Ziel kommen. Etwas, das bei Geschäftsleuten und Ferienreisenden hoch im Kurs steht.

swissair

ßen. Solche Verträge, allein für den Todesfall, bleiben steuerfrei und preiswert. Das gesparte Geld könnten die Kunden dann, zum Leidwesen der Assekuranz, selbst rentierlich anlegen.

Wie letztlich die Kundschaft der Versicherungen, der Banken und der Bausparkassen auf die neuen Verhältnisse reagieren wird, ist vorab schwer abzuschätzen. Gewiß ist für die Profis nur eins: Die Anlage jenseits der deutschen Grenzen gewinnt mächtig an Reiz.

Das Geldgewerbe, stets von großer Wendigkeit, ist längst dabei, sich auf die neuen Rahmenbedingungen umzustellen: Fast alle Geldhäuser bieten den deutschen Sparern Fluchthilfe an, so staatstragend sich ihre Vorsteher auch gewöhnlich geben.

Schon im November vergangenen Jahres legte die Deutsche Bank in Luxemburg einen Investmentfonds mit quellensteuerfreien Papieren auf, „Eurorenta" genannt. „Nutzen Sie bereits", so fragte Deutschlands größte Bank in Anzeigen, „die Vorteile Luxemburgs für ihre private Geldanlage?"

Angesichts der harten Konkurrenz im Geldgeschäft sehen sich sogar die in öffentlichem Eigentum befindlichen Sparkassen veranlaßt, Beihilfe zur Steuerflucht zu leisten. Johannes Fröhlings, Präsident des Rheinischen Sparkassen- und Giroverbands, plaudert ganz offen über die tägliche Arbeit in der Sparkassenfiliale: „Wenn es sich lohnt, dann raten wir natürlich auch, das Geld zum Beispiel nach Luxemburg zu bringen."

Am Mittwoch pries die zum Sparkassensektor zählende Norddeutsche Landesbank in einer Luxemburger Beilage der „Süddeutschen Zeitung" „ein umfangreiches Informationspaket" über Geldanlage in dem Herzogtum an. Daß alle Dienstleistungen „absolut vertraulich" gewährt werden, versteht sich fast von selbst.

Die Regierung verfolgt die Geschäftstüchtigkeit der Geldbranche mit Mißbehagen. Vergangene Woche erinnerte Michael Glos, finanzpolitischer Sprecher der CDU/CSU-Bundestagsfraktion, die Banker an ihre „staatspolitische Verantwortung".

Mit der Empfehlung von Schlupflöchern, schimpfte Glos, würden die Banker genau denjenigen „in die Hände arbeiten, die polemisch von der Flucht des großen Geldes", von den Banken als „Handlangern für Weiße-Kragen-Täter" redeten.

Solche Töne sind neu, bislang hat das offizielle Bonn die Möglichkeit der Kapitalauswanderung stets geleugnet. „Die Vision einer massiven Kapitalflucht" sei „maßlos übertrieben", hatte Wirtschafts-Staatssekretär Otto Schlecht die Kritiker der Quellensteuer stets abgefertigt.

Die Profis wissen es besser. Geldanleger, so warnte Bundesbankpräsident

**Schließfächer in Luxemburger Bank, Banken-Werbung für Luxemburg:** Das beste

Karl Otto Pöhl im vergangenen Jahr mit Blick auf die neue Steuer, hätten „das Gedächtnis eines Elefanten, das Herz eines Lammes und die Beine eines Hasen".

Die Steuerflüchtlinge brauchen nicht weit zu laufen; die Schlupflöcher liegen gleich jenseits der schwarzrotgoldenen Grenzpfähle. Als Geldverstecke eignen sich vor allem die Nachbarländer Luxemburg, Liechtenstein, die Schweiz und Österreich.

Österreich könnte jedoch schon bald aus dem Kreis der Quellensteuer-Oasen ausscheiden. Die Regierung in Wien plant, eine „Sparbuchsteuer" einzuführen. Der Steuersatz soll sogar 20 Prozent betragen, das Doppelte dessen, was der bundesdeutsche Fiskus abräumen will.

Die Schweiz, das heimliche Heimatland aller Kapitalflüchtlinge, kassiert bereits eine „Verrechnungssteuer" in Höhe von 35 Prozent. Davon gibt es allerdings Ausnahmen, so etwa Termingeldkonten, die auf Mark lauten. Dennoch wird auch die Schweiz nur begrenzt von der Einführung der Quellensteuer in der Bundesrepublik profitieren.

Ein Bundesbürger, der sein Geld in der Schweiz anlegen will, muß schon eine stattliche Summe mitbringen. Unter 100 000 Mark richten Schweizer Banken kaum ein Depot ein. Wünscht der Kunde eine professionelle Vermögensverwaltung, muß er meist einige hunderttausend verfügbar haben, bei den besseren Häusern mindestens eine Million. Ihre Dienste lassen sich die Schweizer überdies üppig bezahlen.

Wer es sich leisten kann, sein Geld in der Schweiz arbeiten zu lassen, der ist längst dort. Die bundesdeutsche Quel-


Auch in einem kleinen Land . . .

. . . können Sie einen bedeutenden Finanzpartner finden.

- Devisengeschäfte
- Termineinlagen in den hauptsächlichsten Währungen und in ECU
- An- und Verkauf sowie Verwaltung und Verwahrung von Wertpapieren
- Konsortialleitung von Euro-Anleihen
- Erwerb und Veräußerung von Gold und Silber sowie Goldkonten
- Kurz-, mittel- und langfristige Kredite in allen gängigen Währungen
- Finanzierung internationaler Handelsgeschäfte

Für weitere Auskünfte wenden Sie sich bitte an unsere Auslandsabteilung oder Anlageabteilung
Telefon: 40 15 87 Telex: 3456 spalt 3417 epacom

Das älteste Finanzinstitut Luxemburgs (gegr. 1856)
CAISSE D'ÉPARGNE DE L'ÉTAT
DU GRAND-DUCHÉ DE LUXEMBOURG
STAATSSPARKASSE LUXEMBURG
Hauptsitz: L - 2954 Luxemburg, 1, place de Metz


lensteuer allein dürfte nur wenige in die Alpenrepublik treiben.

Geeigneter mag manchem das Fürstentum Liechtenstein erscheinen. Der Kleinststaat, gerade 30 Kilometer vom Südzipfel des Bodensees entfernt, kennt keine Quellensteuer. Zumindest bei zwei Banken im Ländle, der Verwaltungs- und Privat-Bank sowie der Liechtensteinischen Landesbank, können Bundesbürger schon mit einigen 10 000 Mark ein Konto eröffnen. Diese Institute zeigen sich auch bei Gebühren und Provisionen maßvoller als die Kollegen von

Beim vornehmsten Geldhaus des Landes, der Bank in Liechtenstein, scheint man hingegen wenig erpicht aufs Massengeschäft mit den Deutschen. Christian Norgren, der Chef der Bank, hält nichts davon, „Steuern um jeden Preis sparen zu wollen".

Bundesdeutschen Geldanlegern rät Norgren, auf die „Qualität der Vermögensverwaltung" zu achten. Mit einem professionellen Konten-Management lasse sich ein Vielfaches dessen gewinnen, was die Quellensteuer koste. Professionelles Management aber, so Norgren, setze bestimmte Mindestsummen voraus: „Mit weniger als einer Million läßt sich nicht viel anfangen."

Das beste Schlupfloch in Europa bleibt letztlich Luxemburg, kein anderer Bankplatz kann mithalten.

Luxemburg kennt für Ausländer keine Quellensteuer auf Zinsen oder Dividenden, keine Vermögen- und Erbschaftsteuern und keine Mehrwertsteuer auf Gold. Der Service für die Kunden ist persönlicher, die Gebühren sind erheblich niedriger als in der Schweiz. Weil Luxemburgs Banken keine zinslose Mindestreserve bei ihrer Notenbank unterhalten müssen, liegen auch die Zinsen für die Kundschaft günstig.

Für das Großherzogtum, mit 360 000 Einwohnern das mit Abstand kleinste EG-Land, scheint die Einführung der Quellensteuer ein wahrer Segen zu sein. „Ich werde Bundesfinanzminister Stoltenberg einen Kasten Champagner dedizieren", bedankt sich Jürgen Kanther, Repräsentant der Luxemburger Banque Internationale in der Bundesrepublik.

Seit Oktober vergangenen Jahres, als die Quellensteuer angekündigt wurde, haben schon viele tausend Bundesbürger in Luxemburg ein Konto und ein Depot eröffnet. Die Steuerflüchtlinge bringen ihr Geld und ihre Wertpapiere, so ein Banker, „meist persönlich im Koffer vorbei", weil sie das Risiko einer Überweisung scheuen.

Klassenschranken gibt es nicht. „Es kommen alle", berichtet der Anlageberater einer deutschen Bank in Luxemburg, „vom Landwirt bis zum Großindustriellen."

Die luxemburgischen Töchter der deutschen Banken sind mächtig bemüht, das Geschäft mit den lieben Landsleuten an sich zu ziehen. Für deutsche Depot-Inhaber ist die Luxemburg-Tochter ihres heimischen Instituts auch der angenehmste Geschäftspartner: Sie müssen nur den Auftrag erteilen, das Depot nebst Inhalt von der Bankfiliale vor Ort nach Luxemburg zu übertragen.

Doch die Ableger der deutschen Geldhäuser sind nicht immer die bevorzugten Anlaufstellen für quellensteuerscheue Bundesbürger. „Die meisten gehen", so ein deutscher Banker in Luxemburg, „zu Banken anderer Länder, weil sie sich dort doppelt sicher fühlen."

Die Vorliebe für ausländische Banken hat noch einen anderen Grund. Die Bundesbürger müssen bei den großen deutschen Geldhäusern mindestens 100 000 Mark abladen; allenfalls die Landesbanken begnügen sich, volksnah, auch schon mit etwas weniger. Die einheimischen Banken hingegen sind auch schon Kunden mit 10 000 Mark Erspartem gern zu Diensten.

Natürlich lohnt es nicht, mit 10 000 Mark ein Depot in Luxemburg zu eröffnen, um so der Quellensteuer zu entgehen. Bei einer Verzinsung von sechs Prozent bringt das gerade eine Steuerersparnis von 60 Mark im Jahr.

Viele Bundesbürger, die derzeit auch relativ bescheidene Beträge in das Nachbarland transferieren, scheinen jedoch zu glauben, daß der derzeitige Steuersatz von zehn Prozent später angehoben wird.

Das Gros derer, die derzeit nach Luxemburg auswandern, bringt gewiß mehr


WICHTIGE INFORMATIONEN DER NORD/LB LUXEMBOURG:

DIE VORTEILE DER PRIVATEN GELDANLAGE IN LUXEMBURG.

Liebe Leserin, lieber Leser!

Aus Erfahrung weiß ich, wie interessant der Finanzplatz Luxemburg gerade für den internationalen orien-

Luxemburg hat sich unter den privaten Anlegern einen guten Namen gemacht. Lernen Sie die Vorteile dieses Finanzplatzes kennen!

Informieren Sie sich, wie auch Sie von den Vorteilen des Finanzplatzes Luxemburg profitieren können und wie Sie Ihr Geld sicher, diskret und gewinnbringend anlegen können! Allerdings sollte die Anlage DM 100.000 nicht unterschreiten.

deschen Anlegern werden in Luxemburg direkt zwischen Bank und Erben geregelt.

LUXEMBURG BIETET

DIE NORD/LB LUXEMBOURG HILFT IHNEN BEI DER ANLAGEENTSCHEIDUNG!


Schlupfloch in Europa

Geha
Präsentations-Systeme

TAGESLICHT-PROJEKTOREN
PROJEKTIONS-ZUBEHÖR
VORTRAGSGESTALTUNG

**NEU! Der transportable Tageslicht-Projektor mit der einzigartigen Liftautomatik:**

Geha top vision portable! Er geht per Fingerzug in Projektions-Position und retour. Ohne Drehen und Wenden...

**NEU! 1-Tages-Seminar für Führungskräfte: „Wie man eine Präsentation gewinnt!"**

Alle Informationen via Coupon.

HANNOVER MESSE CeBIT'88
Halle 1 · Stand 3h4 3i3

Schicken Sie alle Informationen über

☐ Geha-Präsentations-Systeme

☐ 1-Tages-Seminar für Führungskräfte

Name _____

Straße _____

PLZ/Ort _____

Geha-Werke GmbH
Postfach 123, 3000 Hannover 1
Telefon (0511) 64 64-0

als 10 000 mit, in der Regel mindestens einen sechsstelligen Betrag.

Volker Burghagen, Chef der Luxemburger Dresdner-Bank-Tochter CLB, meint, daß derzeit „beträchtliche Beträge deutschen Vermögens ins Ausland wandern“ und dazu „nennenswerte Beträge ausländischen Vermögens“ nicht mehr nach Deutschland fließen.

Burghagen, der in einem 300 Jahre alten Patrizierhaus direkt gegenüber dem Großherzoglichen Palais residiert, richtet sich darauf ein, daß seine Bank und der gesamte Finanzplatz Luxemburg noch viele Jahre kräftig von dieser Geldwanderung profitieren werden.

Gestört werden könnten die schönen Geschäfte der Luxemburger allenfalls durch die EG-Kommission. Spätestens in vier Jahren, wenn Europa einen einheitlichen Binnenmarkt erhält, soll nach dem Willen der Euro-Beamten der Finanzsektor innerhalb der Gemeinschaft liberalisiert werden. Dann dürfte Luxemburg unter heftigen Druck kommen, eine Quellensteuer für Ausländer einzuführen.

Bundesdeutsche Anleger, die bei dem Dresdner-Manager Burghagen auf diese Gefahr zu sprechen kommen, werden professionell vertröstet. Die EG, so Burghagen, habe ihre selbstgesteckten Ziele „noch nie pünktlich erreicht“.

Wie viele Bundesbürger schließlich mit ihren Depots nach Luxemburg oder Liechtenstein auswandern, ist im Moment auch für die Experten vom Geld-Kommerz noch nicht absehbar. Sicher ist nur: Es werden mehr sein, als in Bonn eingeplant war. Und sicher ist auch: Gerhard Stoltenberg wird weit weniger aus der Quellensteuer auf die Bundeskonten lenken können, als in den Kalkulationen für die Steuerreform angesetzt war.

Da sind, neben dem Anlagekapital, das auswandert, jene Posten zu berücksichtigen, die als Ausnahmeregelungen ins Steuergesetz kommen. Allein die Freistellung der Kirchen und der wohltätigen Organisationen kostet den Finanzminister rund eine halbe Milliarde Mark.

Dazu kommt: Stoltenberg und seine Beamten haben nicht berücksichtigt, daß eine Quellensteuer die Nachfrage nach deutschen Rentenpapieren drücken wird – und damit auch nach Bundesanleihen oder Bundesobligationen. Ein geringeres Interesse an diesen Papieren aber bedeutet, daß Bonn höhere Zinsen bieten muß, um genügend Geldgeber zu finden.

Im Februar rechnete die Bundesbank dem Minister vor, allein die Ankündigung der Quellensteuer habe die Zinsen inländischer Bundesanleihen um ein viertel Prozent nach oben getrieben. Die Frankfurter Geldwächter: „Bei einem Zinsniveau von zur Zeit rund sechs Prozent entspricht dies fast der Hälfte der zu erwartenden Quellensteuerbelastung von Rentenwerten inländischer Emittenten.“

Im Klartext: Unter dem Strich fehlen Stoltenberg wegen der höheren Zinsen für aufgenommene Kredite einige hundert Millionen Mark.

Aber auch das, was übrigbleibt, wird es nicht wie geplant bereits 1989 geben. Die Banker, die das Inkasso besorgen sollen, rechneten den Stoltenberg-Beamten vergangene Woche in der Bonner Beethoven-Halle vor, wie abwegig deren Zeitpläne sind.

Für die „vielfältigen organisatorischen Umstellungen“, so die offizielle Verlautbarung der Geld-Lobby, sei ein „erheblicher Zeitbedarf“ erforderlich. Damit die Quellensteuer am Jahresanfang in Kraft treten könne, müßte das Steuerreformgesetz bis Mitte dieses Jahres vom Parlament verabschiedet werden. Bis dahin müßten zudem sämtliche Durchführungsbestimmungen vorliegen.

Dies sei jedoch, meinen die mit den Bonner Abläufen vertrauten Geld-Manager, „realistischerweise nicht erreichbar“.

Bei Stoltenbergs Parteifreunden wächst unterdes die Neigung, das vermeintliche Prunkstück der Legislaturperiode vor dem Wähler zu verstecken. Seit Monaten schon liegt Baden-Württembergs Ministerpräsident Lothar Späth seinem Vorsitzenden Kohl in den Ohren, das Gesetz über den Abbau von Steuervergünstigungen nicht ausgerechnet am 16. März, vier Tage vor der Wahl im Ländle, im Kabinett zu beschließen.

Am Dienstag, im CDU-Präsidium, erfüllte Kohl den Wunsch des Stuttgarter Parteifreunds. Die Kabinettsentscheidung wurde erst einmal auf den 23. März vertagt.

## RUHRGEBIET

# Vollauf zufrieden

**Das Bonner Hilfsprogramm für das Ruhrgebiet ermuntert andere Bundesländer – sie wollen auch Geld.**

Penibel notierte der Amberger CSU-Abgeordnete Hermann Fellner, was Kanzler Kohl am Mittwochabend der vergangenen Woche an Bundeshilfe für das Ruhrgebiet ankündigte. Mit seinem Landsmann, Bundesverkehrsminister Jürgen Warnke, ging er den Katalog danach, beim Abendessen, Punkt für Punkt durch – „mit großem Genuß“.

Was den Bayern so gefiel: Sie sind sicher, aus den Bonner Hilfen fürs Revier auch etwas für ihre Notstandsgebiete in der Oberpfalz herausholen zu können. Zumindest der Ausbau der Autobahn A 6 bis zur CSSR-Grenze und ein Zentrum zur Erforschung erneuerbarer Energiequellen seien drin.

**Teilnehmer der Ruhrgebietskonferenz*:** Zweifel verdrängt

Mit seiner großzügigen Geste für die Ruhrregion hat der Kanzler die Politiker in anderen Bundesländern aufgeschreckt. Sie alle können auf irgendwelche Gebiete verweisen, in denen ein paar Millionen willkommen wären.

Der saarländische Ministerpräsident Oskar Lafontaine meinte sofort, der Bund müsse ihm jetzt helfen, neue Arbeitsplätze in „zukunftsorientierten Wirtschaftsbereichen“ zu schaffen. Das Saargebiet habe noch „größere Struktur-

* Arbeitsminister Blüm, Kanzler Kohl, NRW-Ministerpräsident Rau, Regierungssprecher Ost am vorigen Mittwoch auf dem Weg zum Kanzleramt in Bonn.

# MEHR STUNDEN. WENIGER SEKUNDEN.

Wer Ihrer werblichen Botschaft begegnet, soll sich nach Herzenslust damit befassen können. Stundenlang, wenn er möchte.

Geben Sie den Menschen die nötige Zeit. Wenn Sie ihnen Ihr Angebot nur kurz an den Kopf werfen und sich dann knapp verabschieden, werden Sie zu Recht schnell vergessen.

Anzeigen in Zeitschriften sind immer eine open-end-Veranstaltung. Ihre Leser können sich damit so gründlich, so lange und so oft beschäftigen, wie sie wollen. Sie können sich nach Belieben sattsehen. Sie können in Ruhe überlegen und entscheiden. Sie können ausgiebig vergleichen.

In Sekunden ist das nicht zu machen. Legen Sie die Stoppuhr weg.

## ZEITSCHRIFTEN TUN MEHR FÜR SIE.

Die Zeitschriften
WINTERSTRASSE 50. 5300 BONN 2

Westdeutsche Allgemeine Zeitung

**Man geht nicht mehr ohne Hut**

probleme“ als alle übrigen Flächenländer.

Andere Landespolitiker werden da nicht abseits stehen wollen. Bernhard Vogel in Rheinland-Pfalz zum Beispiel wird gewiß nicht die gebeutelte Schuhmacherzunft rund um Pirmasens vergessen. „Das wird ein Karussell von Forderungen und Ausgleichsmaßnahmen“, ahnt CSU-Mann Fellner.

Daß Helmut Kohl mit seinem Hilfsprogramm für das Ruhrgebiet die Begehrlichkeit der Provinzen wecken würde, war vorhersehbar – er hat dick aufgetragen. Gut eine halbe Milliarde Mark will die Bundesregierung in den kommenden Jahren zusätzlich an Betriebe und Kommunen in Nordrhein-Westfalen verteilen. Mehr als 25 öffentliche Investitionsmöglichkeiten werden darüber hinaus geprüft. Arbeitsminister Norbert Blüm jubelte über die „Gemeinsamkeit nicht in Worten, sondern in der Praxis“.

In der Tat hatten wohl inzwischen auch die Bonner und vor allem Blüm, der als CDU-Spitzenkandidat in Nordrhein-Westfalen eine Wahl gewinnen möchte, die Erkenntnis gewonnen, daß sie im Ruhrgebiet zur Sache kommen müssen. Was der Kanzler, nach fünfstündiger Debatte mit rund 70 Ruhr-Repräsentanten aus Wirtschaft, Gewerkschaften und Politik, am Mittwoch der Öffentlichkeit vorlegte, war zumindest auf den ersten Blick beeindruckend.

Der Bund will in den nächsten vier bis fünf Jahren 400 Millionen Mark in die Montanindustrie stecken. Dazu kommen 100 Millionen aus einem EG-Fonds. Die Landesregierung bringt 500 Millionen auf. Mit der Milliarde sollen Firmen ins Ruhrgebiet gelockt werden, die entlassenen Bergleuten und Stahlarbeitern neue Arbeitsplätze bieten können.

Damit nicht genug: In Duisburg sollen Forschungszentren gebaut oder erweitert werden, ein Zoll-Freihafen wird eingerichtet, Ausbildungsplätze bei Krupp-Rheinhausen sollen mit Staatsgeld gesichert werden. Neue Eisenbahnlinien sind im Gespräch, die Post will eine halbe Milliarde über Plan investieren.

Hinzu kommen kühne Projekte: eine Rheinbrücke, eine Schnellbahn zwischen den Flughäfen Düsseldorf und Köln. In alten Bergwerken sollen Mülldeponien angelegt werden, 20 verschiedene Projekte zielen auf die „Vermeidung von Umweltbelastungen“.

Bei soviel Bonner Schwung trauerte die Düsseldorfer Landesregierung ihrem eigenen Zim-Konzept („Zukunftsinitiative Montanregionen“), mit dem sie in Bonn abblitzte, nicht lange nach. Einzelne Projektvorschläge des NRW-Planes griff die Bonner Runde nämlich bereitwillig auf und sagte wohlwollende Prüfung zu.

Als Kohl schließlich dem sozialdemokratischen Regierungschef Johannes Rau auch noch versprach, die geplante deutsche Raumfahrt-Agentur Dara nicht nach München, sondern in dessen Hoheitsgebiet zu legen, war Rau vollauf zufrieden: „Der Tag war ein Erfolg fürs Revier.“

Die Pläne, die bei der Montanrunde schließlich herauskamen, würden „einen Ruck ins Ruhrgebiet“ bringen, meint NRW-Wissenschaftsministerin Anke Brunn. Blüm erwartet „eine Kette von Investitionen“. Die Botschaft ist klar, doch ob es wirklich ruckt, kann niemand mit Sicherheit sagen – in der Rechnung sind zu viele Unbekannte.

Eine zollfreie Zone im Duisburger Hafen zum Beispiel könnte für manche Betriebe reizvoll sein. Ob Bedarf dafür vorhanden ist, weiß niemand. Bei der NRW-Regierung hat sich jedenfalls in all den Jahren, da das Vorhaben zur Diskussion steht, kein interessierter Unternehmer gemeldet.

Neue Eisenbahnverbindungen sind gewiß auch nicht das, was der mit Schienen und Straßen gut erschlossene Wirtschaftsraum Rhein-Ruhr vorrangig braucht. Zumindest ist nicht erkennbar, daß die Wirtschaft neue Strecken mit neuen Arbeitsplätzen honorieren würde.

Solche Zweifel verdrängte die Kanzlerrunde, nur die Gewerkschafter vermiesten die prächtige Aufbruchstimmung ein wenig. DGB-Chef Ernst Breit fand den Beschluß „absolut nicht ausreichend“, bestenfalls den „Beginn eines langen Marathons“. Und NRW-Finanzminister Diether Posser mäkelte – wenn auch nicht laut –, da kämen winzige Teile dessen zurück, was Bonn vorher aus seiner Kasse geholt habe. Die Mehrheit aber sonnte sich in einträchtiger Ruhrverbundenheit.

Dabei hatten die Ruhrfreunde, die nach ihrem Treffen am Mittwoch viel Beifall erhielten, den entscheidenden Punkt überhaupt nicht geklärt – wie es mit dem Geld aussieht. Ab wann, für welchen Zeitraum Bundesgeld fließen soll, ist mit Finanzminister Gerhard Stoltenberg noch nicht endgültig ausgehandelt. Es zeigt sich aber schon, daß Bonn noch einiges wird drauflegen müssen, damit die anderen Bundesländer das Ihre zu der Ruhrspende beitragen. Ärger mit der EG ist ebenfalls denkbar.

Wirtschaftsminister Martin Bangemann hat einige der Probleme mit überraschendem Weitblick kommen sehen. Umsonst hatte er den Kanzler gewarnt, den Bund durch eine Ruhrgebietskonferenz in die Verantwortung für Regionalprobleme nehmen zu lassen. Bangemann: „Dann kommen alle an.“

Doch Kohl erlag dem vereinten Druck von Gewerkschaften, Ruhrgebietsstädten, sozial- wie christdemokratisch gefärbten NRW-Landespolitikern und Wirtschaftsbossen. Auch die Demonstrationen der Rheinhausen-Arbeiter blieben offenbar nicht ohne Wirkung.

Daß die Finanzierung aller hochfliegenden Pläne noch nicht klar ist, daß andere Wirtschaftsregionen nun ebenfalls von Bonn Hilfe fordern, hat den Kanzler nicht gehindert, zu einer großen Geste gegenüber Stahlarbeitern und Bergleuten auszuholen: „Es ist ein Gebot menschlicher und gesamtstaatlicher Solidarität“, findet Kohl.

Das Menschliche – er fühlt mit, er kennt die Sorge der Leute im Ruhrpott. Er hoffe sehr, vertraute Kohl dem Gelsenkirchener Oberbürgermeister Werner Kuhlmann an, „daß Schalke in der Bundesliga bleibt“. ◆

# Mehr *von* allem.

Mehr von allem heißt im Klartext: mehr Farben (alle dieser Welt), mehr Typen (141), mehr Möglichkeiten (was immer Ihnen einfällt), mehr Garantie (Rückgaberecht) und mehr Service (Fracht, Montage, alles inklusive).
Mehr Informationen über das PC System erhalten Sie, wenn Sie mit der beigeklebten Postkarte unseren Katalog anfordern oder an Flötotto Einrichtungssysteme, Postfach 6004, 4830 Gütersloh 16 schreiben.
Und noch ein Hinweis: neuerdings können Sie Flötotto Möbel auch persönlich inspizieren, indem Sie eine unserer Ausstellungen besuchen. Sie finden sie in Gütersloh-Friedrichsdorf, Senner Straße 32 und in Hamburg, Neuer Wall 50.

FLÖTOTTO
*Freiräume für Persönlichkeit.*

Baader, Lang, Behnken

Daß sich Männer sogar noch auf den zweiten Blick in diesen Sakko verlieben, liegt am gemusterten Innenfutter. In der Atelier Torino-Männerserie finden Sie außerdem Anzüge, Mäntel, Sportswear, Strick, Hemden und Krawatten.

ATELIER ®
TORINO
BY KONEN MÜNCHEN

## Atommüll: GNS statt Transnuklear

Anfang März wollen die Vorstände der Elektrizitätsunternehmen dem Umweltminister Klaus Töpfer erläutern, wie sie nach dem Transnuklear(TN)-Skandal die Entsorgung der Kernkraftwerke von schwach- und mittelaktivem Abfall neu zu ordnen gedenken. TN ist danach auf Dauer aus dem Geschäft. Die Hauptrolle im Konzept der Atommanager spielt die Essener Gesellschaft für Nuklear-Service (GNS), bislang Konkurrentin von TN. GNS-Mehrheitsgesellschafter sind das Stromunternehmen Steag sowie die Deutsche Gesellschaft für Wiederaufarbeitung von Kernbrennstoffen (DWK). Die beiden Unternehmen sollen zugunsten der drei großen Elektrizitätsfirmen RWE, PreussenElektra und Bayernwerk auf Anteile an der GNS verzichten. Diese Stromkonzerne werden 50 Prozent der GNS übernehmen, 25 Prozent sollen unter anderen großen Elektrizitätsunternehmen verteilt werden. Unter der Aufsicht der neuen Anteilseigner soll die GNS dann Nuklear-Abfälle mit mobilen Anlagen am jeweiligen Kernkraftwerk durch Vergasen und Verdampfen im Volumen verringern. Sie soll auch die Verantwortung für die Zwischenlager auf dem Gelände der Atommeiler übernehmen. Der vielfach kritisierte Atommüll-Tourismus soll eingeschränkt werden. Nach Vorstellungen der Industrie sollte die GNS die noch nötigen Transporte übernehmen. Töpfer möchte diese Aufgabe jedoch lieber der Firma „Nuclear Cargo + Service" übertragen. Diese Firma gehört der Spedition Schenker, einem Tochterunternehmen der Bundesbahn. Die Staatsnähe des Transporteurs sei wegen der notwendigen Zusammenarbeit mit der Polizei und den Aufsichtsbehörden wünschenswert.

Atommüll-Transport

Montageband bei Opel

## Opel streicht 5000 Stellen

Opel will mehr Arbeit an Zulieferfirmen vergeben und in den eigenen Werken Stellen streichen. In Rüsselsheim, Bochum und Kaiserslautern sind etwa 2500 Beschäftigte von diesen Plänen des Automobilherstellers betroffen. Außerdem prüft die Beratungsfirma McKinsey zur Zeit, ob ein Teil der 23 000 Mitarbeiter aus der Verwaltung eingespart werden kann. Die Opel-Manager rechnen damit, daß etwa jede zehnte Position überflüssig ist. Damit wären nochmals rund 2300 Stellen gefährdet. Zudem werden die Lehrstellen um über ein Viertel gekürzt. Der Abbau von insgesamt fast 5000 Arbeitsplätzen soll allerdings ohne Entlassungen vor sich gehen. Der Vorstand des Autoherstellers vereinbarte mit dem Betriebsrat eine besondere Vorruhestandsregelung, wonach alle Beschäftigten der Jahrgänge 1928/29 eine Abfindung erhalten, wenn sie den Betrieb vorzeitig verlassen.

## Aids-Risiko für Versicherer gering

Die Immunschwäche-Krankheit Aids wird sich in den Schadensstatistiken der Versicherungskonzerne vorerst nicht drastisch niederschlagen. Nach Hochrechnungen bis zum Jahre 2000 erwarten amerikanische Lebensversicherer, daß die Auszahlungen durch Aids-Todesfälle um 8,8 Promille ansteigen werden. Das entspricht im Schnitt einer jährlichen Mehrbelastung von etwa 0,6 Promille. Da die Krankheit in Deutschland noch weitaus geringer verbreitet ist, rechnet die deutsche Assekuranz in den nächsten zwölf Jahren mit geringeren Mehrbelastungen. Auch die Zahl der Bluter, die durch verseuchte Plasmaprotein-Präparate mit Aids infiziert wurden, hält sich in Grenzen. Nach einer Erhebung müssen gut 700 Infizierte (etwa 150 von ihnen sind inzwischen erkrankt oder verstorben) von den Haftpflichtversicherern der Pharma-Konzerne entschädigt werden.

## Zeitschriften voller Rätsel

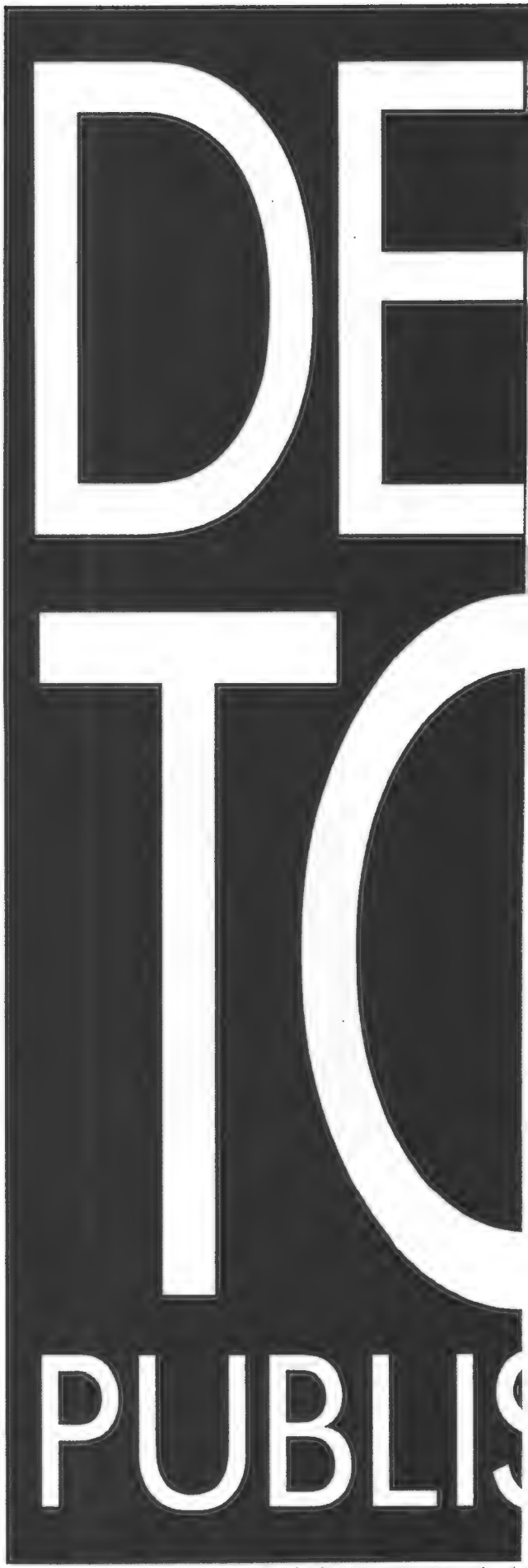
Erfolg mit 15 Buchstaben: Kreuzworträtsel. 65 Millionen Mark gaben die Bundesbürger vergangenes Jahr für Denksporthefte und Rätselzeitschriften aus, über zehn Millionen Mark mehr als Anfang der Achtziger. Inzwischen liegen fast 40 regelmäßig erscheinende Titel wie „Rätsel-Zeitung", „Wort-Suchspiel" oder „Denk mit" an den Kiosken aus. Wöchentlich werden im Schnitt rund 700 000 Rateblätter verkauft. Während Publikumszeitschriften mit Auflagenschwund zu kämpfen haben, wächst der Markt der Rätselfreunde.

Rätsel-Freundin

# BIRNEN

Die Birnen waren alles andere als gewöhnliche Birnen. Denn sie stritten heftig darüber, welche von ihnen wohl das beste Desktop Publishing System zu bieten habe: „Seht mich an“, rief die erste, „mein Äußeres weist nicht den geringsten Makel auf, das müßt Ihr zugeben.“ – „Geschenkt“, antwortete die zweite süffisant, „Du vergißt nur zu erwähnen, daß es immer eine Ewigkeit dauert, bis Du reif bist.“ – „Tu doch nicht so“, ereiferte sich die dritte und wandte sich an die zweite: „Du selbst bist doch nur zu genießen, wenn man gartentechnisch über Meisterhände verfügt.“ – „Genau“, frohlockte die erste und ließ auch die dritte nicht ungeschoren: „Deine Schönheit, meine Liebe“, flötete sie, „muß viel zu teuer erkauft werden.“ Und während die drei Birnen noch stritten, erschien der Apfel. Sofort wollten sich zwei von ihnen auch mit dem Apfel messen, als die dritte fragte: „Kann man überhaupt Birnen mit Äpfeln vergleichen?“

Das Apple Symbol, die Namen Apple und Macintosh sind lizenzierte Warenzeichen von Apple Computer Inc.




Informationen: APPLE COMPUTER GMBH, Ingolstädter Straße 20, 8000 München 4

SK
OP
HING

# APFEL

TEAM/BBDO Hamburg

Der Apfel war alles andere als ein gewöhnlicher Apfel. Denn bei ihm handelte es sich um den Apple-Apfel. Und weil das so war, genügte es ihm beileibe nicht, nur ein Desktop Publishing System zu bieten, das perfekt war: Brillant im Ergebnis, verblüffend einfach in der Anwendung, erstaunlich in der Vielseitigkeit – und bei allem durchaus erschwinglich. Nein, im Apple-Apfel waren schon wieder weitere Ideen gereift. Ideen, die dem Menschen dabei helfen, über sich selbst hinauszuwachsen. Wie alles

HANNOVER MESSE
CeBIT'88
16. – 23. MÄRZ 1988
HALLE 6 – STAND-NR. C06/D15

Apple Computer

The power to be your best.™

# „Wer sich nicht umstellt, wird überrollt“

SPIEGEL-Interview mit André Leysen über Unternehmensaufkäufe und den europäischen Binnenmarkt

**Unternehmer Leysen:** „Wir werden eine neue Gründerzeit erleben“

## André Leysen

ist der bekannteste Unternehmer Belgiens. Als junger Mann baute der Antwerpener, der mit einer Hamburgerin verheiratet ist, die Schiffsagentur seines Schwiegervaters zu einem großen Reedereibetrieb aus. Mit dem Verkauf von Anteilen an Hugo Stinnes machte sich Leysen, heute 60, finanziell unabhängig. Seither betreibt er mit Vorliebe Krisenmanagement. Er rettete die flämische Tageszeitung „De Standaard“ vor dem Untergang. 1979 übernahm er den Vorstandsvorsitz bei dem kriselnden Photounternehmen Agfa-Gevaert. Durch Betriebsschließungen im defizitären Amateurfilmbereich führte er das deutsch-belgische Unternehmen zurück in die schwarzen Zahlen. Zum Entsetzen seiner Landsleute verkaufte Leysen 1981 den 50prozentigen belgischen Anteil von Agfa-Gevaert an die Agfa-Muttergesellschaft Bayer. Aus dem aktiven Management zog sich Leysen 1984 weitgehend zurück. Seither arbeitet er vornehmlich für zwei Ehrenämter: für die Vizepräsidentschaft im europäischen Arbeitgeberverband und für den Verwaltungsratsvorsitz der Brüsseler Oper.

In Salzburg, wo er für die Oper unterwegs war, erfuhr Leysen am 19. Januar vom Vorhaben des Italieners Carlo De Benedetti, das größte belgische Unternehmen, die Société Générale, unter seine Kontrolle zu bringen. Wieder einmal fühlte sich Leysen aufgerufen, „ins Wasser zu springen“. Er mobilisierte belgische und französische Anteilseigner, um den Angriff des Italieners auf Belgiens Nationalheiligtum abzuwehren. Doch dann verweigerten einige belgische Aktionäre dem Flamen Leysen die Gefolgschaft. Der Pakt, der die Pariser Unternehmensgruppe Suez einschloß, schien gescheitert.

In der vergangenen Woche ging die Strategie des Antwerpeners dann doch noch auf, wenngleich auch ohne Leysen. Eine Gruppe französischer, belgischer und luxemburgischer Unternehmen fand sich zu einem Anti-Benedetti-Block zusammen. Die 52 Prozent dieser Gruppe stehen gegen die 43 Prozent, die der Italiener gesammelt hat.

SPIEGEL: Herr Leysen, Sie haben durch die Mobilisierung der Anteilseigner verhindert, daß der italienische Unternehmer Carlo De Benedetti die Mehrheit in der Société Générale, der größten belgischen Gesellschaft, übernimmt. Sind Sie ein Nationalist?

*LEYSEN:* Diesen Vorwurf hat mir noch niemand gemacht. Ich investiere ein Drittel meiner Zeit, um für Europa und den gemeinsamen Binnenmarkt zu werben. Als ich vor acht Jahren die belgischen Anteile von Agfa-Gevaert an Bayer verkauft habe, hat man mich hier als Landesverräter beschimpft.

SPIEGEL: Was haben Sie denn dagegen, wenn ein erfolgreicher europäischer Unternehmer wie Benedetti, der weltweite Interessen hat, die Verantwortung für ein belgisches Unternehmen trägt?

*LEYSEN:* Im Prinzip nichts. Eigentlich ist eine solche Übernahme auch im Hinblick auf den europäischen Binnenmarkt von 1992 ganz normal. Aber die Société Générale besteht aus mehr als 1200 Firmen und beherrscht alle lebenswichtigen Wirtschaftsbereiche Belgiens: den Energiesektor, Gas, Elektrizität, Petroleum und die größte Bank. Ich habe Herrn De Benedetti gleich beim ersten Zusammentreffen gesagt: Es geht nicht, daß Sie alleine das Sagen haben. Die Société Générale muß eine europäische Gesellschaft werden mit Sitz in Brüssel; und sie muß offen sein für Teilhaber aus mehreren Ländern.

SPIEGEL: Und was haben Sie nun tatsächlich erreicht?

*LEYSEN:* De Benedetti hat nicht die Mehrheit. Die Anteile sind gestreut mit etwa 43 Prozent in Italien, mit 35 Prozent in Frankreich, fünf Prozent in Luxemburg, vier Prozent in der Schweiz und dem Rest von circa zwölf Prozent in Belgien. Damit ist wenigstens eine Öffnung zu vier Ländern gelungen.

SPIEGEL: War die Auseinandersetzung um die Générale nur der Auftakt für weitere Übernahmen und Machtkämpfe?

*LEYSEN:* Ich hoffe es. Diese „Übernahmekämpfe“ sind für die Wirtschaft positiv. Die starren Formen, die sich in den letzten 40 Jahren herausgebildet haben, werden durcheinandergeschüttelt. Es eröffnen sich neue Perspektiven, neue Möglichkeiten für Europa. Für mich ist das vergleichbar mit der Zeit der Einführung der Eisenbahn und der Telegraphie in Amerika, als sich dort ein kontinentaler Markt entwickelte. Wir werden durch den europäischen Binnenmarkt hier eine neue Gründerzeit erleben. Und dabei wird es, solange wir keine europäische Gesetzgebung haben,

Michael Schrot, Boutique-Besitzer, in seinem Dressler-Anzug.

MICHAEL SCHIRNER

Ihr maßgeschneidertes Stück Freiheit. dressler

ziemlich wild zugehen – so wie es in Amerika vor 130 Jahren auch wild herging.

SPIEGEL: Und das gefällt Ihnen?

*LEYSEN:* Warum stehen Länder wie Japan und die Bundesrepublik heute so gut da? Doch nur, weil dort nach dem Zweiten Weltkrieg neu angefangen werden mußte, weil neue Kräfte nach oben kamen und soziale Barrieren aufgehoben wurden. Lassen wir in Europa doch alles einmal durcheinanderwirbeln.

SPIEGEL: Die Erfahrungen der letzten Jahre bei der europäischen Integration stützen Ihre Vision nicht. Wir erinnern nur an die total verfahrene Agrarpolitik, die mühsame Kleinarbeit bei der Harmonisierung von Steuern und Tarifen.

*LEYSEN:* Es hat über 50 Jahre gedauert, bis 1888 in Deutschland der Zollverein die letzten Stadtstaaten, Bremen und Hamburg, einkassiert hatte. Auch die europäische Integration braucht noch 30 Jahre. Aber sie kommt.

SPIEGEL: Weil die Wirtschaft drückt und drängt?

*LEYSEN:* Warum haben sich die Regierungschefs denn beim letzten Gipfel in Brüssel geeinigt? Nicht weil sie große Lust hatten, sondern weil sie zunehmend Druck bekommen. In den nächsten zehn Jahren ist es die Aufgabe der Wirtschaft, den Integrationsprozeß voranzutreiben.

SPIEGEL: Sind die Unternehmer denn dazu überhaupt bereit?

*LEYSEN:* Ihnen bleibt gar nichts anderes übrig. Wenn man ein neues Telekommunikationssystem entwikkelt, muß man – ehe man anfängt – erst einmal eine Milliarde Dollar haben. Da können weder Siemens in Deutschland noch Philips in Holland oder Bell Telephone in Belgien sagen: Ich stütze mich nur auf den heimischen Markt. Bei diesen wirtschaftlichen Größenordnungen müssen die Unternehmer – so wie Stalin gefragt hat: Wieviel Soldaten hat der Papst? – heute die Frage stellen: Wieviel Konsumenten hat ein Kontinent? 324 Millionen sind es im EG-Europa plus gut 30 Millionen in den Efta-Ländern.

SPIEGEL: Gibt es ein Gefälle bei der Integrationswilligkeit der Wirtschaft in den verschiedenen Mitgliedstaaten? Sind es vor allem die kleinen Länder, die drängen?

*LEYSEN:* Frankreich ist erstaunlich aktiv. Die deutschen Unternehmer sind finanziell noch etwas isoliert mit ihrer Stärke, mit ihrer festen Verankerung im deutschen Wirtschafts- und Finanzleben. Aber das Memorandum zur Europapolitik des Bundesverbandes der Deutschen Industrie bekennt sich hundertprozentig zum Gemeinsamen Markt. Das ist schon ein denkwürdiges Papier, das soll man nicht unterschätzen.

SPIEGEL: Die Sozialgesetze, die Arbeitnehmerrechte, der Arbeitsschutz und die Mitbestimmung sind in den verschiedenen Mitgliedsländern sehr unterschiedlich geregelt. Wie können Sie sich, der Sie ja auch Vizepräsident der europäischen Arbeitgeberverbände sind, eine Harmonisierung dieser sozialen Normen vorstellen?

*LEYSEN:* Das kann man nur über einen langwierigen Angleichungsprozeß zustande bringen. Man kann nicht einfach sagen: Alle deutschen Normen sind maßgebend für Europa. Vielmehr muß man sich über das Ziel einigen und diese Norm dann in einem bestimmten Zeitraum von vielleicht 10 oder 15 Jahren anstreben?

SPIEGEL: Verstehen Sie die Befürchtungen der Gewerkschaften, daß sich ein Europa der Unternehmer herausbildet und soziale Errungenschaften beseitigt?

*LEYSEN:* Ich glaube, das Beste, was den Gewerkschaften passieren kann, ist, daß sich ein Europa der Unternehmer bildet. Ich glaube nicht, daß wir noch in einer Zeit leben, in der die Unternehmer dieses Ziel durch den Abbau von sozialen Errungenschaften zu erreichen wünschen.

SPIEGEL: Läuft Ihr dynamisches Europa der Unternehmer darauf hinaus, daß etwa in manchen Ländern gültige Umweltnormen zugunsten der weniger Umweltbewußten aufgeweicht werden?

*LEYSEN:* Der Trend geht eher hin zu strengeren Umweltvorschriften – ob das gut oder schlecht ist für die Wirtschaft, ist eine andere Frage. Das Bewußtsein in diesem Bereich wächst. Wenn die Russen versäumen, ihre Kernkraftwerke gut zu schützen, dann bringt der Wind die freigesetzte Radioaktivität nach Europa. Was nützt es, in Deutschland strenge Gesetze zu haben, die die Industrie nicht bezahlen kann, wenn gleichzeitig in Belgien nichts geschieht? Diese Probleme verlangen eine kontinentale Annäherung und später sogar weltweite Annäherung. Das ist neu in der Wirtschaft: Wir können nicht mehr lokal denken.

SPIEGEL: Was ist bei der europäischen Integration für Sie vorrangig?

*LEYSEN:* Der gemeinsame Binnenmarkt und als erstes Signal der Abbau der Grenzformalitäten. Wenn man heute einen Lastwagen von hier nach Griechenland schickt, dann durchquert er Europa – mit allen Grenzstopps – mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von ungefähr zwölf Stundenkilometern. Das ist soviel wie eine Postkutsche vor 150 Jahren. In Amerika fährt derselbe Lastwagen mit 60 Kilometern pro Stunde von einem Ende des Kontinents zum anderen. Die Kosten, die dabei entstehen, belasten die Wirtschaft mit zwei bis drei Prozent des Bruttosozialprodukts in ganz Europa.

SPIEGEL: Was ist mit den Normen? Die Mitgliedstaaten der EG tun sich schwer, die einfachsten Standards einander anzugleichen.

*LEYSEN:* Ja, Philips produziert 36 verschiedene Stecker, um sich den unterschiedlichen europäischen Normen anzupassen.

SPIEGEL: Und woher nehmen Sie den Glauben, daß es in wenigen Jahren nur noch acht sind? Oder vielleicht nur noch einer?

*LEYSEN:* Weil es sonst keine europäische Industrie mehr gäbe. Die neuen Produkte haben ja schon eine Weltnorm, Compactdisk, Kassetten.

SPIEGEL: Sie zeigen einen erstaunlichen Optimismus angesichts der von vielen Kritikern beklagten Eurosklerose.

*LEYSEN:* Die Deutschen erscheinen nur oft als Berufspessimisten. Ich kann mich dabei auf Tacitus berufen, der im ersten Jahrhundert nach Christus schreibt: „Die Nachrichten aus Deutschland sind wieder schlecht, und das gerade in einer Stadt wie Rom, wo alle Berichte geglaubt werden, vorausgesetzt, daß sie schlecht sind." Für mich

**Aufkäufer De Benedetti**
Alles mal durcheinanderwirbeln

sind die Deutschen noch die besten Römer in dieser römischen Tradition: Nur das Negative wird geglaubt.

SPIEGEL: Aber es hat sich – gerade in Europa – doch in den letzten Jahren tatsächlich wenig getan.

*LEYSEN:* Es geht voran. Noch letztes Jahr hatte ich drei Telephone in meinen Wagen installieren lassen müssen, um auf dem Weg von Antwerpen über Holland nach Leverkusen erreichbar zu sein. Seit Juni 1987 sind es nur noch zwei, weil es seither ein einziges System für Benelux gibt, und von 1991 an soll es nur noch ein einziges System für ganz Europa geben.

SPIEGEL: Wie ernst nehmen die Unternehmen das von den Regierungen gesetzte Ziel, bis 1992 den europäischen Binnenmarkt einzuführen?

*LEYSEN:* Wir bauen darauf. Alle wissen, die Finanz- und Kapitalmärkte werden geöffnet. Was meinen Sie, was die Versicherungsgesellschaften schon für Generalmanöver machen? Die Monopole werden angegriffen, Preise geraten ins Wanken. Wer sich nicht umstellt und anpaßt, wird leider überrollt werden.

SPIEGEL: Leider?

*LEYSEN:* Vom menschlichen Standpunkt aus gesehen ist das für einzelne traurig, wenn sie nicht mithalten können und verschwinden müssen.

SPIEGEL: Wer wird am meisten profitieren?

*LEYSEN:* Die Tüchtigsten und die Kreativsten. Die Wirtschaft ist wie ein Schlachtschiff. Je größer es ist, desto weiter kann man schießen. Wenn man wie die Japaner 123 Millionen oder wie die Amerikaner einen Testmarkt mit 246 Millionen Konsumenten hat, dann kann man in anderen Kontinenten mit niedrigen Preisen konkurrieren. Ich weiß, wovon ich rede. Als Chef von Agfa-Gevaert mußte ich damit fertig werden, daß mein Konkurrent Fuji 65 Prozent seiner Produktion im japanischen Heimatmarkt absetzt, Kodak in seinem Heimatmarkt 60 Prozent. Bei Agfa-Gevaert Belgien gehen drei Prozent in den nationalen Markt, über 95 Prozent werden exportiert. Wie würden unsere Kosten runtergehen, wenn wir einen wirklichen Binnenmarkt hätten . . .

SPIEGEL: . . . die letzten Zugänge zur Gemeinschaft – Griechenland, Portugal und Spanien – sind im Vergleich zu den Industrieländern eher unterentwickelt. Können diese Länder überhaupt mithalten in diesem Binnenmarkt?

*LEYSEN:* Wirtschaftlich wäre es natürlich viel einfacher gewesen, den Gemeinsamen Markt zu sechst zu machen. Aber es war eine politische Option, die schwachen Demokratien an der Peripherie Europas zu stabilisieren, die ich voll unterstütze. Jedes Gebiet wird sich spezialisieren müssen. In Spanien beispielsweise ist durch den Beitritt zur EG ein Umstrukturierungsprozeß im Gange, der ist ganz phantastisch. Vielleicht ist das hart im Augenblick. Aber das ganze Land hat eine andere Mentalität gekriegt. Fortschritt erreicht man nur durch Mentalitätsveränderung.

SPIEGEL: Wird die westdeutsche Wirtschaft ihre relative Stärke in diesem Prozeß behaupten können, oder wird sie abbauen?

*LEYSEN:* Sie hat gute Chancen, relativ stark zu bleiben.

SPIEGEL: Das heißt, die Deutschen sind konkurrenzfähig auf einem europäischen Markt?

*LEYSEN:* Ich halte die deutsche Wirtschaft für gesund, das zeigt sich an der Handelsbilanz. Die aktuellen Probleme mit der Arbeitslosigkeit sind ein europäisches Problem und haben mit einer prinzipiellen Entscheidung zu tun: Bei einem geschützten sozialen System mit höheren Minimumlöhnen fallen eben immer Leute aus dem Boot. Das ist der Preis, den man bezahlen muß.

SPIEGEL: Die herrschende Lesart bei der deutschen Wirtschaft ist derzeit, daß der Industriestandort Bundesrepublik in Gefahr sei, weil die Auflagen zu streng, weil die Lohnnebenkosten und Löhne zu hoch seien. Es lohne sich kaum noch, in der Bundesrepublik zu investieren.

*LEYSEN:* Für gewisse Branchen ist das zweifelsohne richtig. Wenn sie sich durch das hohe Lohnniveau nicht mehr weiterentwickeln können und den Umstrukturierungsprozeß verpassen, ist das gefährlich. Aber makroökonomisch geht


# Die zeitgemäße Lösung.

**(Thomapyrin Schmerztabletten.)**

**Thomapyrin**
**Schmerztabletten.**
**Rasch wirksam. Gut verträglich.**
**Fragen Sie Ihren Apotheker.**

Thomapyrin Schmerztabletten bei Schmerzen wie z. B. Kopf-, Zahn-, Regel-, Nervenschmerzen (Neuralgien), akuten Migräneanfällen, Entzündungen, Fieber, auch bei Erkältungskrankheiten. Nicht anwenden bei Magen- und Zwölffingerdarmgeschwüren, krankhaft erhöhter Blutungsneigung, bei Lebererkrankungen sowie Paracetamol-Überempfindlichkeit. Das Präparat sollte nur nach Befragen des Arztes angewendet werden bei Glucose-6-Phosphatdehydrogenase-Mangel, bei gleichzeitiger Anwendung gerinnungshemmender Arzneimittel, bei Asthma, Überempfindlichkeit gegen Salicylate, andere Entzündungshemmer/Antirheumatika oder andere allergene Stoffe, Magen- oder Zwölffingerdarmbeschwerden, vorgeschädigter Niere, in der Schwangerschaft – insbesondere in den letzten 3 Monaten.
Nebenwirkungen: Magenbeschwerden, Magen-Darm-Blutverluste; selten Überempfindlichkeitsreaktionen, sehr selten Störungen der Blutbildung. Thomapyrin soll längere Zeit oder in höheren Dosen nicht ohne Befragen des Arztes angewendet werden.

Thomae Dr. Karl Thomae GmbH, Biberach an der Riss.

es der deutschen Wirtschaft nicht schlecht, sonst würde sie nicht mehr exportieren als importieren.

SPIEGEL: Und Japan? Wie sehen Sie das Potential des europäischen Wirtschaftsraums im Verhältnis zu Japan?

*LEYSEN:* Unsere Stärken sind, daß wir dreimal soviel Einwohner haben wie Japan. Im Grunde sorge ich mich mehr um die amerikanische Wirtschaft als um die europäische.

SPIEGEL: Warum um Amerika?

*LEYSEN:* Europa ist als industrielle Nation doch noch kräftig und ausbauwillig, abgesehen von den Strukturproblemen mit Kohle und Stahl, Schiffbau und einigen anderen Branchen. In Amerika scheint sich dagegen so etwas wie eine Desindustrialisierung abzuzeichnen.

SPIEGEL: Japanische Unternehmen waren in den letzten Jahren überaus erfolgreich. Was kann der Unternehmer Leysen von seinen Kollegen in Fernost lernen?

*LEYSEN:* Welcher Europäer möchte schon mit dem japanischen Lebensstandard leben? Zwei Stunden mit dem Zug fahren, um den Arbeitsplatz zu erreichen, zwei Stunden zurück. 60 Stunden pro Woche arbeiten, wenn es drauf ankommt. Das wird kein Europäer akzeptieren. Und wir mit unserem wahnsinnigen Pessimismus beklagen uns ständig darüber, wie schlecht es uns geht.

SPIEGEL: Einige alarmierende Zeichen sind . . .

*LEYSEN:* . . . was läuft denn so falsch? Wir haben doch immer noch einen Überschuß in der europäischen Handelsbilanz. Wir werden von den Japanern aus gewissen Sektoren herausgedrängt. Auf der anderen Seite gibt es Bereiche, in denen wir durchaus aggressiv und erfolgreich sind.

SPIEGEL: Wo?

*LEYSEN:* In der Flugzeugindustrie zum Beispiel. Vor 30 Jahren waren wir nirgends. Jetzt sind wir doch beim Airbus und allem, was dazugehört, auf dem besten Weg.

SPIEGEL: Ein teures Vergnügen.

*LEYSEN:* Ja, teures Vergnügen. Die Amerikaner subventionieren durch militärische Aufträge, wir mit direkten staatlichen Beihilfen. Es gibt eine Vielzahl von Sektoren, in denen wir hervorragend sind. Der Maschinen- und Anlagenbau ist doch eine typisch europäische Spezialität. Baden-Württemberg strotzt vor kräftigen mittelgroßen Unternehmen. Davon spricht kein Mensch.

SPIEGEL: Auch von der europäischen Integration, die Sie und Ihre Kollegen jetzt so vehement einfordern, sprechen nicht viele.

*LEYSEN:* Das kommt. Zur Integration gibt es keine Alternative. Wenn wir sie nicht schaffen, dann allerdings erlebt Europa balkanische Verhältnisse.

AUTOINDUSTRIE

## Zum Rumschnuppern

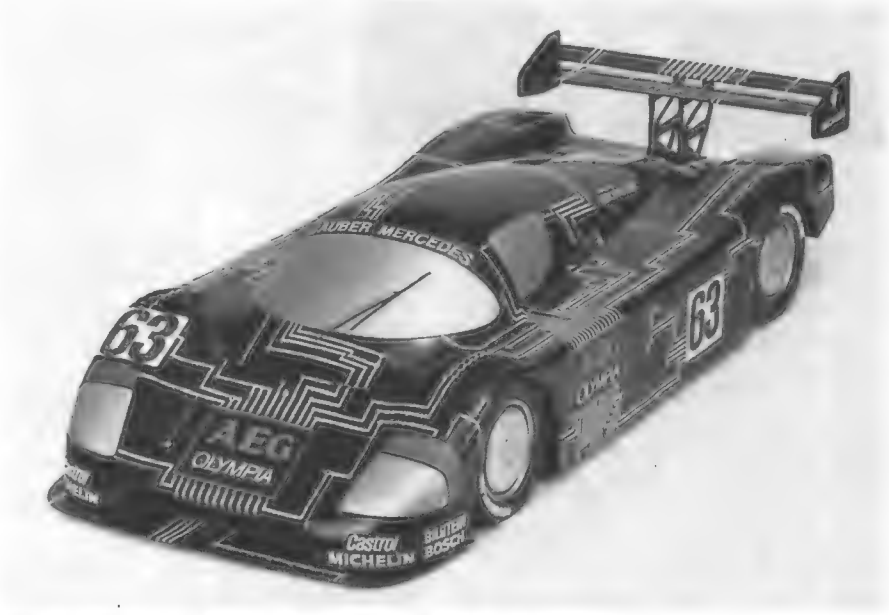
**Im Kampf um Marktanteile und Image hat Daimler-Benz den Motorsport wiederentdeckt. Am kommenden Sonntag kehrt das Werk offiziell an die Rennstrecke zurück.**

Drei Jahrzehnte lang hielten die Vorstandsherren der Daimler-Benz AG Motorsport für überflüssig: „Mercedes braucht ihn nicht zur Imagepflege", befand Professor Werner Breitschwerdt 1980. Technologischer Fortschritt sei auch ohne die Rennerei möglich.

Seit dem Revirement in der Chefetage gilt das nicht mehr. Plötzlich soll der Motorsport „unsere Wettbewerbsfähigkeit", so Vorstandsvize Werner Niefer, „unter Beweis stellen". Am kommenden Sonntag, fast 33 Jahre nach der letzten Fahrt der Silberpfeile, geht Mercedes offiziell wieder an den Start: beim ersten Lauf zur Sportwagen-Weltmeisterschaft (WM) im spanischen Jerez. Auch beteiligt sich Mercedes, ab April, an der deutschen Tourenwagen-Meisterschaft.

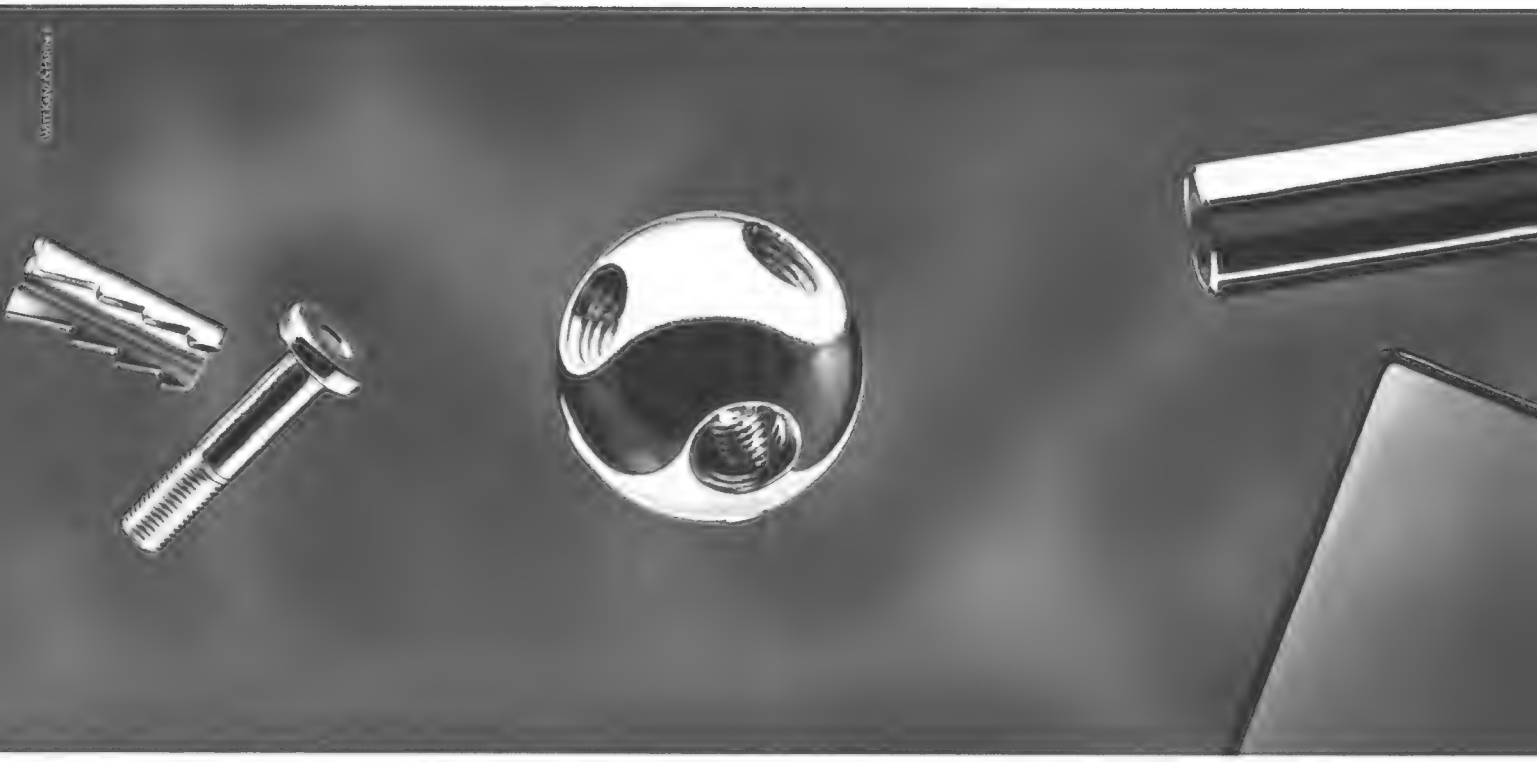
Dafür gibt es gute Gründe. Niefer, die treibende Kraft bei der Untertürkheimer Wende, sorgt sich um das Image. Nicht

* Juan Manuel Fangio und Karl Kling auf der Avus beim Großen Preis von Berlin; hinten: Gordini-Fahrer Jean Behra.




**Sauber-Mercedes (Modell):** „Wenn Daimler-Benz mitfährt . . .

. . . dann, um zu gewinnen": **Mercedes-Silberpfeile (1954)***



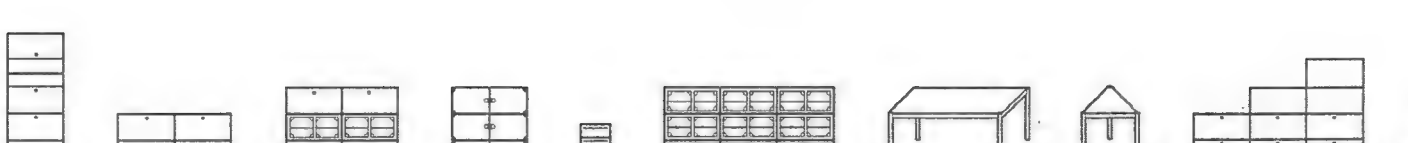
# Fünf elementare Erkenntnisse über Möbel

Erstens: Möbel müssen sich räumlichen Gegebenheiten anpassen. Zweitens: Möbel kauft man sich nicht jedes Jahr von neuem. Drittens: Möbel müssen schön und zweckmäßig sein. Viertens: Möbel müssen in ihrem Leben durchschnittlich zweimal umziehen. Fünftens: Möbel müssen sich ergänzen lassen. Deshalb bauen wir von USM HALLER Möbel mit System: Der Grundaufbau aus Kugel, Rohr und Tablar ermöglicht, daß die Möbel lückenlos an den dafür vorgesehenen Platz passen. Und einmal gekaufte Stücke erweitert oder umgebaut werden können. Alle Teile sind so exakt verarbeitet, daß auch nach Jahren noch jedes Element 100%ig sitzt. Dazu kommt, daß der Erfinder unseres Möbel-Bausystems außer Köpfchen auch Geschmack bewiesen hat. Blättern Sie um.

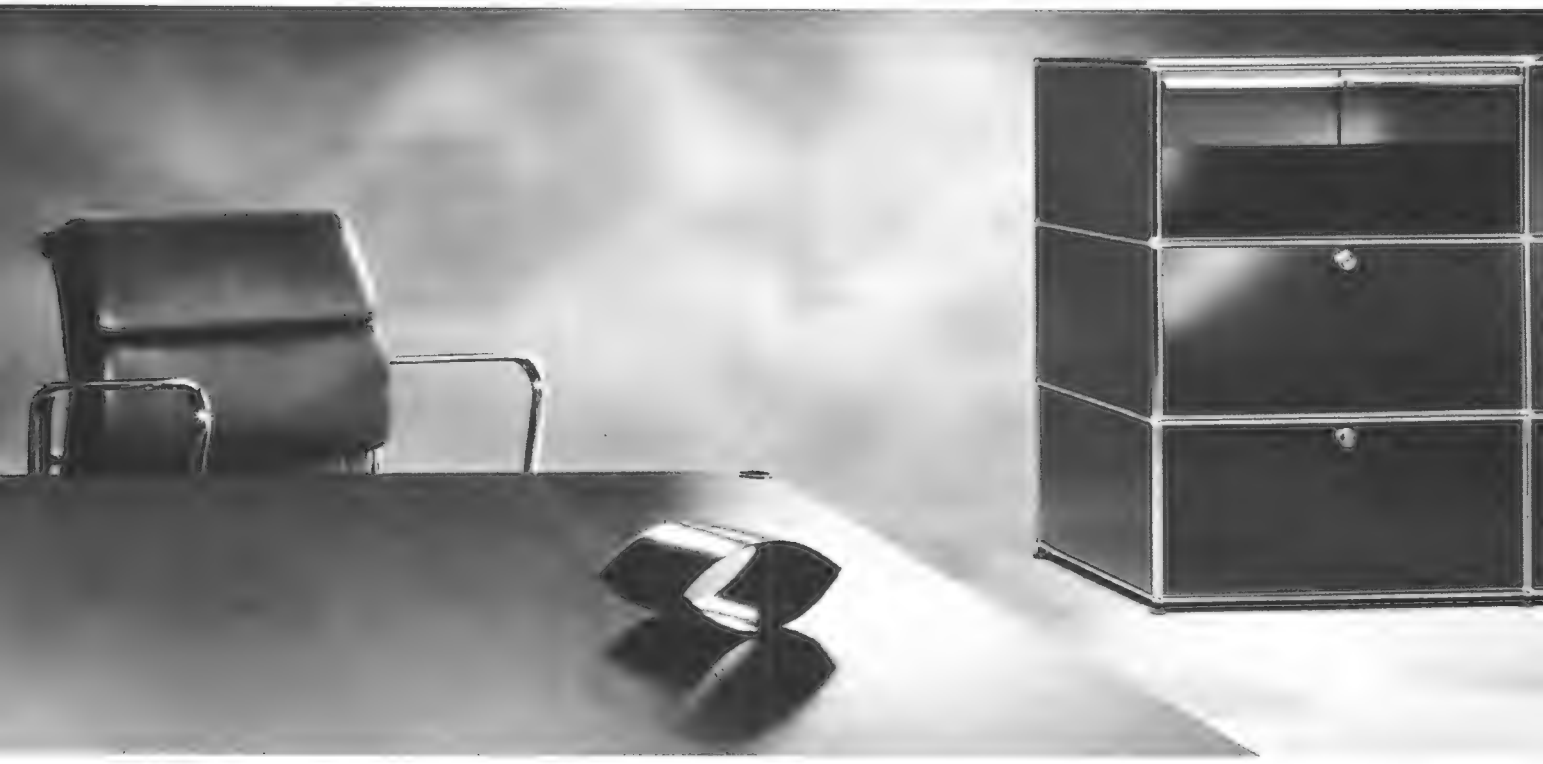
**USM HALLER**

*Im USM HALLER Möbel-Bausystem gibt es Kugeln, Rahmen, Inneneinrichtungen, Aufbaurohre von 10 cm bis 75 cm und Verkleidungselemente in 10 Farben.*

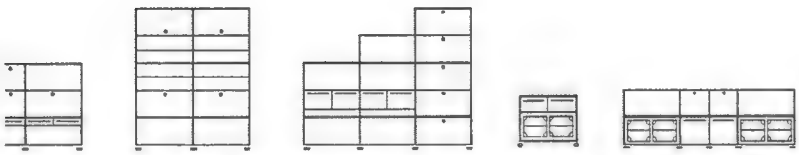
# Und was sich daraus machen läßt.



*USM HALLER Möbel werden nach Ihren Vorstellungen vom Fachmann geplant. Wir montieren die Möbel dann exakt nach seiner Bestellung. Sie werden fertig montiert ange*



Was Sie hier sehen, sind 146 Rohre, 72 Kugeln und 50 Verkleidungselemente. Dazu 10 Klapptüren, 14 Nivellierfüße, 24 Tablare, 4 Schubladen, 6 Registratureinsätze und 1 Rechtecktisch. Alles von USM HALLER. Alles aus unserem System. Ausnahme: Stuhl und Briefbeschwerer.
Was Sie nicht sehen: Zahlreiche eingebaute Organisations- und Funktionselemente, zum Beispiel die Kabelzuführungen, die elegant unter dem Tisch verschwinden.
Wenn Sie sich für solche Details interessieren oder generell Gefallen an unserem Möbel-Bausystem finden, schreiben Sie uns oder rufen Sie an. Wir schicken Ihnen dann ausführliches Prospektmaterial zu.



**USM HALLER**

*liefert und vom USM HALLER Fachmann aufgestellt. Dort wo Sie es wünschen.* *U. Schörer Söhne GmbH, Siemensstr. 4a, D-7580 Bühl, Tel. (07223) 24077, Telex 78713*

Badhotel „The golden days are here again!"

# DOMBURG

**Der „first-class"-Badeort an der niederländischen Nordseeküste (Halbinsel Walcheren/Zeeland)**

Ein Traum wird wahr: Das neue Badhotel wird, stilgetreu, an der gleichen exklusiven Stelle direkt hinter den Dünen wieder aufgebaut, wo das alte Badhotel noch heute zu sehen ist und immer wieder Erinnerungen an unvergeßliche Zeiten hervorruft.
Das Neue am neuen Badhotel sind zwei zusätzliche Gebäude, der „Toorop"- und der „Mondriaanflügel" mit Appartements, die im 100%igen Eigentum erworben werden können.
Größen von 40 bis 114 qm zu einem durchschnittlichen Quadratmeterpreis von ca. HFl 4.000,– (ca. DM 3.600,–), inkl. aller Kosten. Potentielle Interessenten richten ihre Anfrage bitte an:

UDO SCHMITZ
Werbung und Verkaufsförderung
Barkhausstraße 28, D-4370 Marl
Telefon: 02365/15055,
mo./fr. von 10.00 bis 17.00 Uhr.

TAGSÜBER DIE FEINE ENGLISCHE ART.
ABENDS DAS FRANZÖSISCHE SAVOIR VIVRE.

Guernsey, die Insel im Ärmelkanal, ein Urlaubsparadies für Kenner und Genießer. Ursprünglich zu Frankreich gehörend, untersteht es heute der englischen Krone. Geprägt durch seine Geschichte, die Lage im Golfstrom und seine politische Autonomie, hat sich Guernsey von beiden Ländern das Beste erhalten. Fragen Sie in Ihrem Reisebüro oder schreiben Sie uns. Sie erhalten den farbigen Prospekt über Guernsey, wo die Welt noch in Ordnung ist.

URLAUB AUF
GUERNSEY

Attention please: Anzeige mit Absender an Guernsey, c/o British Tourist Board, Neue Mainzer Straße 22, 6000 Frankfurt, 069/23 80 70. That's all!

SP/09

HOLIDAY GUERNSEY

A.B.S.

zuletzt der Zwölfzylindermotor von BMW hat unter den Kunden Zweifel geweckt, ob Mercedes tatsächlich noch die Nummer eins im Automobilbau ist.

Geradezu klassisch hat die Konkurrenz vorgemacht, wie Motorsport als Marketing-Instrument funktioniert. Seit den Rallye-Weltmeistertiteln des Audi Quattro sind die Ingolstädter ihren Ruf los, vornehmlich Autos für Biedermänner zu produzieren. BMW reüssierte mit dem ersten Turbomotor, der die Formel-1-Weltmeisterschaft gewann, und auch Honda, dessen Triebwerk im Vorjahr diesen Titel holte, setzt auf den Imagelift. Die Japaner bereiten so den Weltmarkt auf künftige Spitzenautos vor, die, 80 000 Mark teuer, vorrangig einen Konkurrenten kennen: Mercedes.

In den zwei Rennklassen nimmt Daimler-Benz die Herausforderung an: 15 Mercedes 190 E 2.3-16, im Rennlook mehr als 300 PS stark, werden in der Tourenwagen-Meisterschaft starten. Diverse Rennteams wie die schwäbische Tuning-Firma AMG präparieren die Autos, Daimler-Benz hilft mit Rat, Tat und Geld. Schließlich gilt es, die ebenfalls werkunterstützten Ford Sierra und BMW M 3 zu schlagen.

Während es bei den Tourenwagen ganz direkt um Werbung für den 190 E geht, wollen die Untertürkheimer durch ihr Engagement bei den Sportwagen die, so Niefer, „Praxis der High-Tech kennenlernen". Die Prototypen dieser Klasse entsprechen technologisch durchaus Formel-1-Niveau, die Gegner heißen Porsche und Jaguar.

Dabei hilft Peter Sauber, ein Schweizer Rennwagenbauer, der mit Daimler-Ingenieuren schon lange inoffizielle Kontakte pflegt. Seit 1985 treibt ein Mercedes-Achtzylinder, mit zwei Turboladern inzwischen auf 800 PS getrimmt, den eidgenössischen Sportwagen an.

Eine offizielle Beteiligung war vom Daimler-Vorstand nicht erwünscht, der Technik-Transfer, so Sauber, „fand im Untergrund statt". Mal durften Mercedes-Ingenieure das Motorsport-Wochenende als Dienstreise abrechnen, mal zahlte Sauber die Tickets. Aber immer sollte er jede Werksunterstützung dementieren. Auch als der Sauber-Mercedes 1986 das 1000-Kilometer-Rennen auf dem Nürburgring gewann, blieb das Werk zurückhaltend, verzichtete auf ein Glückwunschschreiben.

Das ist nun anders. Mit einem zweistelligen Millionenbetrag ausgerüstet, setzt Sauber in der Sportprototypen-WM – dazu zählen auch die berühmten 24 Stunden von Le Mans – zwei Autos ein, im nationalen Supercup ein weiteres. Mit Jochen Mass, Mauro Baldi und Jean-Louis Schlesser wurden Topfahrer verpflichtet, acht Mercedes-Ingenieure werden künftig die Sauber-Box verstärken.

Sauber, ein bedächtiger Analytiker, hat die neue Rolle schon verinnerlicht: Für Niederlagen werde er künftig weiter geradestehen, und im Falle eines Sieges

„ist es ein Mercedes gewesen". Das störe ihn nicht, er habe „die Mercedes-Brille aufgesetzt". So ließ er den bereits fixierten Sponsorvertrag mit Philips stornieren; künftig schmückt seinen Rennwagen das Logo von AEG Olympia, Tochtergesellschaft von Daimler-Benz.

Der Einstieg in den Motorsport ist, auch wenn er jährlich 30 Millionen Mark kostet, „nur zum Rumschnuppern" (Firmensprecher Bernd Harling) gedacht. Über eine Langzeitstrategie wird der Vorstand im März beraten.

Daß der größte Publicity-Effekt in der Formel 1 zu erzielen ist, haben auch die Daimler-Oberen begriffen. Trotzdem muß Niefer unter seinen Kollegen noch viel Überzeugungsarbeit leisten, denn 1955 hatte Mercedes nach Juan Manuel Fangios WM-Titelgewinn auch deshalb aufgehört, weil sich zu viele Ingenieure nur noch für den Rennsport statt für die Serienautos interessierten. Um so mehr gilt heute: Wenn Daimler-Benz mitfährt, dann, so Niefer, „um zu gewinnen".

Hilfe für ein Formel-1-Engagement böte sich beim schwäbischen Nachbarn Porsche an. Konstrukteur Hans Mezger, dessen Motor dreimal die Weltmeisterschaft gewann, wartet nur darauf, aus den „zu Papier gebrachten Studien" einen Zwölfzylindermotor zu machen. Porsche hat die Kapazitäten, aber nicht das Geld. Bei Mercedes ist es umgekehrt.

Dem Erfolgsdruck durch die Daimler-Verantwortlichen begegnet Sauber mit gemischten Gefühlen. Viele, so der Schweizer, „leben noch in der Zeit der Silberpfeile". Das hat auch AMG-Manager Domingos Piedade erkannt. Zur Tourenwagen-Meisterschaft hat er die Farbe der Rennanzüge und Schuhe seiner Piloten schon bestimmt: Silber.

**Fitneß-Center (in Hamburg):** Zensuren für die Sportler-Mast

WARENTEST

## Für alle offen

**Sind Bodybuilder Feinschmecker? Die Stiftung Warentest ließ eine anfechtbare Prüfung von Eiweißkonzentraten durchführen.**

Die zwölf Sportstudenten traten zu einer ungewohnten Übung an. Gefordert waren keine schnellen Beine oder starken Arme, allein auf eine sensible Zunge kam es an.

Insgesamt 18mal hatte jeder der angehenden Sportlehrer einen mal weißen, mal orangefarbenen Pamps zu verkosten. Nach jeder Probe mußten die Testschmecker anhand von zehn vorgegebenen Begriffen urteilen, ob sie den Brei beispielsweise als angenehm oder fad, als sämig oder sandig empfunden hatten.

Das Ergebnis dieser „sensorischen Prüfung", die im Auftrag der Stiftung Warentest in einem Institut der Universität Düsseldorf durchgeführt worden war, wurde im neuesten Heft der Stiftungszeitschrift „Test" veröffentlicht: Je drei der neun Präparate, die mal nach Hinzugabe von Milch, mal nach Beimengung von Orangensaft geschluckt worden waren, erhielten die Note „gut", „zufriedenstellend" oder „mangelhaft".

Die unterschiedlichen Urteile über den kulinarischen Wert ihrer Produkte haben eine Sparte der Lebensmittelindustrie aufgeschreckt, die dem Wohlgeschmack ihrer Erzeugnisse bislang etwa genausoviel Beachtung schenkte wie ein Drei-Sterne-Koch der Zahl der Kalorien in getrüffelter Gänseleber.

Es waren nämlich hochkonzentrierte Eiweißpräparate für Bodybuilder und

ANZEIGE

„Viel Feind, viel Ehr'!"

Ein tröstlicher Spruch für alle, die mit dem Talent, es sich mit jedem zu verderben, besonders gesegnet sind. Manch wackerer Streiter der Geschichte hat um der Ehre willen die Zahl seiner Feinde sogar freiwillig vergrößert, wie z. B. der kastilische König Alfons XI., der Anno 1330 eigens einen Ritterorden gründete, um dem „bösen Feind" Knoblauch den Kampf anzusagen.
Für den Knoblauch selbst mag dies martialische Wort auch zutreffen, hat er sich doch durch seinen „Duft" eine nicht unbeträchtliche Zahl von Feinden geschaffen. Aber nicht diese Feindschaft ist Anlaß, jenes Gewächs in Ehren zu halten, sondern eine Eigenschaft, die man pikanterweise demselben Inhaltsstoff zuschreibt, der auch den Geruch verursacht. Dieser Wirkstoff (Allicin) soll dafür verantwortlich sein, daß Knoblauch überhöhte Blutdruckwerte vermindert und den Cholesterinspiegel senkt und dadurch zur Prävention der Arteriosklerose, der krankhaften Verengung und Verhärtung der Blutgefäße, beiträgt. Dieselbe heilsame Wirkung haben auch die hochdosierten „Kwai" Knoblauch-Dragees, nur daß hier das Geruchsproblem beseitigt ist, weil die Drageehülle von „Kwai" das Allicin erst im Magen-Darm-Bereich austreten läßt. Als geruchloses und dennoch die Arterien schützendes Medikament legt „Kwai" für den Knoblauch Ehre ein, ohne sich Feinde zu schaffen.

„Kwai", Knoblauch-Dragees gegen frühe Alterserscheinungen und Altersbeschwerden, zur Stärkung von Herz und Kreislauf, ist von Lichtwer Pharma GmbH, Berlin 28.

# The Windsor Style.

Bezugsquellennachweis durch: WINDSOR Damen- und Herrenbekleidung GmbH, 4800 Bielefeld

REINE SCHURWOLLE

Windsor

MAIN SPONSOR

SCHLESWIG
HOLSTEIN
MUSIK
FESTIVAL

**Wer nachdenkt, least komplett bei Avis.** Avis Leasing gibt Ihnen Entscheidungshilfen, mit denen Ihr Unternehmen besser rechnen kann: Unser Name ist weltweit bekannt für Wirtschaftlichkeit; wir stützen uns auf langjährige, internationale Autoerfahrung und weltweit erprobtes Wissen über Fuhrpark-Management. Außerdem gibt es wohl keinen Servicevorteil, den Ihnen Avis Leasing nicht bieten könnte. Grenzweg 9, 6092 Kelsterbach, heißt unsere Adresse. Oder noch schneller: Rufen Sie an – Telefon-Nr. 0 61 07 – 75 71 40.

AVIS LEASING

**Der Name, der alles sagt.**

andere Fitneß-Freaks, die sich die Düsseldorfer Sportstudenten einverleibten. Weil die Trockenmasse der Konzentrate nicht pur genossen, sondern in Milch oder Fruchtsaft verrührt wird, halten die Hersteller ihr vornehmlich aus Milcheiweiß gewonnenes Nährmittel geschmacksneutral.

Im Gegensatz zu den Produzenten sahen die Experten der Stiftung Warentest den Geschmack von geschmacksneutraler Sportler-Mast offenbar als überragend wichtig an. In einer Tabelle, in der neben dem Geschmack auch die Preise und Inhaltsstoffe der neun meistverkauften Konzentrate verglichen wurden, stellten sie das Ergebnis der „sensorischen Prüfung" besonders fett gedruckt heraus.

Ein flüchtiger Leser konnte daher leicht die Geschmacksnoten für eine Zensur der gesamten Produktqualität halten. Die Deutsche Presse-Agentur etwa machte diesen Fehler und meldete die Noten der Geschmacksprüfung, als seien es Gesamtbewertungen. Die aber folgten erst im Kleingedruckten.

Das erboste vor allem Lieferanten wie Benno Dahmen, den Inhaber des Krefelder Sport & Fitness Vertriebs. Dessen Konzentrat fiel wegen „unangenehmen, faden Geschmacks" bei der sensorischen Prüfung durch, schnitt ansonsten jedoch recht gut ab. Wolfgang Brandt, Geschäftsführer der Hamburger Haleko, dessen Produkt das Prädikat „zufriedenstellend" erhielt, schimpfte: „Die fettgedruckte Heraushebung des Geschmackstests ist unverständlich und nur unter dem Vorsatz der Manipulation erklärbar."

Mit der Prüfung der Eiweißkonzentrate hatte die Stiftung Warentest den Düsseldorfer Sportmediziner Friedhelm Beuker beauftragt. Von dem umtriebigen Bodybuilder-Betreuer ist bekannt, daß er auch den Herstellern von Kraftnahrung mit seinem Rat zur Seite steht.

Vor allem zu der Münchner Firma Ludwig Brummer Export Import GmbH hat Beuker gute Beziehungen. So bessert der Düsseldorfer Medizin-Professor sein Beamten-Salär nicht nur dadurch auf, daß er regelmäßig Artikel für die „Sportrevue", eine Bodybuilder-Postille aus dem Hause Brummer, schreibt. Laut Impressum des Monatsmagazins, das in Brummers Verlag für Fitness + Kraftsport erscheint, ist er auch der wissenschaftliche Berater des Bizeps-Blatts.

Außerdem ist Beuker Mitglied im Medizinischen Ausschuß des Bodybuilder-Verbandes IFBB. Diese internationale Organisation wird von dem amerikanischen Bodybuilding-Papst Joe Weider gesteuert, dessen Produkte in der Bundesrepublik allein von der Firma Brummer vertrieben werden.

Wie eng Beuker und Brummer liiert sind, zeigt ein Vorkommnis aus dem vergangenen Jahr: Als ein Brummer-Konkurrent den Professor zu einem Firmen-Seminar einlud, versprach der zunächst sein Kommen. Dann aber sagte Beuker ab, weil Brummer-Chef Albert Bscher sein Veto eingelegt hatte. Erst als klargestellt war, daß er nicht zur Werbung für Konkurrenz-Produkte eingesetzt werden sollte, durfte der Sportmediziner an dem Seminar teilnehmen.

Die Konkurrenten argwöhnen daher jetzt, es sei nicht zuletzt Beukers Verdienst gewesen, daß Brummers Produkt im Vergleich zu den meisten anderen Eiweißpulvern gut abgeschnitten habe. Doch der Professor versichert, der Geschmackstest sei völlig korrekt durchgeführt worden.

„Ich muß mir verbitten", wird der Bodybuilding-Mediziner sehr energisch, „mit der Firma Brummer in Verbindung gebracht zu werden." Er sei vielmehr, sagt Beuker, „für alle offen".

## BÖRSEN

### Geschick und Glück

**Einige Profis haben den Börsenkrach vorausgeahnt. Sie sind die neuen Gurus des Geldgewerbes.**

In den USA ist Felix Zulauf, Bankier aus der Schweiz, ein gefeierter Mann. Das Finanzblatt „Barron's" hob den „charming gnome" auf die Titelseite. In der TV-Sendung „Wall Street Week" trat „der Bär von Zürich" mehrfach auf.

Zulauf ist stellvertretender Direktor bei der Schweizerischen Bankgesellschaft. Er leitet die Vermögensverwaltung der institutionellen Anleger, und

**Vermögensverwalter Zulauf**
Keine Aktie im Depot

**Investmentmanagerin Elaine Garzarelli**
Orakel mit Weitsicht

das mit erstaunlichem Erfolg: Am Tag, als die Börse krachte, am 19. Oktober 1987, hatte der Geldmanager keine einzige Aktie mehr im Depot. Der Eidgenosse vollbrachte so etwas wie ein Geldwunder, Zulauf hat den Crash vorausgeahnt.

Solche Könner sind in einem Land, wo in Dollar meßbarer Erfolg mehr zählt als alles andere, sehr gefragt. Nur wenige Experten haben wirklich mit dem Krach gerechnet und entsprechend gehandelt. Für verschreckte Aktionäre sind sie nun die weisen Gurus.

Dazu zählt auch Elaine Garzarelli von den Investment-Bankern Shearson Lehman Brothers in New York. Seit dem Schwarzen Montag im Oktober, so das Wirtschaftsmagazin „Fortune", wird die Anlageexpertin „das Orakel von Shearson" genannt.

Die meisten Prominenten des Geldgewerbes hatten damals verkündet, die Aktien würden weiter steigen. „Der Himmel ist offen", hieß es an der Wall Street. Doch Frau Garzarelli war vom Gegenteil überzeugt. Kurz vor dem Kurssturz sagte sie voraus, der Dow-Jones-Index der Aktienkurse würde um 600 bis 700 Punkte wegbrechen. Genauso kam es, ihre Voraussage wurde zum Volltreffer.

Die Fondsmanagerin verwaltete für Shearson rund 440 Millionen Dollar im „Sector Analysis Portfolio Fund". Schon Anfang September hatte sie ihren Fonds radikal umgeschichtet: in reichlich Bargeld und, weil die Zinsen so schön gestiegen waren, in kurzfristige Staatspapiere. Ihre Kundschaft weiß die Weitsicht zu danken.

Die erfolgreiche Strategie erklärt die „Cassandra" („Fortune") mit Mathematik und Methode. Doch nach diesen Verfahren handelten auch jene, die reinfielen. Kein Zweifel: Die Expertin Garzarelli hat außer etwas Geschick viel Glück gehabt.

Milton W. Berg von der Investmentfonds-Gesellschaft Oppenheimer ist einer der wenigen Glücklichen, die den Krach ebenfalls austricksten. Mit drei Fonds machte Experte Berg 1987 zwischen 46 und 94 Prozent Gewinn.

Sein wichtigster Fonds, „Oppenheimer Premium Income" genannt, war bis September vollgestopft mit Aktien. Kurz vor dem Crash tauschte Berg um in Cash, in Bargeld. Ende Oktober, der große Krach war verhallt, kaufte der Fondsmanager wieder Aktien.

Es gibt noch etliche Experten mehr, die nun reklamieren, sie hätten warnend den Finger erhoben, als die Aktienkurse noch brummten. Immerhin waren Anfang Oktober von 50 amerikanischen Börsenbriefen neun pessimistisch gestimmt. Acht dieser Börsenbrief-Schreiber freilich waren als Dauerpessimisten bekannt.

Von diesem Genre sind auch jene Experten, die in Deutschland in Rundbriefen und auf Seminaren vor einer Krise warnten. Die Ex-Bankiers Kurt Richebächer und Johann Philipp Freiherr von Bethmann sehen den ökonomischen Weltuntergang seit Jahren voraus und lagen daher 1987 einigermaßen richtig. Der Publizist Paul C. Martin war schon als „Crash-Paule" bekannt, als die Aktien-Hausse begann.

Nur ganz wenige Experten tippten genauer. Die Münchner Privatbankiers Merck Finck & Co. mahnten wohl als einziges deutsches Geldhaus rechtzeitig in ihren Kundenbriefen vor der „Gefahr einer schmerzhaften Korrektur". Ein „Chart-Chance Brief" der Kölner Vermögensverwalter Ender & Partner erwartete zwei Wochen vor dem Börsenknall einen „ernüchternden Oktober" und riet zu einer eher „defensiven Anlagestrategie".

Einen richtigen Volltreffer, wie die Gurus in Amerika, schaffte Uwe Lang aus Leipheim, ein Pfarrer, der nebenher Aktientips verteilt. Im vorigen Sommer spuckte Langs Computer „ein klares Verkaufssignal" für die US-Börsen aus. In einem Rundbrief warnte Lang Mitte August vor einer Baisse an den Börsen und einer „Kettenreaktion nach unten".

Leider, bedauert Lang heute, hätten „nur wenige Leute" von seinem Wissen profitieren können. Den Rundbrief beziehen nur 30 Empfänger. ◆

Garten- und Parkeinrichtungen aus massivem Teakholz. Ganzjährig im Freien aufstellbar. Bänke, Sessel, Tische, Liegen, Pflanzenkübel und große Schirmdächer. Katalog von: Garpa, Kiehnwiese 50, 2050 Escheburg, 0 41 52/30 25

*Traumurlaub*
***Direkt am Luganer See und in der Toscana***

**Komfort-Appartements**
In gr. Park mit Terrassen-Schwimmbad, Tennis, 100 m Seefront/Liegewiese (mod. Anlegesteg für Ihr Motorboot), private Club-Taverne, Kinderspielplatz, nur 12 km bis LUGANO-Thyssenvilla. Werbewochen: 14:10 und 21:14.

**Individuelle Luxusvillen der Sonderklasse**
für 6-12 Pers., wertvolle rustikale Einrichtung mit Pool, Tel. + TV ab 1 Woche zu vermieten.

**Fuerstlich Wohnen in der Toscana**
in der Herrschaftsvilla eines der bedeutendsten Weingüter im Chianti Classico, 12 km von Siena: private Zimmer, Appartem., Suiten, Villetta, mit Schwimmbad im Weinberg.

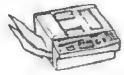
**Hausprospekte bitte anfordern**

**Immobilien Kauf und Verkauf**
**Luganer See + Toscana:**
Appartements, Landhäuser, Villen, Grundstücke. Attraktive Angebote auf Anforderung.

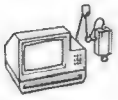
V.I.P./TRE LAGHI A.G.
Postfach 65/142
CH-6906 LUGANO - 6,
Telex 844 024 segr ch
Tel. 0039-344-61056 + 70350
Toscana: 0039-577-322574

ERFAHRUNG SEIT 1970

**„Bürokommunikation? Schön und gut. Aber bei so vielen Systemen sieht man ja den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr."**

varix Bürokommunikation für Bildschirmarbeitsplatz, Betriebsdatenerfassung,  Fernkopierer,

**„Na, dann pirsch Dich mal an DeTeWe ran. Die bringen Deine Bürokommunikation Stück für Stück auf den neuesten Stand der Technik."**



Bildtelefon,

digitales Telefon. Beratung: Telefon 0 30/61 04-23 10.

DeTeWe

SERIE

# „Was haben wir uns nur angetan?"

Aids – die Entstehungsgeschichte einer Katastrophe (I) / Von Randy Shilts

## San Francisco, 29. Juni 1980

Wenn Gaetan Dugas eine Schwulenbar betrat, sah er sich unter den Leuten um, wandte sich seinen Freunden zu und rief: „Ich bin der Schönste." Gewöhnlich mußten seine Freunde ihm recht geben; er war es wirklich.

Jeder fühlte sich zu Gaetan hingezogen. Er verkörperte das Ideal Gleichgesinnter zu dieser Zeit und an diesem Ort. Das sandfarbene Haar fiel ihm knabenhaft in die Stirn. Sein Mund lächelte einladend, und mit seinem Lachen brachte er Farbe in jeden düsteren Raum. Die Amerikaner flogen auf seinen weichen Quebecer Akzent und seine magnetische Sinnlichkeit. Aber nirgends suchte sich der 28jährige Air-Canada-Steward seine Partner lieber aus als in San Francisco.

Der Nebel wehte über die Berge zum Castro-Bezirk herüber und hüllte die Menschen ein, die sich an diesem Wochenende zum Massentreffen der Schwulen und Lesbierinnen versammelt hatten. Gaetan drängte sich mit seinem besten Freund, einem Steward aus Toronto, durch das Gewühl schwitzender Leiber. Sie waren gemeinsam 1978 zur Homosexuellenparade nach San Francisco geflogen, und seitdem war das letzte

© 1988 by Goldmann Verlag, München.

Wochenende in jedem Juni für eine Nonstop-Party im Mekka der Homophilen reserviert.

In den Bars und Saunen konnte Gaetan seine unersättliche Begierde mit den schönen kalifornischen Männern ausleben, die er so sehr liebte. Von jedem Streifzug durch die Castro Street kehrte er mit einer Tasche voll Streichholzbriefchen und Papierservietten zurück, auf denen er Adressen und Telephonnummern notiert hatte.

Die Namen seiner leidenschaftlichsten Bewunderer trug er in seinem Notizbuch ein. Aber diese Liebhaber waren für ihn nur flüchtige Abenteuer. Wenige Tage lang waren sie wunderbar und sexy, aber die Erinnerung an sie verblaßte bald. Manchmal blätterte Gaetan in seinem Notizbuch und versuchte sich daran zu erinnern, wer dieser oder jener gewesen war.

★

Heute war der Tag der Parade. Der Aufmarsch der Homosexuellen hatte in den letzten Jahren gewaltige Ausmaße angenommen. Die „San Francisco Gay Freedom Day Marching Band" intonierte „California Here I Come". Mehr als 30 000 Teilnehmer, aufgeteilt in 240 verschiedene Gruppen, marschierten an etwa 200 000 Zuschau-

**Homosexuellenparade*, Teilnehmer Dugas**
Die größte Show in der Geschichte der Stadt

ern vorbei. Es war die größte Show, die die Stadt je gesehen hatte.

Homosexuelle Katholiken und Episkopale, Mormonen und Atheisten, die sich in den vergangenen Jahren in verschiedenen Organisationen zusammengefunden hatten, folgten stolz ihren Bannern. Zu den in Berufsgruppen zusammengeschlossenen Homosexuellen gehörten Rechtsanwälte und Gewerkschaftsfunktionäre, Zahnärzte und Ärzte, Buchhalter und Angestellte der Telephongesellschaft. Andere Kontingente bestanden aus Schwarzen, Latinos und Indianern.

Lesbierinnen, die sich als Nonnen verkleidet hatten und sich „Schwestern der ewigen Wollust" nannten, zeigten sich an diesem Tag zum erstenmal der Öffentlichkeit. Schwule Landstreicher aus Phoenix und Denver marschierten hinter homosexuellen Cowboys vom „Reno Gay Rodeo", die auf ihren Pferden die Market Street hinunterritten, die Flaggen von Nevada und Kalifornien schwenkten, aber auch die Regenbogenflagge, das Symbol der Schwulen in Kalifornien.

Radikalen Verfechtern der Liberalisierung der Homosexualität behagte die karnevalistische Umtriebigkeit dieses Aufmarsches nicht. Schließlich sollte nach ihrer Meinung mit dieser Veranstaltung der Unruhen von 1969 gedacht werden, als die New Yorker Polizei Razzia im Homosexuellenlokal „Stonewall Inn" gemacht und die Gäste schikaniert hatte;

* Am 29. Juni 1980 in San Francisco.

damals entstand die Befreiungsbewegung der Homosexuellen (Gay Liberation Movement), die sich ein besonderes Vergnügen daraus machte, das gutbürgerliche Amerika der siebziger Jahre außer Fassung zu bringen.

Damals zog es die Homosexuellen besonders nach San Francisco. Die Stadt erlebte den stärksten Zustrom seit den Zeiten des Goldrausches. In den Jahren 1969 bis 1973 ließen sich mindestens 9000 homosexuelle Männer in San Francisco nieder, und von 1974 bis 1978 folgten ihnen weitere 20 000. Dann kamen 5000 im Jahr, so daß sich in San Francisco schließlich zwei von fünf erwachsenen Männern offen zur Homosexualität bekannten.

„Sie machten sich ein Vergnügen daraus, das gutbürgerliche Amerika außer Fassung zu bringen."

Homosexuelle in San Francisco

Noch vor wenigen Jahren hatten es die Bewohner der Castro Street nicht durchsetzen können, daß ihre Kanalisation gereinigt wurde. Jetzt aber, 1980, waren die Homosexuellen die wichtigste Wählergruppe in der Stadt. Sie stellten ein Viertel aller Wahlberechtigten. Bill Kraus war jetzt Präsident der mächtigsten Basisorganisation in San Francisco, des „Harvey Milk Gay Democratic Club", benannt nach dem 1978 ermordeten Kreisverwaltungschef Harvey Milk.

In zwei Wochen würde Bill Kraus als Delegierter zum Demokratischen Nationalkonvent nach New York gehen, wo noch 70 weitere homosexuelle Delegierte aus 20 Staaten zu erwarten waren. In San Francisco hatten die Homosexuellen jetzt einen politischen Einfluß, der weit über das hinausging, was sie mit ihren etwa 70 000 Stimmen in einer Stadt mit 650 000 Einwohnern erwarten durften.

★

Gouverneur Edmund G. Brown jr. hatte in einer öffentlichen Erklärung die Bedeutung der „Freiheitswoche der Homosexuellen" im ganzen Staat anerkannt, und Abgeordnete in der Legislative von Kalifornien ergriffen ebenso wie städtische Beamte auf der Massenversammlung der Homosexuellen das Wort. Den Homosexuellen selbst kam es darauf an, zu zeigen, daß sie öffentliche Anerkennung verdienten.

Bei der Blutbank wußte man zum Beispiel, daß es sich lohnte, mobile Einheiten zum Sammeln von Blutspenden dorthin zu schicken, wo viele Homosexuelle zusammenkamen. Diese Leute waren sich ihrer Bürgerpflichten offenbar durchaus bewußt. 1980 spendeten sie in San Francisco fünf bis sieben Prozent des für Konserven bestimmten Blutes.

Wie viele schwule Aktivisten hatte auch Cleve Jones Vorbehalte gegen den Rummel anläßlich der Schwulenparade. Ihm war klar, daß die Revolution der Homosexuellen bestenfalls die Hälfte ihrer Ziele erreicht hatte. Gewiß, für einen Schwulen, der aus Des Moines geflohen war, bot San Francisco schier unvorstellbare Freiheit. Er wußte aber auch, daß die Möglichkeit, eine Bar für Schwule zu besuchen, noch keine echte Freiheit war. Befand man sich auf dem richtigen Weg?

Während Strategen wie Bill Kraus die Zukunft der Homosexuellen im politischen Engagement zu finden glaubten und Straßenaktivisten wie Cleve Jones begeisterte Reden darüber hielten, widmeten sich die homosexuellen Ärzte anderen Zukunftsperspektiven. Sie hatten sich am Wochenende der Parade zu einer Konferenz zusammengefunden. Wie viele seiner Kollegen machte sich Dr. David Ostrow aus Chicago große Sorgen.

Der Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten erwies sich als Sisyphusarbeit. Ostrow war Direktor der „Howard Brown Memorial Clinic", die für homosexuelle Männer eine Art Zuflucht war, wenn sie die spöttischen Bemerkungen der Ärzte in anderen Krankenhäusern Chicagos vermeiden wollten.

Erhebungen in Ostrows Klinik hatten gezeigt, daß jeweils einer von zehn Patienten an infektiöser Leberentzündung (Hepatitis B) erkrankt war. Mindestens die Hälfte der in der Klinik untersuchten homosexuellen Männer hatten Laborbefunde, die darauf schließen ließen, daß sie schon einmal mit Hepatitis B infiziert waren.

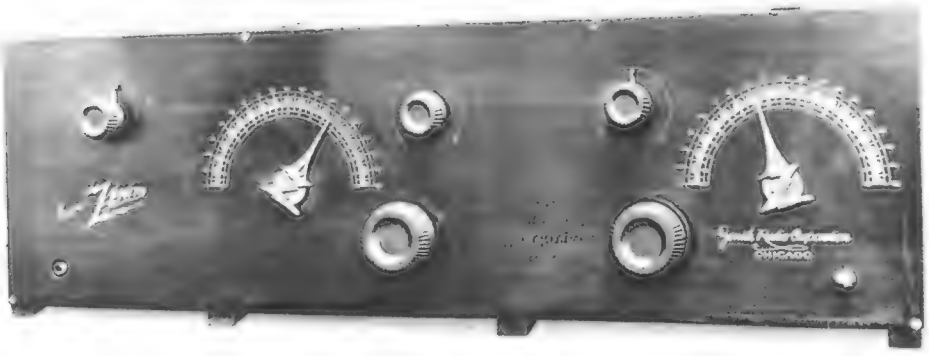
In San Francisco hatten zwei Drittel der homosexuellen Männer diese an den Körperkräften zehrende Krankheit durchgemacht. Für einen Homosexuellen, der in einer typischen großstädtischen Schwulengegend lebte, war eine Hepatitis-Infektion im Verlauf von fünf Jahren praktisch gar nicht vermeidbar.

Ein weiteres Problem waren Darmkrankheiten wie Amöbiasis und Lambliasis. In New York, wo Dr. Dan William als medizinischer Direktor des „Gay Men's Health Project" tätig war, litten 30 Prozent der Patienten unter solchen Parasitenplagen. In San Francisco war das „Homosexuellen-Darmsyndrom", wie es in medizinischen Fachzeitschriften genannt wurde, nach 1973 gehäuft aufgetreten – Zunahme: 8000 Prozent.

Die Infektion mit diesen Parasiten war wahrscheinlich die Folge des Analverkehrs, bei dem der Mann mit den Fäkalien seines Partners in Berührung kommt. Die Ansteckung ließ sich angesichts der damals üblichen Praxis des „Rimming" nicht vermeiden. In den medizinischen Fachzeitschriften wurde das „Rimming" dezent als eine „Kombination von Oral- und Analverkehr" bezeichnet.

Das Besorgniserregende an dieser Entwicklung war der Umstand, daß sich kaum ein Homosexueller durch diese Infektionswelle beunruhigt fühlte. Seit Dan William bei der Gesundheitsbehörde arbeitete, las er seinen Patienten die Leviten wegen der Gefahren nicht behandelter Geschlechtskrankheiten und vor allem wegen so riskanter Praktiken wie „Rimming". Aber es gab „Stammkunden", die sich immer wieder infizierten und nur zu Dan William kamen, um sich durch ein paar Injektionen wieder fit machen zu lassen.

Die Promiskuität gehörte wie selbstverständlich zur Homosexuellenbewegung, und seine guten Ratschläge kamen, wie der Texaner sich auszudrücken beliebte, dem Versuch gleich, gegen den Wind zu pissen. Er riet seinen Patienten, sich doch wenigstens Elizabeth Taylor zum Vorbild zu nehmen und sich in „serieller Monogamie" mit jeweils nur einem Sexpartner zu begnügen. Solche Affären müßten ja nicht ewig dauern, man



Super Zenith,
erstes Radio von 1918

So sah vor 70 Jahren das erste Zenith-Gerät aus, nachdem 1918 Ralph Matthews und Karl Hassel in Chicago die Zenith Radio Corporation gegründet hatten. Es war ein Radioempfänger, der für damalige Verhältnisse so leistungsfähig war, daß die Produktion bis 1924 auf ein Gerät pro Tag gesteigert werden konnte.
Seitdem hat Zenith seine Rolle als Hersteller leistungsfähiger elektronischer Geräte nicht wieder aufgegeben. Immer wieder ist es den Zenith-Ingenieuren gelungen, bahnbrechende Erfindungen zu entwickeln, die modernste Technologie für den Anwender nicht nur nutzbar, sondern auch erschwinglich machte.

**1926** Zenith erfindet das erste Radio, das am Wechselstrom-Netz betrieben werden kann.

**1927** Zenith erfindet die Stations-Taste, mit der ein Sender auf Knopfdruck eingestellt werden kann.

**1934** Zenith erfindet die Einknopf-Abstimmung, mittels derer durch Drehen eines einzigen Knopfes die Sender gewählt werden und wie sie bis heute üblich ist.

**1940** Zenith nimmt die erste kommerzielle UKW-Station der Welt in Betrieb und ermöglicht damit den Durchbruch der Frequenzmodulation als Übertragungsverfahren.

**1941** Zenith baut das erste Kofferradio, das tragbar und batteriebetrieben ist. Dieses Gerät wurde als wichtigstes Kommunikationsmittel zur Polarexpedition von Donald B. MacMillan gewählt.

**1948** Zenith stellt dem Markt das erste Fernsehgerät vor: ein Schwarz-weiß-Gerät mit einer runden Bildröhre.

**1950** Zenith erfindet die Infrarot-Fernbedienung für Fernsehgeräte.

**1960** Zenith ist größter amerikanischer Hersteller von Fernsehgeräten. Jeder dritte amerikanische Fernseher ist ein Zenith.

**1971** Zenith erfindet ein völlig neues Verfahren, um die Farbdarstellung an Farbbildröhren (Beamer) erheblich zu verbessern.

**1979** Zenith gründet den Geschäftsbereich Zenith data systems und stellt seinen ersten 8-bit Microcomputer vor, den Z-89.

**1981** Zenith entwickelt den Z-110, einen 8- und 16-bit Computer, der zu den damaligen Standards höchste Kompatibilität bietet.

**1983** Zenith ist der erste namhafte Hersteller der Welt, der einen vollkompatiblen PC herstellt, den Z-151 und den Portable Z-161.

**1985** Zenith stellt seinen Z-248 dem Markt vor, den ersten 80286-PC mit Null-Wartezyklen-Technologie.

**1986** Zenith erfindet das Supertwisted-LCD, wie es bis heute in den Portables Z-180 eingebaut ist und bisher in Größe und Darstellungsqualität noch von keinem anderen Hersteller gezeigt wird.

**1987** Zenith ist erster Hersteller der Welt, der einen vollkompatiblen PC mit 80386 Prozessor und echtem 32-bit Bussystem baut. Eine Leistung, die ebenfalls bis heute unerreicht blieb.

**1988** Zenith beginnt die Massenproduktion des FTM-Monitors, eines Farbbildschirmes, der vorne völlig flach ist und aufgrund neuer Technologien bisherige Farbmonitore hinsichtlich Kontrast und Helligkeit um fast das Doppelte überbietet.

Auch jetzt nach 70 Jahren ist es unser Ziel, neueste Forschungsergebnisse der Elektronik in bezahlbaren Anwendernutzen umzusetzen. Über 37000 Mitarbeiter in 30 Produktionsstätten rund um die Welt arbeiten an diesem Ziel. Denn Erfolg ist schließlich eine Geschichte, die nicht von ungefähr kommt.
Wenn Sie wissen wollen, welchen Nutzen Ihnen die technologisch führenden PC's von Zenith bringen, dann schreiben Sie uns oder rufen Sie an. Wir senden Ihnen gern einen Übersichtsprospekt und nennen Ihnen die Adresse eines Zenith-Fachhändlers ganz in Ihrer Nähe, der Sie über Einsatzmöglichkeit und Anwendungen gern ausführlich berät.

Zenith Z-386 mit FTM-Monitor, der leistungsstärkste unter den Zenith PC's

ZENITH | data systems

**Die 100% Computer**

Zenith data systems GmbH, Robert-Bosch-Str. 32-38
6072 Dreieich-Sprendlingen
Telefon: 0 61 03/39 05-0, Telefax: 0 61 03/3 19 31, Telex: 417986

Besuchen Sie uns auf der CeBIT'88 in Hannover, vom 16.-23.03.88, Halle 7, Stand C22

wisse aber, in welchem Bett man morgens aufwacht.

Die Befreiungsbewegung der Homosexuellen hatte es mit sich gebracht, daß Dampfbäder und Sexklubs wie Pilze aus der Erde schossen. Vom rein medizinischen Standpunkt waren das gefährliche Brutstätten für alle möglichen Infektionskrankheiten.

Eine Untersuchung in Denver ergab, daß ein Saunabesucher durchschnittlich 2,7 Sexualkontakte in der Nacht hatte und daß jeder dritte damit rechnen mußte, sich mit Tripper oder Syphilis zu infizieren. In Seattle wurde ermittelt, daß 69 Prozent der an Shigellose, einer ruhrähnlichen Infektion, erkrankten Männer ihre Partner in Badehäusern kennengelernt hatten.

„Die Seuche zerriß das Leben in zwei Abschnitte, ähnlich wie ein Krieg: vorher und danach."

US-Ärzte Weisman, Gottlieb

Dan William in einem Interview mit dem New Yorker Homosexuellen-Magazin „Christopher Street": „Vor 20 Jahren haben es pro Nacht vielleicht 1000 Männer in den New Yorker Saunen oder Parks sexuell miteinander getrieben. Heute sind es 10 000 oder 20 000 – in den Dampfbädern, den Hinterzimmern der Bars, in den Pornokinos, den Vorortzügen und wo sonst noch. Das Übermaß an Gelegenheiten erzeugt Gefahren für die öffentliche Gesundheit, die mit jedem neuen Dampfbad zunehmen."

Solche Kommentare waren in der Schwulenszene natürlich politisch unerwünscht, und William mußte es sich gefallen lassen, als „Monogamist" angeprangert zu werden. Selbstkritik gehörte nicht zu den Stärken einer gesellschaftlichen Gruppe, die nach Jahrhunderten der Unterdrückung begann, ein neues Selbstbewußtsein zu entwickeln. Was würde geschehen, wenn irgendeine neue ansteckende Krankheit einige Männer dieser promiskuitiven Gemeinschaft befiel?

Leute wie Bill Kraus und Cleve Jones, Dan William und David Ostrow hatten mit der homosexuellen Befreiungsbewegung Triumphe erlebt, wie sie sie niemals zu erhoffen gewagt hatten. Doch die Zukunft würde sie vor Herausforderungen stellen, die jenseits all dessen lagen, was sie jemals gefürchtet hatten. Für sie und für Millionen anderer – und zu ihnen gehörten viele, die glaubten, sie hätten mit dieser Art Leben in San Francisco nichts zu tun – war dies ein Jahr der letzten ungetrübten Erinnerungen.

Die Seuche sollte das Leben vieler Menschen in zwei Abschnitte zerreißen, ähnlich wie ein großer Krieg oder eine Depression einen allgemein anerkannten Bezugspunkt darstellt, an dem sich eine ganze Gesellschaft orientiert: vorher und danach. Vorher, das bedeutete Unschuld und Exzeß, Idealismus und Hybris. Doch vor allem war es eine Zeit, in der man noch nicht an den Tod denken mußte. Aber der Tod drängte sich bereits durch die Menge wie ein rücksichtsloser Tourist, der einen günstigen Platz ergattern will.

In der kühlen Abendbrise lichtete sich die Menschenmenge im Stadtzentrum, aber nun zog es Tausende von Homosexuellen zu den großen Diskoparties, die den Höhepunkt der Feier bildeten. Da gab es die „Heatwave" im Japantown Center, Eintritt 25 Dollar, die „Muscle Beach Party", die tolle „Dreamland Disco" und „Alive", ein fetziges Tanzlokal nur einige Häuserblocks davon entfernt. Am heißesten würde es wohl, das ahnte Gaetan Dugas, bei den 4000 Männern zugehen, die sich im schicken „Galleria Design Center" versammelten. Dort hatte die Party gerade begonnen, als der Steward und sein Freund durch die Tür kamen, alles vibrierte schon im Disko-Rhythmus. Wie auf allen solchen Parties gab es reichlich Kokain und andere Aufputschmittel, „Poppers" genannt.

Hier auf der Tanzfläche fühlte sich Gaetan Dugas ganz in seinem Element. Er zog sein T-Shirt aus und holte mit schnellem, sicherem Griff aus der Tasche seiner Blue jeans ein Fläschchen Nitritlösung zum Inhalieren. Sein gut proportionierter Oberkörper war mit feinen blonden Härchen bedeckt. Er fühlte sich stark und vital.

Er hatte durchaus nicht das Empfinden, an Krebs erkrankt zu sein.

Das hatte ihm vor ein paar Wochen der Arzt eröffnet, der ihm diese Warze aus dem Gesicht geschnitten hatte. Gaetan wollte diesen kleinen purpurfarbenen Knoten nur aus Eitelkeit entfernen lassen, aber der Arzt ließ das Gewebe untersuchen. Der Befund besagte, es handele sich um ein Kaposi-Sarkom, einen ausgefallenen Hautkrebs, der sehr selten vorkomme. Damit war vielleicht auch zu erklären, weshalb seine Lymphknoten schon seit einem Jahr geschwollen waren. Zuerst war Gaetan entsetzt, aber dann tröstete er sich mit der Zuversicht, daß der Krebs zu besiegen sei.

Gaetan spürte die Wirkung der Inhalation im ganzen Körper, ein Hochgefühl, das nicht nur für diese Party reichte. Aber es gab ja noch die Saunabäder. Er kannte sie alle. Die „Club Baths" waren mit Sicherheit gut besucht. Dort trafen sich diese angelsächsischen Männer, die so gut gebaut, so kräftig und so amerikanisch waren. Die „Fantasy Rooms" im „Hothouse" waren faszinierend, aber auch in den „Bulldog Baths" konnte man mit einer aufregenden Party rechnen.

Der Sommer hatte eben begonnen. Das Strandleben auf Fire Island vor New York und die Parties in Los Angeles lagen noch vor ihm.

Später, als die Forscher Gaetan Dugas als den „Patienten Null" bezeichneten, rekonstruierten sie die Reiseroute des Stewards während jenes Sommers und blätterten sein Notizbuch durch, um die bizarren Umstände und die einmalige Rolle zu ergründen, die der gutaussehende junge Mann bei der Verbreitung der Seuche gespielt hatte.

## Fire Island, New York, August 1980

Larry Kramer dachte darüber nach, wie seltsam die Stimmung in diesem Sommer war. Die Leute sprachen offenbar nur noch von den Darmparasiten, die ihnen zu schaffen machten. Das Tischgespräch drehte sich immer wieder um die verschiedenen Behandlungsmethoden, mit denen man diese hartnäckigen kleinen Organismen loswerden könnte. Es war so, als belauschte man ein paar ältere Damen,

# Merrill Lynch: Der Zeitpunkt ist richtig für Festverzinsliche Wertpapiere.

Merrill Lynch ist eine der führenden Investmentbanken der Welt und hat eine bedeutende Position im Handel mit Festverzinslichen US-Wertpapieren und quellensteuerfreien Anleihen in den wichtigen Währungen am Euro-Markt.

Anleger, die bereit sind, ein kalkulierbares Risiko einzugehen, informieren wir gern über die verschiedensten Zinsdifferenzstrategien. Die Anlage in hochverzinsliche Wertpapiere, finanziert mit einem günstigen Lombardkredit von Merrill Lynch International Bank in London oder Genf, kann überdurchschnittliche Renditen erwirtschaften. Wir erklären Ihnen auch die damit verbundenen Risiken.

Wenn Sie unsere guten Gründe kennenlernen wollen, in welche Festverzinslichen Wertpapiere und warum Sie zum jetzigen Zeitpunkt investieren sollten, rufen Sie uns an.

Minimum-Anlage: DM 100.000.

Die Merrill Lynch AG ist die Repräsentanz der internationalen Merrill Lynch Gruppe in Deutschland.

Telefon: Berlin (030/7916742), Düsseldorf (0211/13610), Frankfurt (069/71530), Köln (0221/231134), Hamburg (040/321491), München (089/413050), Stuttgart (0711/22200).

Bei Einsendung des Coupons schicken wir Ihnen auch gerne unsere Analyse zum Thema „Festverzinsliche Wertpapiere".

Merrill Lynch AG, Postfach 4126, 4005 Meerbusch Sp 229
Senden Sie mir bitte Informationen über Festverzinsliche Wertpapiere

Name: _____

Straße: _____

Ort: _____

Telefon: _____

**Merrill Lynch**

# Bistro-Besitzerin Engel macht sonnige Umsätze: neuen Passat geleast. Bistro rundum renoviert.

Waren Sie in letzter Zeit mal im Bistro von Frau Engel? Also ehrlich. Einfach toll geworden. Kein Vergleich zu früher. „Alles eine Frage der Kalkulation", meint Frau Engel, „und ein neuer Firmenwagen war auch noch drin." Wie sie das gemacht hat? Ganz einfach. Den neuen Passat hat Frau Engel geleast und von dem gesparten Kaufpreis ihr Bistro in ganz neuem Glanz erstrahlen lassen.

Der Tip kam von V.A.G Leasing, Deutschlands größter Auto-Leasing-Gesellschaft. „Eine clevere Sache", so Frau Engel. „Erstens zahle ich nicht den vollen Kaufpreis, sondern nur für das, was ich während der Vertragszeit nutze. Tja, und das kann ich sogar noch steuerlich voll absetzen. Die Leasing-Raten bleiben konstant, solange der Vertrag läuft. Und zweitens kümmert sich V.A.G Leasing mit dem Full-Service-Vertrag auch noch um solche Dinge wie Steuer, Versicherung, Wartung, Reparaturen, Schadenabwicklung und Reifenersatz."

Na dann, gute Geschäfte in Ihrem neuen Bistro, Frau Engel.

Besuchen Sie einen der 3.300 V.A.G Partner für Volkswagen und Audi. Damit Sie erfahren, wie gut Sie mit V.A.G Leasing fahren.

V·A·G **V.A.G Leasing**
Mit uns können Sie rechnen.

BTX: * 45446 #

die sich auf einer schattigen Parkbank in Miami über ihre Arthritis unterhielten.

Am späten Abend besuchte Larry den Eispalast, wo das nie endende Fire-Island-Sommerfest in vollem Gange war. Als er sich zaghaft durch den Eingang drängte, sah er, wie der „Marlboro Man" lässig durch die Disko schlenderte. Der Anblick von Paul Popham, der so gut aussah und so selbstsicher wirkte, beeindruckte Larry so stark, daß ihm der Atem stockte wie jemandem, der zum erstenmal einem leibhaftigen Filmstar begegnet. Überall, wo Paul erschien, gehörte er automatisch zu den am meisten beachteten Leuten. Hier auf der Insel bewohnte er das gleiche Haus wie Enno, Nick und einige andere auffallend schöne Männer.

„Zwei homosexuelle Patienten mit denselben Symptomen hatten gemeinsame Freunde. Das war unheimlich."

Patient mit Kaposi-Sarkom, Ärztin Linda Laubenstein

Larry paßte in diesem Sommer eigentlich nicht hierher. Der schwule Besitzer eines Lebensmittelgeschäfts hatte ihm einen bösen Blick zugeworfen, als er sich Orangensaft kaufte. „Du versuchst, den Leuten die Insel zu verekeln", sagte er mürrisch. „Warum bist du überhaupt hierher gekommen?" Larry Kramer hatte diese Antipathie einem Buch zu verdanken, das er über das Leben der Homosexuellen in New York und auf dieser Insel geschrieben hatte.

Alles daran, vom Titel „Faggots" (Schwule) bis zu den anschaulichen Schilderungen des Hedonismus längs der Achse Greenwich Village/Cherry Grove, hatte die Empörung der schwulen Kritiker und eben jener Leute ausgelöst, deren Milieu Larry hatte darstellen wollen. Die einzige auf Schwulenliteratur spezialisierte Buchhandlung in Manhattan hatte den Roman aus ihren Regalen verbannt.

In „Faggots" wurde jeder dunkle Winkel der Subkultur ausgeleuchtet, die sich im hitzigen Befreiungsrausch der Homosexuellen entfaltet hatte. Beschrieben wurden die von Drogen aufgepeitschte Euphorie in den Diskos, die nächtlichen Orgien in den piekfeinen Lokalen der Upper East Side und der Faustfick im „Toilet Bowl", einer der vielen Sexbars in Manhattan, wo jede exotische Spielart der Sexualität mit Hingabe praktiziert wurde.

„Warum müssen Schwule so verdammt viel ficken?" hatte Larry geschrieben. „Als hätten wir nichts anderes zu tun . . . In unserem Getto tun wir nichts anderes als tanzen, Drogen nehmen und ficken . . ." Am Schluß sagt Larrys Romanheld seinem ungetreuen Partner, alles müsse sich ändern, „bevor du dich zu Tode fickst". Das Buch war eine Sensation, aber mit seinem Erscheinen war Larry auf der Insel zur Persona non grata geworden, und so kam er nur noch selten.

Es war schon nach ein Uhr morgens, als er sah, wie Paul Popham einen hübschen Freund auf die Tanzfläche führte. Es war die Zeit, da die Schönen den Eispalast aufsuchten. Das Leben auf dieser langen Sanddüne im Atlantik wurde, wie Larry wußte, von Lüstlingen und Schlemmern des gleichen Schlages beherrscht.

Die Nachmittage verbrachte man am Strand. Es folgte ein leichtes Abendessen und dann vielleicht ein Nickerchen, und bevor man die jeweils beliebteste Disko der Saison aufsuchte, nahm man an irgendeiner ausschweifenden Party teil. Vor zwei Uhr morgens erschien niemand, der etwas auf sich hielt, im Eispalast. Deshalb brauchte man, um wach zu bleiben, irgendeine Droge. War man erst richtig aufgeputscht, hatte man Schwierigkeiten mit dem Einschlafen. Deshalb ging man anschließend zum „Meat Rack", einem Wäldchen, und kam erst nach Hause, wenn die Sonne über den Dünen aufging.

Gelegentlich verglich der Schriftsteller Larry Kramer das Leben der Schwulen in New York mit dem in San Francisco. Die Homosexuellen in New York hatten es nie erreicht, einen solchen Einfluß zu gewinnen und so respektiert zu werden wie die Kalifornier. Es ging ihnen mehr darum, eine bessere Disko einzurichten als eine bessere Gesellschaftsordnung aufzubauen. In New York erschöpfte sich die Homosexualität in der Frage, was man am Wochenende unternahm.

Paul Popham hatte Larry Kramer im Eispalast gesehen und kurz daran gedacht, sich „Faggots" noch einmal vorzunehmen. Er hatte bisher nur 20 oder 30 Seiten gelesen, das Buch aber dann gelangweilt beiseite gelegt. Paul ließ seine Blicke über die Tanzfläche schweifen und sah sich die Creme der New Yorker Schwulengesellschaft an, die gutgebauten, schnurrbärtigen Männer, die so schön waren, daß man fürchten mußte, sie könnten sich in Nebel auflösen, wenn man sie zu intensiv anstarrte.

Paul bedauerte jetzt, daß er seinen Anteil an dem verwahrlosten alten Haus am Ocean Walk nicht besser genutzt hatte. Enno hatte die Wohnung seit Jahren gemietet; Paul war dieses Jahr eingezogen und hatte das Zimmer von Rick Wellikoff, seinem besten Freund, übernommen.

Rick hatte im September erwähnt, daß er hinterm Ohr eine seltsame Schwellung habe. Er hatte damit nicht zum Arzt gehen wollen, aber Paul überredete ihn, den Dermatologen an der Universität aufzusuchen, der ihn selbst wegen einer hartnäckigen Schuppenflechte behandelte. Nun waren Paul und Rick wie vor den Kopf geschlagen, als es hieß, Rick habe Krebs.

Als Rick Wellikoff wegen der Blutuntersuchungen zu Dr. Linda Laubenstein überwiesen wurde, stellte die Ärztin einen unspezifischen Hautausschlag, der auf keine Behandlung ansprach, und vergrößerte Lymphknoten am ganzen Körper fest. Sie vermutete, daß der Patient an Lymphknotenkrebs erkrankt sei. Aber später sagte ihr der Dermatologe, es handele sich um einen Hautkrebs mit der Bezeichnung Kaposi-Sarkom.

„Was zum Teufel ist das?" fragte die Ärztin. Sie brauchte nicht lange, um sich darüber zu informieren, denn die medizinische Fachliteratur zu diesem Thema war nicht sehr umfangreich. Die Krebsart wurde 1871 bei männlichen Bewohnern der Balkan- und Mittelmeerländer entdeckt. In medizinischen Fachbüchern des vergangenen Jahrhunderts sind 500 bis 800 Fälle dokumentiert.

Gewöhnlich waren es Italiener und Juden im fortgeschrittenen Lebensalter, die an diesem Krebs erkrankten. 1914 wurde

AEBI&PARTNER

**PATRICIA HIGHSMITH,** Schriftstellerin, auf Alu-Cair, (Design: Charles Eames). Vitra, Weil am Rhein, 07621/70 20.

vitra

das Kaposi-Sarkom, abgekürzt KS, zum erstenmal in Afrika festgestellt. Dort ergaben Untersuchungen, daß es bei den Bantus der am häufigsten auftretende Tumor war. Die Krankheit ließ sich jedoch nur innerhalb bestimmter geographischer Grenzen in der Savanne Zentralafrikas feststellen; die KS-Patienten machten dort zehn Prozent aller Krebsfälle aus. Im Normalfall entwickelte der Erkrankte schmerzlose purpurfarbene Läsionen und starb sehr viel später, und zwar meist an irgend etwas anderem.

„Es ging ihnen mehr darum, eine bessere Disko einzurichten als eine bessere Gesellschaft aufzubauen."

Schriftsteller Kramer, Homosexuellen-Treff Fire Island

Angesichts der Tatsache, daß diese Krebsart so selten vorkam und nun ein junger Mann, der zudem nicht aus einem Mittelmeerland stammte, daran erkrankt war, hielt Dr. Laubenstein es für ratsam, Rick auch weiterhin genau zu beobachten; sie weihte auch andere Ärzte in den Fall ein.

Zwei Wochen später wurde sie von einem Kollegen am New Yorker „Veteran's Administration Hospital" angerufen. „Sie werden es nicht glauben, aber wir haben hier einen zweiten Fall", sagte der Arzt. Linda Laubenstein fuhr sofort hin. Der Fall dieses Kaposi-Patienten schien ähnlich zu liegen wie der von Rick. Der Patient war 37 Jahre alt, homosexuell, und wie es der Zufall wollte, hatten er und Rick gemeinsame Freunde. Das war unheimlich.

Beide erwähnten den Angestellten einer kanadischen Luftfahrtgesellschaft, der einen ungewöhnlichen Namen hatte; Linda Laubenstein behielt ihn im Gedächtnis. „Gaetan. Sie sollten mit Gaetan sprechen", hatten die ersten beiden homosexuellen Männer in New York, bei denen ein Kaposi-Sarkom festgestellt worden war, der Ärztin gesagt. „Sie sollten mit Gaetan sprechen, er hat auch diesen Ausschlag."

## Kopenhagen, September 1980

Keuchend und nach Atem ringend kämpfte der 36jährige Patient in seinem kleinen, sauberen Zimmer im „Rigshospitalet" gegen das Ersticken an. Seine Handflächen hatten sich aus Mangel an Sauerstoff bläulich verfärbt. Auf dem Krankenblatt, das am Fußende seines Bettes hing, wurde seine Krankheit als unspezifisch bezeichnet. Die Mediziner hatten keine befriedigende Diagnose stellen können. Der behandelnde Arzt, Jan Gerstoft, konnte nicht viel mehr tun als zusehen, wie sein Patient starb.

Gerstoft wußte, warum der Mann so verzweifelt um Sauerstoff rang. Mikroskopisch kleine Protozoen hatten sich in den Lungenbläschen des Mannes angesiedelt. Das feuchtwarme, tropische Klima der Lungen bot den „Pneumocystis carinii" offenbar ideale Lebensbedingungen.

Diese Protozoen waren nach dem brasilianischen Wissenschaftler Dr. Carini benannt, der sie 1911 bei Meerschweinchen festgestellt hatte. Drei Jahre später fanden Ärzte am Pasteur-Institut in Paris, daß diese Organismen sich auch in den Lungen ganz gewöhnlicher Ratten aufhielten. 1942 wurden sie in Menschen nachgewiesen: Protozoen gehören zu den Zehntausenden von Mikroben, die überall auf der Erde vorkommen und von einem normal funktionierenden menschlichen Immunsystem ohne weiteres in Schach gehalten werden.

Als die moderne Medizin entdeckte, wie man das Immunsystem ausschalten kann, um zu verhindern, daß der Körper transplantierte Nieren oder Herzen wieder abstößt, flammten sporadisch Pneumocystis-Infektionen auf, vor allem in der Lunge. Die Krankheit verschwand jedoch prompt, sobald die Funktionsfähigkeit des Immunsystems wiederhergestellt war.

Dann versteckte sich die Mikrobe wieder irgendwo in den medizinischen Lehrbüchern und wurde dort als einer von vielen tausend bösartigen Mikroorganismen aufgeführt, die das menschliche Leben ständig bedrohen, aber so lange unschädlich im Verborgenen ruhen, bis sich ihnen die Gelegenheit bietet, zu gedeihen und sich zu vermehren.

Die Entwicklung des Menschen zu einer Spezies, die auf verschiedenen Kontinenten und in verschiedenen Klimazonen überleben kann, ist wesentlich seiner Fähigkeit zuzuschreiben, Immunität gegen Krankheiten zu entwickeln. Doch diese im Lauf der Entwicklungsgeschichte erworbene Fähigkeit war dem Mann verlorengegangen, der in den Herbsttagen des Jahres 1980 in Kopenhagen langsam erstickte. Irgend etwas hatte sein Immunsystem derart geschwächt, daß sich die Pneumocystis-Mikrobe in seinen Lungen angesiedelt und stark vermehrt hatte.

Was war mit dem Immunsystem des Mannes geschehen, und wie konnte man ihm helfen? Trotz zahlreicher Tests ließ sich nicht erklären, weshalb sich die Protozoen in den Lungen so stark vermehrt hatten. In seiner Krankengeschichte ließ sich nichts Auffallendes finden.

Er arbeitete als Agraringenieur in der dänischen Milchindustrie. 1979 war er in New York gewesen und hatte an einem Lehrgang über die Handhabung moderner Melkmaschinen teilgenommen. Er war homosexuell, aber in Kopenhagen, einer der Städte, in denen sich Schwule am wohlsten fühlen konnten, war das nichts Ungewöhnliches.

## New York City, 31. Oktober 1980

Gespenster huschten durch die Straßen von Greenwich Village, gefolgt von klappernden Skeletten, die in der Halloween-Parade ihren unheimlichen Totentanz aufführten. Der Tag vor Allerheiligen war schon seit Generationen ein besonderer Feiertag für die Homosexuellen. Soziologen erklären das damit, daß sie bei diesen Umzügen Gelegenheit hatten, ihre Identität hinter Masken zu verbergen.

Auf den Maskenbällen und Parties wurde an diesem Abend ausgelassen gefeiert. Im „Flamingo", einem der exklusivsten privaten Klubs, amüsierte sich auch Jack Nau und versuchte, hinter den Masken seine Freunde zu entdecken. Sein Partner Paul Popham war verreist, um so größer war die Versuchung. Ein blonder Mann erwiderte seinen suchenden Blick mit einem gewinnenden Lächeln, und schon bald waren Jack Nau

und Gaetan Dugas zusammen in der Dunkelheit verschwunden.

Stadteinwärts, in der Columbus Avenue, erbrach Nick in dieser Nacht eine klare, gelbliche Flüssigkeit. Am nächsten Morgen stellte ein Neurologe am Gehirn des jungen Mannes drei massive Läsionen fest. Nick wurde auf die Seite gedreht. Auf seinen grauen Augen hatte sich ein milchigweißer Film gebildet, die rechte Gesichtshälfte schien erschlafft. Er hatte hohes Fieber. Die Ärzte sagten, Nick sterbe schon seit einem Jahr im Zeitlupentempo.

Auch Wunderheiler hatten ihm nicht helfen können. Nicks ganzes Skelett schien sich zusammenzurollen. Der Oberkörper war nach vorn gekrümmt, die Schultern waren eingezogen und zusammengerückt – als werde er gezwungen, wieder die Stellung des Embryos im Mutterleib einzunehmen.

Es war wirklich eigenartig, daß zwei so gute Freunde wie Nick und Rick gleichzeitig krank waren. Auch die rasche Verschlechterung des Zustandes von Rick Wellikoff stellte Ärzte wie Freunde vor ein Rätsel. Das Kaposi-Sarkom nahm gewöhnlich einen anderen Verlauf, aber das änderte nichts an der Tatsache, daß Rick im Sterben lag.

Seine Lungen füllten sich mit irgendeiner unbekannten Substanz. Die Ärzte wußten nicht, was es war. Sie konnten die Flüssigkeit mit einem Schlauch abzapfen, den sie in die Brust eingeführt hatten. Aber mehr konnten sie nicht tun.

## Los Angeles, November 1980

Endlich ein interessanter Fall. Dr. Michael Gottlieb war nun schon seit vier Monaten Dozent an der Universität von Kalifornien in Los Angeles und hatte noch nichts wirklich Aufregendes erlebt. Unmittelbar nach dem Abschluß seines Studiums in Stanford hatte der 32jährige Immunologe das getan, was ehrgeizige junge Wissenschaftler gewöhnlich tun, wenn sie ihre erste Stelle in einem angesehenen medizinischen Forschungszentrum antreten. Er fing an, mit Mäusen zu arbeiten.

Gottlieb hatte seine eigenen Mäuse aus Stanford mitgebracht und wollte nun feststellen, wie ihr Immunsystem auf radioaktive Bestrahlung reagierte, aber die verdammten Nager starben reihenweise an einer Virusinfektion, die sie sich in Los Angeles zugezogen hatten. Gottlieb war nicht gerade begeistert von dieser Routinearbeit im Labor und bat deshalb seine Kollegen, sich nach einem für ihn interessanten Fall umzusehen. Vielleicht gab es irgendeinen Patienten, dessen Zustand etwas über die Funktionen des Immunsystems verriet.

Es dauerte nicht lange, bis ihm ein Arzt die Krankengeschichte eines jungen Mannes vorlegte, der an einer so schweren Pilzinfektion im Kehlkopf litt, daß er kaum noch atmen konnte. Säuglinge, die mit einer Immunschwäche geboren werden, leiden manchmal an dieser blühenden Candidiasis; sie kommt mitunter auch bei Krebspatienten vor, die eine intensive Chemotherapie durchgemacht haben. Aber bei einem 31jährigen Patienten hatte Dr. Gottlieb so etwas noch nie gesehen.

Die Ärzte untersuchten den jungen Mann, kamen aber zu keinem Ergebnis. Zwei Tage später klagte der Patient, ein Künstler, über Atembeschwerden. Außerdem litt er unter einem leichten Hustenreiz. Um einen bestimmten Verdacht auszuräumen, ersuchte Gottlieb die Pathologen, dem Patienten etwas Lungengewebe zu entnehmen. Das Ergebnis war eine Kombination von Symptomen, wie sie dem jungen Arzt noch nie vorgekommen war. Der Mann hatte eine Pneumocystis-carinii-Infektion.

Gottlieb ging, mit einer Blutprobe im Reagenzglas, zu einem Kollegen ins Labor. Das Spezialgebiet dieses Forschers waren die sogenannten T-Zellen, die kürzlich entdeckten weißen Blutkörperchen, die im Immunsystem des Körpers eine Schlüsselrolle spielen. Gottlieb bat seinen Kollegen, die Zahl der T-Zellen im Blut seines Patienten festzustellen.

Es gibt zwei Arten von T-Lymphozyten, und zwar die T-Helferzellen, welche die spezifischen, alle Infektionen bekämpfenden Zellen aktivieren und ihnen biochemische Instruktionen für die Erzeugung von Antikörpern geben, die dann die in den menschlichen Körper eingedrungenen Mikroorganismen zerstören. Zweitens gibt es die T-Suppressorzellen, die dem Immunsystem sagen, wann die Gefahr vorüber ist.

Der Kollege untersuchte das Blut des Patienten und zählte gewissenhaft die verschiedenen Gruppen von T-Zellen. Das Ergebnis verblüffte ihn. Er konnte keine T-Helferzellen finden. Zunächst glaubte er, einen Fehler gemacht zu haben, und machte deshalb einen zweiten Bluttest – mit dem gleichen Ergebnis.

Was konnte das für eine Krankheit sein, die diese besonderen Lymphozyten aufspürte und abtötete? Gottlieb beriet sich mit seinem Kollegen und erörterte das Problem mit jedem, der Zeit dafür hatte. Niemand konnte ihm einen nützlichen Hinweis geben. Gottlieb las in der Fachliteratur alles, was er über ungeklärte Erkrankungen des Immunsystems finden konnte. Nirgends fand sich eine Erklärung.

Er prüfte auch alle Eintragungen in der Krankengeschichte des Künstlers, der bereits mehrere Geschlechtskrankheiten durchgemacht hatte. Im Gespräch hatte ihm der Patient erzählt, daß er homosexuell sei, aber für Gottlieb bedeutete das nicht mehr als der Hinweis, daß der Mann vielleicht einen Ford fuhr. Wochenlange Nachforschungen brachten Gottlieb keinen Schritt weiter.

Einige Zeit später kam ein junger Mann zu ihm und berichtete, er habe schon längere Zeit eine Pilzerkrankung an den Fingern, leide an Durchfall und Bläschenausschlag (Herpes). Außerdem habe er seit drei Monaten ständig Fieber bis zu 40 Grad Celsius und habe in dieser Zeit 30 Pfund abgenommen. In letzter Zeit sei Kurzatmigkeit hinzugekommen.

Dr. Joel Weisman hatte den Patienten zur Universitätsklinik geschickt in der Hoffnung, man werde dort feststellen können, welche Krankheit ihm so gräßlich zusetzte. Als sich Michael Gottlieb die Testergebnisse ansah, fiel ihm auf, wie sehr die Symptome denen des jungen Mannes glichen, den er kurz zuvor behandelt hatte. Zufällig war auch dieser Patient ein Homosexueller. Die Lungenbiopsie ergab, daß auch dieser Patient an Pneumocystose litt.

Michael Gottlieb spürte die Besorgnis von Joel Weisman, als sie sich mit zwei anderen Spezialisten in Gottliebs Ordinationszimmer in der Universitätsklinik zusammensetzten, um den Fall zu erörtern. Im zur Neige gehenden Jahr waren 20 Männer mit eigenartigen Veränderungen der Lymphknoten in der Praxis von Dr. Weisman erschienen, und genau damit hatten auch die Beschwerden dieser beiden schwer erkrankten Patienten begonnen.

Neueste Untersuchungen zeigten, daß 93 Prozent aller Homosexuellen mit dem Zytomegalievirus infiziert waren, einem Herpesvirus, das man mit Krebserkrankungen in Zusammenhang brachte – wie das Epstein-Barr-Virus, das ebenfalls unter Schwulen grassierte. Vielleicht, meinte Weisman, war das Immunsystem seiner beiden Patienten durch eine Kombination beider Virusinfektionen geschädigt worden. Der menschliche Körper ist nur imstande, eine bestimmte Zahl

**Homosexuelle bei der Halloween-Parade in New York:** Unheimlicher Totentanz

von Viren abzuwehren. Wird sie überschritten, kann es zur Katastrophe kommen.

Weisman war einer der angesehensten homosexuellen Ärzte in Südkalifornien und hatte schon seit einiger Zeit darüber nachgedacht, wie schwule Patienten zu bewegen seien, sich sexuell zu mäßigen. Es war dem Arzt bewußt, daß diese Gruppe von Menschen auf strenge Ermahnungen kaum reagierte. Die eigenartige Mischung aus Tabus und neugewonnener Freiheit hatte ein soziales Klima geschaffen, das den besten Nährboden für aggressive kleine Viren bildete.

Wenn er einem jungen Patienten versicherte, man werde ihn schon wieder gesund kriegen, fragte sich Dr. Joel Weisman insgeheim: „Was haben wir uns nur angetan?"

## Orange County, November 1980

So langweilig waren die kanadischen Winter, daß Gaetan Dugas überglücklich war, als er zum Thanksgiving-Wochenende nach Südkalifornien eingeladen wurde. Das neue Objekt seiner Zuneigung, ein Friseur, freute sich ebensosehr über seine neue Eroberung. Für gewöhnlich begnügte sich der Friseur mit dem „Boom-Boom-Room" in Laguna Beach. Sein Ausflug zum „8709 Club" in West Hollywood war eine Ausnahme, und da hatte er nun gleich diesen prächtigen Steward aufgegabelt, der sich seinerseits umgesehen hatte. Jetzt lag ein wunderbares Wochenende vor ihm. Die Sauna war doch keine so schlechte Einrichtung.

In Gaetans Gesicht hatten sich ein paar neue Flecken gebildet. Die Ärzte hatten gesagt, dafür gebe es keine Behandlung. Aber das machte nichts. Er fühlte sich wohl.

## New York City, Dezember 1980

Dr. Donna Mildvan im „Beth Israel Medical Center" war erschöpft, als sie den Autopsiebericht des deutschen Küchenchefs las, der während der vergangenen fünf Monate ihr Patient gewesen war und dem sie einen großen Teil ihrer Zeit geopfert hatte. Er hatte einen besonders schweren Tod gehabt. Das tückische Zytomegalievirus hatte seinen ganzen Körper überschwemmt. Der 33jährige Mann hatte sich unter Qualen wie eine Kugel zusammengerollt und war schließlich gestorben. Sein Gehirn war geschrumpft wie das eines senilen Greises.

Zwei Wochen später meldete sich ein Pfleger des „Beth Israel Medical Center" in der Ambulanz mit einer Pneumocystose. Zehn Tage später war er tot – auch dieser Mann war homosexuell. Als der Pathologe der Ärztin sagte, daß der Patient sich mit dem Zytomegalievirus infiziert hatte, wurde ihr manches klarer.

Hier gab es zu viele Gemeinsamkeiten. Zwei Männer waren an Infektionen gestorben, die im Normalfall ganz harmlos hätten verlaufen müssen. Diese Viren waren sonst keine brutalen Mörder. Das Immunsystem der Patienten hatte versagt. Das erklärte auch, weshalb zehn weitere homosexuelle Patienten an einer eigenartigen Vergrößerung der Lymphknoten litten. Auch mit ihrem Immunsystem war irgend etwas nicht in Ordnung.

Dr. Mildvan wandte sich an Dr. Dan William, den bekanntesten homosexuellen Arzt der Stadt. Dan William hatte seinerseits „viele Patienten mit Lymphadenopathie" und machte sich Sorgen. Donna Mildvan war überzeugt, daß da ein ganz bestimmter Zusammenhang bestand: „Es gibt eine neue Infektionskrankheit, von der homosexuelle Männer befallen werden."

In der Nacht zum 24. Dezember starb in New York Rick Wellikoff, 37, an der Krankheit, die man später als „Acquired Immune Deficiency Syndrome" bezeichnet hat.

1980 ging zur Neige, das Jahr, in dem „Coal Miner's Daughter" und „The Empire Strikes Back", der zweite Film über den Krieg der Sterne, die besondere Aufmerksamkeit des Kino-Publikums erregten. Das beliebteste Schallplattenalbum war „The River" mit den melancholischen Songs von Bruce Springsteen.

In diesem Jahr hatte sich ein neues Virus auf drei Kontinenten eingenistet. Später angestellte Erhebungen zeigten, daß man Ende 1980 in den Vereinigten Staaten bei 55 jungen Männern eine Infektion mit diesem Virus festgestellt hatte. Zehn weitere waren in Europa infiziert worden, während es in Afrika ungezählte Opfer dieser Krankheit gab. Langsam und fast unmerklich breitete sich diese mörderische Krankheit weiter aus.

---

**Im nächsten Heft**

Wieso erkranken Fixer und Bluter an der „Schwulenpest"? – Schnupperdrogen unter Verdacht – Seuchenforscher machen sich auf die Suche nach dem Erreger – Die Spur führt nach Orange County

**Straßenkämpfe im westjordanischen Nablus:** „Tote Ideen für eine lebendige Sache"

# „Israel weiß nur, was es nicht will"

**Unnachgiebige Araber, ratlose Israelis – die Friedensmission von US-Außenminister George Shultz im Nahen Osten begann fast chancenlos. Wie einst Henry Kissinger wollte er mit hektischer Diplomatie den Durchbruch erzwingen. Die Zerstrittenheit der Regierung in Jerusalem erschwerte die Suche nach einem Kompromiß.**

In der Empfangshalle des Jerusalemer Hilton-Hotels schwebte eine vier Meter große weiße Taube aus Holz und Pappe, im Schnabel einen Olivenzweig – Symbol eines Friedens, an den niemand zu glauben wagte.

Aus seiner Royal Suite im 20. Stock hatte US-Außenminister George Shultz einen weiten Blick auf die arabischen Ostviertel der Stadt. Dort qualmten auch vorige Woche von palästinensischen Demonstranten in Brand gesteckte Autoreifen. Und nichts deutete darauf hin, daß die Flammen des Protests nach dem Besuch erlöschen würden.

Seine Reise in den „trügerischen Nahen Osten" („Time") hatte Amerikas Außenminister „mit größter Skepsis" angetreten, wie er einräumte. Aber er müsse „es versuchen, obwohl die Aussichten gering sind". Der Einsatz, schrieb die israelische Wochenzeitung „Koteret Raschit", sei „das letzte Drama in der Karriere von George Shultz". Wie einst Henry Kissinger wollte der Außenminister, elf Monate vor Ende der Ära Reagan, mit hektischer Pendel-Diplomatie den Durchbruch erzwingen.

Doch noch bevor der „ehrliche Vermittler" (Shultz über Shultz) überhaupt eingetroffen war, hatten die Araber Ostjerusalems zum „Id Shultz", den Shultz-Festspielen, aufgerufen. Der Appell fand blutigen Widerhall.

Zum erstenmal seit Beginn der Unruhen vor elf Wochen – während derer bislang 66 Palästinenser starben – explodierte im Gazastreifen eine Sprengstoffladung, wurde mit scharfer Munition auf Soldaten geschossen. Schon bangte Israel, der bisherige „zivile Aufstand" könne zur „militärischen Revolte" werden.

Am schrecklichsten ging es im Dorf Chabatije in Samaria zu: Moslemische Fundamentalisten belagerten das Wohnhaus des 29jährigen Mohammed el-Ajad Raghib, der ein Café im Ort betrieb und als Kollaborateur verdächtigt wurde. Der verängstigte Mann feuerte aus einer „Uzi"-Maschinenpistole, tötete ein siebenjähriges Kind und verletzte 13 Angreifer. Nach fünf Stunden stürmten die aufgeputschten Demonstranten das Haus, zündeten es an und hängten Raghib mit einer in Streifen gerissenen PLO-Fahne an einem Strommast auf.

Die Ausbrüche von Haß und Gewalt verschafften der Shultz-Mission zusätzliche Dringlichkeit. Wenige Stunden bevor der Außenminister in Jerusalem landete, hatte Präsident Reagan beteuert, die „Zeit neuer Ideen" sei gekommen; es gelte, Israels Sicherheit sowie die „legitimen Rechte der Palästinenser" zu gewährleisten. Sogar die Sowjet-Union hatte den US-Plänen „wenn nicht grünes, so doch gelbes Licht" gegeben, sagte Shultz-Assistent Charles Hill.

Doch Kompromisse waren kaum vorstellbar: Ägyptens Präsident Mubarak wollte zwar die „vulkanische Situation" entschärfen. Notwendig seien jedoch völlig neue Vorschläge, Israels bisher propagierte Autonomie-Pläne für die Palästinenser seien „ein totes Pferd".

Jordaniens König Hussein befürchtete zwar, der Aufruhr könnte auf sein mehrheitlich von Palästinensern bewohntes Land östlich des Jordans überspringen. Eine Autonomie als Zwischenlösung lehnte er aber ab, befürwortete statt dessen eine internationale Friedenskon-

ferenz und bestand auf der Räumung *aller* besetzten Gebiete.

In Damaskus war Präsident Assad zwar bereit, Shultz zu empfangen, um seinen schlechten Ruf als Terroristen-Schutzherr aufzupolieren. Doch Assad stellt unerfüllbare Bedingungen: Israels Abzug aus allen eroberten Gebieten (einschließlich der annektierten Golan-Höhen) und totales Selbstbestimmungsrecht für die Palästinenser.

Womöglich noch härter gab sich die PLO, die durch den Palästinenser-Aufstand wieder Aufwind spürt. Shultz bringe nur „tote Ideen für eine lebendige Sache" mit, so Arafat-Berater Bassam Abu Sharif. Die Palästinenser-Organisation untersagte ihren Anhängern in den besetzten Gebieten jeden Kontakt mit der „prozionistischen Clique aus Washington", die nur ein Ziel habe: „Israel aus der Klemme zu helfen".

Shultz habe bei seiner Friedensmission „zwei technische Probleme" zu überwinden, spottete eine israelische Karikatur: Die Palästinenser wollten ihn nicht sprechen, die Israelis ihm nicht zuhören.

Tatsächlich lehnte zumindest die rechtskonservative Hälfte des Jerusalemer Koalitionskabinetts, der Likud, die amerikanischen Initiativen als „zuviel zum falschen Zeitpunkt" ab. Premier Schamir sperrte sich gegen jede „Beschleunigung der Gespräche" ebenso wie gegen die Einberufung einer internationalen Konferenz. Er möchte ausschließlich die in den Verträgen von Camp David vereinbarte Verwaltungsautonomie für die Palästinenser zugestehen, allenfalls noch Bemühungen um eine Ansiedlung der Flüchtlinge zur Debatte stellen.

Doch eine derart beschränkte Autonomie, die auf einige kommunale Kompetenzen reduziert wäre, genügte den Palästinensern schon vor dem Aufstand nicht. Die Unfähigkeit der Militärmacht Israel, mit Steine werfenden Jugendlichen fertig zu werden, hat in ihnen wilde Freiheitsträume geweckt und den Unversöhnlichen Oberwasser gegeben.

Erstaunt wandte sich der sozialdemokratische Minister Weizman im Kabinett an Schamir: „Sie waren doch seinerzeit gegen Camp David. Jetzt soll das die einzige Basis für Gespräche sein?" Der Premier: „Das beweist doch, daß ich flexibel bin." Weizman: „Nein, nur konsequent, denn inzwischen will keiner mehr etwas von Camp David wissen."

Der vorsichtige Schamir weiß, daß er sich nicht zuviel bewegen darf, weil er im Parteivorsitz von noch rechteren Ultras bedrängt wird: Vize-Premier David Levi und Industrieminister Scharon fordern, „keinen Zollbreit Boden aufzugeben".

Am anderen Flügel des Kabinetts macht sich Vize-Premier und Außenminister Peres von der sozialdemokratischen Arbeitspartei für einen fairen Kompromiß stark. Territoriale Zugeständnisse seien „nicht Verzicht, sondern unsere Rettung". Der Politologe Schlomo Avineri brachte Peres' Befürchtung auf den Punkt: „Ein Groß-Israel bietet den israelischen Juden nicht mehr, sondern weniger Sicherheit."

Falls Schamir den Friedensprozeß weiterhin blockiert, will die Arbeitspartei die Koalition aufkündigen und Neuwahlen im Frühsommer ansteuern. Doch noch zaudert Peres: Der Rechtsruck, den die Unruhen in Israels öffentlicher Meinung bewirkten, könnte seiner Partei eine verheerende Niederlage bescheren, trotz der persönlichen Popularität des Außenministers. In Umfragen ziehen 49 Prozent der Wahlbürger ihn als Regierungschef vor, nur 19 Prozent sprechen sich für Schamir aus.

Aber: Nach einer Umfrage der Zeitung „Maariv" halten 42 Prozent der Israelis die „Politik der eisernen Faust" für berechtigt; 22 Prozent bejahen sogar eine Annektierung der besetzten Gebiete, nur 19 Prozent würden eine Räumung befürworten.

Längst hat der politische Konflikt zwischen Schamir und Peres auch das persönliche Verhältnis der beiden zerrüttet. Sie konnten und wollten nicht gemeinsam mit Shultz reden; der mußte zwischen den Amtsgebäuden der beiden verfeindeten Partner hin- und herpendeln, als hätte er es mit zwei getrennten Regierungen zu tun.

Für Shultz mußte es unter diesen Umständen nahezu unmöglich sein, Jerusalem die Zustimmung zu seinem mitgebrachten Friedensplan abzuringen. Dessen sechs Punkte sahen vor:

- Nach einer sechsmonatigen Übergangsperiode sollten jordanische oder internationale Ordnungstruppen Israels Militärkräfte in den besetzten Gebieten ablösen.
- Danach könnten die Palästinenser eigene Vertreter wählen, die für alle nicht-militärischen Aufgaben zuständig sein würden.
- Anschließend sollte unter internationaler Schirmherrschaft ein israelisch-arabischer Dialog beginnen.
- Zu diesen Verhandlungen könnte die PLO Vertreter ihres Vertrauens – wenn auch keine PLO-Aktivisten – innerhalb einer jordanisch-palästinensischen Delegation entsenden.
- Am Ende dieses (auf längstens drei Jahre angesetzten Dialogs) stünde die Räumung der seit über 20 Jahren besetzten Gebiete – mit „kleinen, kosmetischen Grenzveränderungen".
- Der endgültige Status von Jerusalem bliebe vorerst ausgeklammert. Die arabischen Bewohner der Ostviertel müßten aber in jedem Fall das Recht erhalten, ihre eigenen Repräsentanten zu wählen.

Im Gegenzug wollte Washington den Israelis versprechen, daß die Sicherheit des jüdischen Staats gewahrt bleibe, kein unabhängiger palästinensischer Staat gegründet und Jerusalem nicht wieder geteilt werde – für die Araber derzeit unannehmbare Bedingungen.

Für den Likud bedeuten solche Pläne schon den „Ausverkauf der Heimat" oder, schlimmer noch, „nationalen Selbstmord". Die Araber würden sich nicht mit Westjordanien und dem Gazastreifen begnügen, sondern Ansprüche auf den gesamten jüdischen Kernstaat erheben, warnt Premier Schamir.

Einen auch für die Araber akzeptablen Kompromiß hatte Schamir nicht zu bieten. „Die Israelis", klagte ein frustriertes Mitglied der US-Delegation, „wissen immer nur genau, was sie nicht wollen." ◆

**Israel-Besucher Shultz, Premier Schamir:** „Ausverkauf der Heimat"

# „Hände und Arme systematisch gebrochen“

SPIEGEL-Interview mit dem US-Arzt Jack Geiger über Brutalitäten der Israelis

Jack Geiger, 62, Professor für Medizin an der City University of New York, leitete ein Team von vier amerikanischen Ärzten und Psychologen, das im Auftrag der Menschenrechtsorganisation „Physicians for Human Rights“ die physischen und psychischen Auswirkungen der israelischen „Politik der eisernen Faust“ in den besetzten Araber-Gebieten untersuchte.

SPIEGEL: Dr. Geiger, Sie und Ihre Kollegen beschuldigen die israelische Armee und Polizei, mit „zügelloser Gewalt“ gegen die Palästinenser vorzugehen. Wie begründen Sie diese Anschuldigung?

*GEIGER:* Es gibt medizinische Beweise für diese „zügellose Gewalt“, und ich würde das Wort „Brutalität“ noch hinzufügen. Unser Urteil beruht auf einem fünftägigen Aufenthalt und Beobachtungen in Krankenhäusern und Kliniken in palästinensischen Dörfern und in Flüchtlingslagern, wo wir Patienten untersuchten und Röntgenbilder analysierten.

SPIEGEL: Wie viele Verletzte, glauben Sie, hat es bei den Unruhen bisher gegeben?

*GEIGER:* Wir schätzen, daß bisher mindestens 2500 bis 3500 Menschen durch Schläge auf die Rückenmuskeln, Arme und Beine ernsthaft verletzt wurden. Hinzu kommen Kopfverletzungen, Verlust des Augenlichts durch Gummigeschosse sowie Verletzungen durch Tränengas.

SPIEGEL: Worauf ist die große Zahl von Knochenbrüchen zurückzuführen?

*GEIGER:* Wir haben uns die Röntgenbilder genau angeschaut. Zunächst einmal sahen wir immer wieder gebrochene Hände. Dabei waren die sogenannten Mittelhandknochen gebrochen worden. Normalerweise kann man diese Knochen nur brechen, wenn man die Hand nach vorne zieht und dann mit einem Knüppel oder einem Gewehrkolben draufschlägt. Genauso ist es mit Brüchen der Speiche im Unterarm, die wir immer wieder gesehen haben. Auch diesen Knochen kann man mit Sicherheit brechen, wenn jemand den Arm lang zieht und ein anderer ihn mit einem harten Gegenstand, einem Gewehrkolben etwa, zerschmettert. Hände und Arme werden auf diese Weise systematisch gebrochen, Linkshändern oft die linke Hand, Rechtshändern die rechte. Auffällig ist das Fehlen von Unterleibsverletzungen, Milz- und Leberrissen etwa, so, als gäbe es die sorgfältige Anweisung, „nicht in den Unterleib“ zu schlagen oder in Westjordanien „nicht auf den Kopf“. In Gaza hingegen sahen wir eine Menge Kopfverletzungen.

**US-Ärzte Jennifer Leaning (M.), Geiger***
„Die Verletzungen verraten Methode“

SPIEGEL: Glauben Sie, daß mit Methode geschlagen wurde?

*GEIGER:* Ja, diese ernsthaften Verletzungen in großer Zahl verraten Methode. Lassen Sie mich hinzufügen, daß uns das Wort „Schläge“ irreführend erscheint, es geht bei der Größenordnung der Verletzungen, die wir oft sahen, nicht weit genug. Wir trafen Menschen, die heftige Hiebe auf den Rücken erhalten hatten und denen Arme und Beine zertrümmert worden waren. Wir sahen einen Patienten, dem beide Ellen- und Speichenknochen und beide Waden- und Schienbeine gebrochen worden waren. Außerdem hatte er Kopfverletzungen. Solche Verletzungen ziehen Sie sich nicht zu, wenn Sie sich einfach einer Festnahme widersetzen.

**Verletzter Palästinenser**
„Die Krankenhäuser waren überfordert“

SPIEGEL: So wie Sie das beschreiben, sind dazu zwei Israelis notwendig: Der eine hält den Arm, der andere . . .

*GEIGER:* . . . ja, das war unser Eindruck, den Zeugen und Patienten immer wieder bestätigten.

SPIEGEL: Ihrer Kollegin Dr. Leaning zufolge schienen die daran beteiligten Soldaten keineswegs die Kontrolle über sich verloren zu haben.

*GEIGER:* Genau das meine ich, wenn ich von Methode spreche. Die Gewalt wurde kontrolliert und vorsätzlich angewendet. Ein zweiter Aspekt, der uns medizinisch sehr beunruhigte, ist der Gebrauch von Tränengas, vor allem, wenn Tränengas-Granaten in geschlossene Räume und sehr kleine Häuser oder Läden geworfen werden. Das kann schwerwiegende Atemprobleme bei Lungen- und Herzkranken, Babys und Kindern auslösen. Außerdem gingen wir Gerüchten über einen starken Anstieg von Fehlgeburten nach, der auf das Einatmen von Tränengas zurückgeführt wurde.

SPIEGEL: Gibt es Beweise dafür?

*GEIGER:* Anzeichen dafür fanden wir nur in Gaza, wo in den letzten Wochen ungefähr 40 Fälle von Fehl- und Totgeburten vorgekommen sind, alle im letzten Schwangerschaftsdrittel. Ein Uno-Team wird dieses Problem jetzt untersuchen, um herauszufinden, ob es einen Zusammenhang mit dem Tränengas gibt.

SPIEGEL: Wie wurden die palästinensischen Verletzten in den Krankenhäusern versorgt?

*GEIGER:* Die Krankenhäuser auf dem Westjordanufer und in Gaza waren

* In einem Flüchtlingslager im Gazastreifen.

bereits vor Beginn des Aufstandes in schlechtem Zustand. Wir besuchten ein Krankenhaus, in dem viele Verletzte behandelt wurden, für die es jedoch nur zwei Blutdruckmesser gab. Es fehlte an Personal und Ausrüstung. Unter normalen Umständen hätte das vielleicht wenig ausgemacht, aber mit dieser Flut von Verletzten und Trauma-Patienten waren die Krankenhäuser absolut überfordert.

SPIEGEL: Das Gesundheitswesen auf dem Westufer und in Gaza war schon vor dem Beginn der Unruhen miserabel?

*GEIGER:* Ja. Aber es gibt Israelis, die behaupten, es sei immer noch besser als früher unter jordanischer Aufsicht. Uns Ärzten scheint dieser Vergleich irrelevant. Die israelische Regierung ist für das Gesundheitswesen in den besetzten Gebieten verantwortlich.

SPIEGEL: Wie haben israelische Gesprächspartner auf Ihr Urteil reagiert?

*GEIGER:* Der für das Gesundheitswesen in den besetzten Gebieten verantwortliche Beamte bestritt unsere Aussagen oder wollte sich dazu nicht äußern. Wir haben ihn beispielsweise gefragt, wie viele Palästinenser verletzt worden seien. Als er uns eine Zahl von 250 nannte und wir dagegenhielten, daß unsere Berechnungen mindestens 2500 Verletzte ergeben hätten, zuckte er einfach mit den Schultern.

SPIEGEL: Welche Folgen hat der Einsatz der Armee gegen Zivilisten auf die israelischen Soldaten?

*GEIGER:* Wir haben uns länger mit einem israelischen Armeepsychologen unterhalten. Der erzählte uns von einem Armeebericht, nach dem die Gewaltanwendung schwerwiegende psychische Auswirkungen auf die israelischen Soldaten hat. Wie in jeder anderen Armee gebe es auch in der israelischen vielleicht fünf bis zehn Prozent Soldaten, denen das Spaß mache. Auf der anderen Seite stünden vielleicht 15 Prozent, die darunter litten, und in der Mitte sei eine große Gruppe, der das Ganze nicht gefalle, die sich aber schnell daran gewöhne. Ein Soldat sagte zum Beispiel: „Ich habe nie gedacht, daß ich mal Frauen schlagen würde, aber jetzt mache ich das jeden Tag." Die Soldaten reden sich ein, das sei immer noch besser als schießen.

SPIEGEL: Hat sich die Ärztegruppe auch mit den psychischen Auswirkungen auf die Palästinenser befaßt?

*GEIGER:* Unsere beiden Psychologen sagten, daß in erster Linie kleine Kinder schwere psychische Schäden davontragen – besonders dann, wenn sie sehen, wie israelische Soldaten in ihre Elternhäuser einbrechen und die Eltern weder sie noch sich selbst schützen können. Wahrscheinlich wachsen diese Kinder haßerfüllt auf und teilen die Welt in gute Menschen ein – „das sind wir" – und in böse – „das sind alle anderen".

## SOWJET-UNION

# Deformierte Gefühle

**Nationalistische Unruhen im Kaukasus alarmierten Moskau: Panzer rollten nach Eriwan.**

Schon 17 Jahre Haft, Arbeitslager und Verbannung hat Paruair Airikjan, 39, hinter sich, weil er einst mit Flugblättern für eine Volksabstimmung über die Unabhängigkeit seines Landes geworben hatte. „Er erklärte, daß die ganze armenische Nation unter Moskaus Macht weint und stöhnt", hieß es in der Urteilsbegründung.

Zurück aus Sibirien, sah Airikjan vorigen Mittwoch von seiner Wohnung aus am Opernhaus der armenischen Hauptstadt Eriwan einen ungewöhnlichen Ausbruch von Nationalismus: Eine riesige Menschenmenge, nicht von der Partei gerufen, forderte die Wiedervereinigung seiner geteilten Heimat: „Eine Nation, eine Republik." Airikjan rief das Moskauer Büro der US-Presseagentur AP an: „Hier sind an die 200 000 Menschen, ich habe nie so etwas gesehen."

Auch die Sowjetagentur „Tass" meldete die „Massenversammlung": Extremisten hätten „Verstöße gegen die öffentliche Ordnung provoziert", sie verlangten die Revision des nationalen Status quo. Die ganze Woche über gingen Demonstranten auf die Straße. Polizei griff ein, es habe Tote gegeben, berichtete eine Studentin, am Ende hätten fast eine Million Menschen demonstriert – das gab es noch nicht in 70 Jahren Sowjetgeschichte.

Gorbatschows Perestroika hat die nationalen Minderheiten des Vielvölkerstaates UdSSR ermutigt, Gleichberechtigung mit dem russischen Staatsvolk und Emanzipation von der Bevormundung durch Moskau zu fordern. 1986 revoltierten die Kasachen in Alma-Ata gegen einen neuen, russischen Parteichef. Im Juli 1987 setzten sich Hunderte Krimtataren auf den Roten Platz in Moskau.

Im August verlangten Tausende in den drei baltischen Republiken Offenlegung der historischen Umstände – nämlich des Hitler-Stalin-Pakts –, deretwegen sie heute zur Sowjet-Union gehören. Am 1. November kam es zu nationalen Protesten im belorussischen Minsk, dann sogar im sibirischen Jakutsk.

Nach dem Polizeieinsatz gegen einen Umzug in Kaunas zum Unabhängigkeitstag versammelten sich am 15. Februar in 600 Kirchen an die 100 000 Litauer zu Fürbittgottesdiensten für nationale und religiöse Freiheit. Vorigen Mittwoch demonstrierten Tausende auch im estnischen Tallinn.

Nationale Anwandlungen, die sich im Kaukasus kundtun, scheinen Moskau besonders gefahrenträchtig. Das Völkergemisch im temperamentvollen Süden, erst im vorigen Jahrhundert von Rußland unterworfen, gilt als neuralgischer Punkt des Sowjetsystems: Libertinäre Widersetzlichkeit und hitziger Nationalitätenhader sind seit jeher landesüblich. Rotten sich dort Unzufriedene zusammen, heißt das Alarm für die UdSSR.

Nach dem Zusammenbruch des Zaren-Reiches 1917 hatten sich alle drei Kaukasus-Nationen – Georgien, Armenien, Aserbaidschan – von Rußland gelöst und ihre Selbständigkeit proklamiert. Wegen der blutigen Methoden, mit denen Stalin, ein Georgier, die eigene Heimat ins Reich zurückzwang, grämte sich Lenin noch kurz vor seinem Tode.

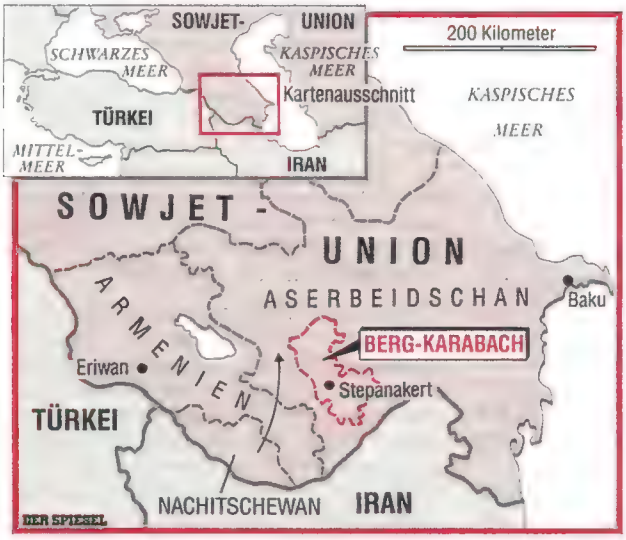
**Armenien-Parteichef Demirtschjan**
„In alten Gleisen steckengeblieben"

Ein Stück Armeniens ging 1923 an Aserbaidschan: Die Gebirgslandschaft Karabach, kleiner als der Regierungsbezirk Trier, ist noch heute eine durch einen acht Kilometer breiten Korridor von Armenien getrennte Exklave mit 126 000 armenischen und 37 000 aserbaidschanischen Tabakbauern und Winzern.

Aserbaidschaner mit islamisch-schiitischer Tradition herrschen dort über Angehörige des Volkes mit der ältesten christlichen Kirche Europas, dessen Sprache und eigene Schrift in Berg-Karabach nicht als Verwaltungssprache gilt. Sie wollten immer heim ins Mutterland.

Schon in den sechziger Jahren hatte Sowjetmarschall Iwan Bagramjan, der Eroberer von Königsberg, seinen Namen unter eine Petition zur Rückkehr seiner Heimat nach Armenien gesetzt.

Dabei gab es sonst wenig Anlaß zur Klage: Im Land lebte es sich besser als in




jeder anderen Sowjet-Republik; die Armenier genossen ihre kleinen Freiheiten, schlugen mit administrativer Großzügigkeit und den Dollars emigrierter Verwandter das Beste für sich heraus.

Vorigen Juni wetterte Generalsekretär Gorbatschow vor dem ZK gegen den lokalen Parteichef Karen Demirtschjan, im Amt seit 14 Jahren, weil der so tue, als ob die Perestroika in Armenien längst Brauch sei – obwohl das Bundesland „in alten Gleisen steckengeblieben" sei. Gorbatschow verwies auf „Protektionismus, Bestechung, Spekulationsgeschäfte". Die „Prawda" rügte die armenische „Nomenklatura", womit – erstmals abfällig – die Führungsschicht gemeint war.

Demirtschjan blieb im Amt, wohl als Lehre aus dem Kasachstan-Aufruhr. Doch im Untergrund, meldete er nun, wurden Unterschriften für verdächtige Petitionen gesammelt.

Im Oktober schlugen sich in dem aserbaidschanischen Dorf Tschardachlu Armenier und Aserbaidschaner, worauf 1000 Brüder in Eriwan auf die Straße gingen. Die Polizei jagte sie auseinander. Am Tag zuvor hatten auch 3000 Umweltschützer demonstriert. Eine brisante Koalition kündigte sich an.

Die Bürger protestierten gegen die örtliche Gummifabrik und das Atomkraftwerk „Oktemberjan", das 40 Kilometer vor der Stadt steht. Die Behörden verwiesen zur Beruhigung auf ein neues Werk für synthetisches Gummi weiter draußen, beim Dorf Abowjan.

Danach kreuzten sich die Protestbewegungen. Erst meuterten die Nationalen: Am 11. Februar verlangten Plakate in Stepanakert, der Gebietshauptstadt von Karabach, die Vereinigung mit Armenien. Die aufgebrachten Bürger schickten ihre Kinder nicht mehr in die aserbaidschanischen Schulen und versammelten sich vor dem Parteigebäude.

Dann kamen die Natur- und Kulturschützer: Am 17. Februar hinderten Tausende Anwohner der Abowjan-Fabrik die Arbeiter am Zutritt, viele marschierten am nächsten Tag mit einer Bittschrift die 15 Kilometer bis Eriwan, wo sich ihnen noch mehr Demonstranten anschlossen.

Am nächsten Tag hielt Gorbatschow vor dem ZK in Moskau eine Rede, in der er vom eigentlichen Sitzungsthema Schulreform abwich. Der Generalsekretär, der selbst aus dem Kaukasus-Vorland stammt, sagte seinem ZK, was

**Moskauer Emissäre Demitschew, Dolgich**
„Keine Angst vor Demonstranten"

sich Moskauer Zuhörern noch kaum erschloß: „Offenbar haben wir noch nicht ganz gelernt, die Völker der UdSSR, die durch ein gemeinsames historisches Schicksal verbunden sind, richtig einzuschätzen . . . Die Nationalitätenpolitik ist eine elementare, lebenswichtige Angelegenheit unserer Gesellschaft. Ich glaube, daß wir diesen Problemen eine ZK-Vollversammlung widmen müssen."

Er meinte es ernst: Sogleich wurde ein Vertreter einer von Stalin verfolgten Nationalität erstmals zu einem ZK-Mitglied ernannt, die sowjetdeutsche Kolchosbäuerin Natalja Gellert. Der Generalsekretär belehrte die Genossen, Nationalgefühl komme manchmal zwar „in deformierter Weise" zum Ausdruck, sei aber eine „akute" Frage. Er ging noch weiter: Es gebe „keinen Schatten von Utopie oder Illusion darüber, daß jedes Volk und jedes Land die Freiheit gesellschaftlicher und politischer Wahl besitzt".

Diese Freiheit nahm sich der Gebietssowjet von Karabach zwei Tage darauf heraus: Er plädierte dafür, die Frage der Vereinigung mit Armenien zu prüfen – gemäß der Sowjetverfassung, die den Teilrepubliken Selbstbestimmung bis hin zum Recht auf Loslösung vom Staatsverband zubilligt.

Der Parteisekretär von Karabach, Boris Keworkow, war dagegen, doch der Beschluß erschien am Sonntag, 21. Februar, auf russisch und armenisch im Lokalblatt „Sowjetskij Karabach". Als daraufhin freudig erregte Demonstranten auf die Straßen strömten, versammelten sich auch in Eriwan spontan Tausende vor dem Regierungsgebäude, dem Parteibüro und dem Sitz des Obersten Sowjet Armeniens.

Parteichef Demirtschjan versprach im Fernsehen und über Radio Eriwan, das Karabach-Problem werde geprüft – aber nur im Prinzip. Aus Moskau eilten zwei Politbüro-Kandidaten nach Karabach, ZK-Personalchef Georgij Rasumowski und Vize-Staatschef Pjotr Demitschew, früher Aufseher über die chemische Industrie, dann Kulturminister.

Sie vergatterten die Parteifunktionäre in Stepanakert; doch als die dann abstimmten, sollen 80 Prozent für den Anschluß an Armenien gewesen sein, 10 Prozent dagegen. So berichtete es der Dissident Airikjan. Laut „Tass" stimmten die Genossen jedoch „der Entscheidung des ZK voll und ganz zu".

Am Dienstag flogen zwei weitere Politbüro-Kandidaten nach Eriwan, der ZK-Sicherheitschef Anatolij Lukjanow und der ZK-Sekretär für Schwerindustrie, Wladimir Dolgich, 63, der vor die Menge trat: „Ich als alter Frontsoldat habe keine Angst vor Demonstranten." Die aber nannten die Ablehnung durch das Moskauer ZK-Sekretariat einen Verstoß gegen die Verfassung.

Eine Grenzkorrektur, so sinnvoll sie wäre, würde einen Präzedenzfall schaffen und gewiß vielerlei Revisionsversuche herausfordern. Schon wünschen sich Letten eine Zollgrenze gegenüber dem Rest der UdSSR, Krimtataren und Wolgadeutsche möchten wieder ein eigenes Territorium, sogar die Aserbaidschaner der Exklave Nachitschewan drängt es zu Armenien.

Ende voriger Woche spitzte sich die Lage zunächst zu: Karabachs Parteisekretär Keworkow wurde gefeuert, Häuser brannten, Aserbaidschaner griffen armenische Autos an. In Eriwan tauchten Fallschirmjäger und Panzer auf. Aus dem ganzen Land kamen Menschenmassen in die Stadt, mit Transparenten: „Karabach – Test für Perestroika." Eine Studentin: „Keiner schläft, niemand geht zur Arbeit."

Doch dann erklärte Gorbatschow im Lokalfernsehen konziliant die Karabach-Frage für offen.

**US-Atombomber B-1B:** „Zuverlässig imstande, sein Ziel zu verfehlen"

RÜSTUNGSTECHNIK

# Fliegender Flop

**Die US-Luftwaffe übernahm den 100. Bomber vom Typ B-1B – Politiker hielten der Air Force zum Jubiläum die Pfusch- und Mängelliste des „besten Bombers der Welt" vor.**

Der Festredner, ein General der U.S. Air Force, steigerte seinen Vortrag zur Eloge. „Die Geschichte wird lehren", bellte der Offizier ins Mikrophon, „daß dies eine höllisch gute Maschine ist."

Mit seiner Anrufung der höchsten Instanz traf General Elbert Harbour den Nerv seiner Zuhörer; die Werktätigen dankten ihm mit Applaus. Gemeinsam mit General Harbour und anderen Vertretern der U.S. Air Force zelebrierten die Flugzeugbauer des US-Rüstungskonzerns Rockwell International vor den Hallen ihres Werkes in Palmdale/Kalifornien ein Jubiläum und einen Abschied: Gerade war der 100. Bomber vom Typ B-1B aus der Endmontagehalle gerollt – das 100. und zugleich das letzte Exemplar einer Baureihe, die zu den umstrittensten in der westlichen Rüstungsgeschichte zählt.

Am selben Tag, dem 20. Januar, als im sonnigen Palmdale gefeiert wurde, trafen im wintergrauen Washington Luftwaffen-Offiziere mit Politikern zusammen. In frostiger Atmosphäre mäkelten Mitglieder des Verteidigungsausschusses an dem Atomwaffenträger B-1B, den die Militärs stets gern als „besten Bomber der Welt" hochloben.

Gleichsam in der Doppelrolle von Anbieter und Kunde hatte die US-Luftwaffe den Bau des strategischen Bombers B-1B in eigener Verantwortung geleitet – vorbildlich, wie die Militärs meinen: Der Superbomber sei in der gesetzten Frist (zweieinhalb Jahre für 100 Maschinen) und zum bewilligten Systempreis (28 Milliarden Dollar) geliefert worden. Doch niemand in der Washingtoner Gesprächsrunde dankte den Militärs die straffe Projektführung. Im Gegenteil: Die zackige Abwicklung des B-1B-Programms, rügten die Politiker, habe zu gravierenden Mängeln des Atombombers geführt.

Im konservativen Texas, wo die B-1B-Flotte stationiert ist, erntet das einst als „Zeugnis für den kreativen Genius der amerikanischen Technologie" (Texas-Senator Phil Gramm) gepriesene Bombenflugzeug mittlerweile nur noch Spott. Zum üppigen Stückpreis von 280 Millionen Dollar, höhnte etwa die Zeitung „Fort Worth Star-Telegram", habe die Luftwaffe einen „fliegenden Flop" ausgeheckt – einen überschallschnellen Bombentransporter, „der zuverlässig imstande ist, sein Ziel zu verfehlen".

Als die Reagan-Regierung den Bau des Bombers 1981 bewilligte, war der B-1B-Auftrag klar umrissen: Mobile sowjetische Raketenabschußrampen, so das Kalkül, seien nur mit tieffliegenden Bombern zu bekämpfen: Beladen mit Atombomben, so das Drehbuch der Pentagon-Planer, jettet der B-1B nonstop von Texas über den Pol. Annähernd schallschnell huscht der Bomber unter den Radargürteln der sowjetischen Luftabwehr hindurch, dringt ins Hinterland ein und zerstört dort vorprogrammierte Ziele.

Gemeinsam mit Rockwell-Ingenieuren griffen die Experten der Luftwaffe damals auf die Pläne des 1977 von der Carter-Regierung gekippten Bombers B-1A zurück. Aus den vier B-1A-Prototypen sollte eine verbesserte Neuauflage erwachsen, die sowohl Piloten-Wünsche zufriedenstellen als auch den Strategen zu einem effizienten Atombomben- und Lenkwaffen-Träger („Penetrationsbomber") verhelfen und überdies noch mit einem wahren Zauberwerk an Elektronik jede feindliche Luftabwehr austricksen sollte.

Mit Pomp wurde im Juni 1985 die Stationierung des ersten B-1B-Bombers auf dem texanischen Luftwaffen-Stützpunkt Dyess gefeiert. Ein Dreivierteljahr später, im Frühjahr 1986, sickerte in Washington erstmals durch, welchen Kuckuck die Air Force in ihrem Adlerhorst ausgebrütet hatte.

Bis Ende letzten Jahres wuchs die Pfusch- und Mängelliste des B-1B beständig an: Der gut 230 Tonnen schwere Schwenkflügler

- ▷ fliegt miserabel und verbraucht viel zuviel Treibstoff,
- ▷ schleppt statt 50 Tonnen nicht einmal 30 Tonnen Waffenlast,
- ▷ krankt an einer anfälligen Flug-Elektronik und
- ▷ verfügt bis heute nicht über die versprochene Elektronik zum Überwinden der feindlichen Luftabwehr.

Fazit: Das 28 Milliarden Dollar teure Waffensystem taugt nicht für seinen vorgesehenen Zweck als UdSSR-Penetrierer – Folge gravierender Mängel bei der Konstruktion.

So hatte die US-Luftwaffe auf das vorhandene B-1A-Design bei gleicher Tragflächen-Auslegung 70 Tonnen zusätzlicher Last aufgesattelt. Damit tragen die Schwingen der B-1B mehr als doppelt soviel Gewicht pro Flächeneinheit wie die Flügel eines Passagier-Jumbos Boeing 747. Die Folge: Der Bomber manövriert träge und schafft nicht die im bodennahen Tiefflug nötigen raschen Ausweichmanöver.

Die Tragflächentanks des B-1B „schwitzten" (Luftwaffen-Jargon) von Anbeginn Treibstoff aus. 8000 Meter Metallnähte waren nur ungenügend abgedichtet worden: Altern Bomber und Metall, wird aus den Tragflächen Treibstoff lecken.

Der Treibstoff aber ist ohnehin chronisch knapp. Vier Triebwerke verleihen dem B-1B einen Schub, der pro Kilogramm Fluggewicht geringer ist als der eines vollgepfropften Urlauber-Jumbos. Mit entsprechenden Nachbrennern können die B-1B-Piloten zwar auf Jumbo-Niveau beschleunigen – aber dann verheizen die Düsen den gesamten Treibstoff in 40 Minuten.

Der unerwartet hohe Sprit-Verbrauch hängt noch mit einer weiteren Eigenheit zusammen: Um an den Tragflächen ge-

nügend Auftrieb zu erzeugen, muß der massige Bomber seine Nase im Flug hochrecken. Der „Anstellwinkel" führt zu einem hohen Luftwiderstand. Effekt: Der B-1B vermag auch beim Überwinden großer Distanzen nicht höher als 7000 Meter zu steigen; er fliegt mithin in dichteren Luftschichten – das aber kostet mehr Treibstoff.

Zum Fehlschlag geriet ein elektronisches Testsystem, das die neun Flugcomputer der B-1B überwacht. Statt die Besatzung im Flug zu entlasten, nervt das System die Crew: Jede zweite Alarmmeldung erweist sich als elektronischer Fehlreiz.

Ein komplettes Fiasko schließlich erlebte die US-Luftwaffe mit dem wichtigsten Bordsystem ihrer Kampfmaschine: Bis zum heutigen Tag fliegt das nahezu fünf Tonnen schwere „Electronic Countermeasure"-System (ECM), das den B-1B vor Angriffen schützen soll, gleichsam als toter Ballast mit.

Wahre Glanzleistungen hatten die Planer dem ECM zugedacht: Es sollte die Suchkeulen sowjetischer Radargeräte orten, die tastenden Strahlen von Kampfflugzeugen und Luftabwehr-Batterien nach dem Grad ihrer Bedrohung einstufen und sodann geeignete Täuschsignale aussenden.

Daß die Ingenieure der Herstellerfirma an der Aufgabe schier verzweifelt sind, mag aus dem Umstand hervorgehen, daß der Elektronikkonzern Eaton Corp., Auftragnehmer der umstrittenen Abwehrelektronik, (bislang vergebens) nach einem Käufer für seinen Militärelektronik-Ableger AIL Division sucht. Die Air Force setzt unverdrossen auf das ECM: Bis 1989, versicherte die Luftwaffe, werde die Wunderelektronik einsatzbereit sein.

Vorläufig kämpft der Super-Bomber mit weniger hochfliegenden Widrigkeiten. Sowjetische Luftabwehr ist nicht vonnöten, den riesigen Schwenkflügler vom Himmel zu holen: Ein Exemplar der Art „Pelecanus erythrorhynchos" schaffte das mühelos, als (am 28. September letzten Jahres) eine B-1B zu Übungs-Tiefflügen in etwa 100 Meter Höhe unterwegs war. Der weiße Pelikan verursachte den Absturz, als er über einem der beiden Triebwerke der rechten Tragfläche die Metallstruktur durchbohrte und die – dort unzureichend geschützt verlaufenden – Hydraulik- und Treibstoffleitungen zerriß.

Die Kontruktionsmängel des B-1B veranlaßten einen Sachverständigen des Pentagon schon zu dem sarkastischen Kommentar, die Sowjet-Union brauche den „penetrierenden" US-Bomber ohnehin nicht direkt zu bekämpfen: Im Ernstfall müßten die in Texas gestarteten Fernbomber, wegen ihres enorm hohen Spritverbrauchs, „an der Grenze zum sowjetischen Luftraum" an (langsam fliegenden) Tankflugzeugen „andocken und nachtanken". „Da genügt es", so der Experte, „wenn das Reich des Bösen Jagd auf unsere Tanker macht."

GROMYKO

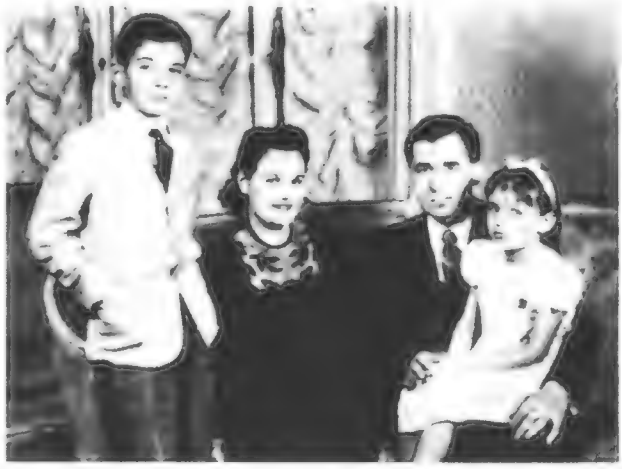
# Tausend Rätsel

**In seinen Erinnerungen charakterisiert der sowjetische Ex-Außenminister seine ehemaligen Gesprächspartner. Einige kommen nicht gut weg.**

Elvis Presley fand er „begabt". Kapitalistische Geschäftemacher, beklagt er, hätten das „Talent" ausgebeutet und seien mit schuld an Sucht und Tod des Rockstars – wie das eben so ist im unerbittlich kapitalistischen Amerika.

George Gershwins Musik, einer Mischung aus „Blues und Spirituals", lauschte er mit „Vergnügen". In Filmen mit Marilyn Monroe verspürte er die „besondere und unwiderstehliche Attraktivität" der Schauspielerin.

Pablo Picasso, dessen Werke in der Sowjet-Union kaum bekannt sind, verehrte er tief und war froh über die Gelegenheit, mit diesem „Giganten der Malerei" während eines Besuchs im Pariser Louvre zu reden. In seiner Wohnung, so berichtet er, hänge der Abdruck Nr. 32 von Picassos Friedenstaube, ein Geschenk der französischen Regierung.



1943 mit Frau Lidija, Sohn Anatolij und Tochter Emilja

Mit Boris Pasternak, dem lange Verfemten, saß er in der Küche in dessen Datscha in Peredelkino und sprach über sowjetische Kunst und amerikanische Kultur. Pasternaks Hauptwerk „Dr. Schiwago" fand er nicht besonders, doch der Versuch der Moskauer Kulturbürokraten Ende der fünfziger Jahre, diesen „großen Künstler des Wortes vom Kollektiv der sowjetischen Schriftsteller auszugrenzen", sei „völlig ungerechtfertigt" gewesen. Ob er den Freund, der seiner Frau Lidija ein Gedicht widmete, in Schutz genommen hat, bleibt unklar. Nur das: Die Lage damals „konnte man nicht normal nennen".

Ein Kenner von Presley, Picasso und Pasternak – so recht hat ihm dies niemand zugetraut, dem Andrej Andrejewitsch Gromyko, Moskaus Botschafter in Washington und London, danach 28 Jahre verkniffener Außenminister der Sowjet-Union, Politbüromitglied und nun Vorsitzender des Präsidiums des Obersten Sowjet.

1985 mit Papst Johannes Paul II. im Vatikan

**Gromyko-Erinnerungen**
Ein wenig den Vorhang gelupft

In seinen Memoiren („Denkwürdiges"), die er jetzt in Moskau veröffentlichte, präsentiert sich der 78jährige diplomatische Haudegen, der wegen seiner stets heruntergezogenen Mundwinkel in Amerika den Spitznamen „Grim Grom" erhielt und der sich nach Meinung seines früheren Chefs Nikita Chruschtschow auf Befehl widerspruchslos auch auf einen Eisblock gesetzt hätte, als feinfühliger, kulturbegeisterter Politiker, der es genoß, Künstler in seinem Freundeskreis zu haben.

In Verona 1970 fühlte er unter dem Balkon der Julia den „mächtigen Einfluß des Genies Shakespeare", in Japan war er angetan von der Tee-Zeremonie, und in Amerika wandelte er in Museen und Galerien, bedrückt über die wenigen einheimischen Besucher.

In zwei Bänden, auf insgesamt 900 Seiten, mit einer für sowjetische Verhältnisse bescheidenen Auflage von 200 000 Exemplaren erinnert sich der „Kommunist vom Scheitel bis zur Sohle" (Gromyko über Gromyko) an Jugend und Karriere unter sechs Parteichefs.

Selbstkritisches kommt da nicht zu Tage, auch ist der Belorusse nicht von Zweifeln geplagt. Große Geheimnisse enthüllt er nicht, doch für Sowjetbürger, die es trotz „Glasnost" noch immer

1984 mit Shultz, Nancy und Ronald Reagan in New York; rechts: Ehefrau Lidija

nicht gewohnt sind, daß ihre Oberen ein wenig aus dem Nähkästchen plaudern und sogar ein Stückchen Privatsphäre preisgeben, dürften die beiden braunen Bände (Preis zusammen rund drei Stundenlöhne) eine spannende Lektüre sein.

Sie erfahren zum Beispiel, daß Gromyko Jäger ist und Bücher liebt. In seinen Regalen stehen viereinhalbtausend Bände – zum Leidwesen seiner rundlichen Frau Lidija, gelernte Bibliothekarin, die, wenn ihr Mann wieder neue Lektüre anschleppt, stets klagt: „Die Bücher fressen uns bald auf."

In seiner Jugendzeit dichtete er (das Ergebnis verbrannte er), noch immer schreibt er gern (mit Blaustift), und mit 25 wollte er eigentlich Pilot werden. Doch für die Flugschule war er ein paar Monate zu alt.

Einige politische Enthüllungen sind in den Memoiren gleichwohl enthalten. Bei einem Geheimbesuch in Peking 1958, während der Krise um die Inseln von Quemoy und Matsu, habe ihm Mao Tsetung den Plan vorgetragen, die Amerikaner bei einer bewaffneten Auseinandersetzung ins Landesinnere des riesigen chinesischen Reiches zu locken. Die Sowjets sollten dann, so Mao, die Amerikaner mit Atombomben vernichten. Die Antwort Gromykos: „Das von Ihnen beschriebene Kriegsszenario kann keine positive Antwort erhalten. Das kann ich mit Sicherheit sagen."

Mit Mao hatten die Sowjets, neben den politischen Differenzen, ohnehin menschliche Schwierigkeiten. Bei einem Essen in Peking habe der Chinese zum Gast Nikita Chruschtschow „nicht mehr als ein Dutzend Protokoll-Worte" gesprochen. Und unbehaglich erinnert sich Gromyko, wie er verzweifelt versuchte, die beiden Kommunistenführer Stalin und Mao während eines Diners im Moskauer Hotel Metropol 1950 ins Gespräch zu bringen. „Ich versuchte zu helfen, eine Unterhaltung in Gang zu setzen, doch besonderen Erfolg hatte ich nicht."

1979 in Bonn mit Bundeskanzler Schmidt

An seinen damaligen Chef Josef Stalin denkt Gromyko – wie viele Russen – mit zwiespältigen Gefühlen zurück. Der „gebildete" Mann, dessen „scharfer Blick . . . tausend Rätsel" enthielt, war laut Gromyko ein ausgezeichneter Unterhändler, ausgestattet mit einem Gedächtnis „wie ein Computer". „Stalins Humor wurde von allen als Vergnügen empfunden", er habe Musik und Maupassant geliebt. Aber: Stalin habe „eine Menge sowjetischer Menschen ins Verderben geführt", um ein Ziel zu erreichen. „Das Land und das Volk", so Gromyko, „kann ihm natürlich niemals diese ungesetzliche Massenvernichtung von unschuldigen Kommunisten und Parteilosen . . . verzeihen."

Beeindruckt zeigt sich der Ex-Außenminister auch von Politikern, mit denen er eigentlich wenig im Sinn haben sollte. Papst Johannes Paul II., der ungeliebte Pole, habe beim Gespräch im Vatikan in durchaus „taktvoller Art" seine Sorge über die Lage der Katholiken in der Sowjet-Union ausgedrückt – und „ruhig unsere Erklärungen angehört".

Den verstorbenen Schah von Persien nennt er „gebildet", der ehemalige afghanische König Sahir Schah bekommt gar die Note: „Ziemlich interessant, intellektuell und wissend."

Schlechter kommt Ex-Bundeskanzler Helmut Schmidt weg, dem Gromyko die Nachrüstungsinitiative als Antwort auf die sowjetischen SS-20-Raketen noch immer übelnimmt. Schmidt habe nie die „Lebensphilosophie eines Offiziers der Deutschen Wehrmacht abgestreift" und im Unterschied zu seinem „vielkantigen" Vorgänger Willy Brandt die Folgen seiner Entscheidungen unterschätzt. Immerhin: „Etwas" habe Schmidt für die deutsch-sowjetischen Wirtschaftsbeziehungen getan.

Am noch amtierenden US-Außenminister Shultz läßt der Memoirenschreiber kein gutes Haar. Mit Genugtuung erinnert sich Gromyko daran, daß er Shultz 1983 in Madrid wegen des Vorwurfs, die Sowjets hätten einen südkoreanischen Jumbo willkürlich abgeschossen, eine Standpauke hielt: „Mein Gesprächspartner konnte auf alle meine Fragen nicht antworten." Das sei, memoriert Gromyko, das „schärfste Gespräch" mit einem amerikanischen Amtskollegen gewesen – insgesamt hat er 14 erlebt und zählt stolz ihre Namen auf.

Shultz habe, so bei einem Treffen in New York, zwar immer über die Bedrohung der USA durch die Sowjet-Union lamentiert, jedoch nie Beweise erbracht: „Manchmal . . . schien es, als ob Shultz beginne, in seinem Aktenordner zu blättern, der bei ihm auf den Knien oder . . . auf dem Tisch lag, auf der Suche nach irgendwelchen Informationen. Nun, denke ich, jetzt kommen wir endlich zu Fakten und Ziffern. Aber gefehlt. Alles lief auf ausgetretenen Pfaden."

Den US-Präsidenten Reagan übergeht er – nur einen „festen Händedruck" und „Bewegungsdrang" konstatiert er. Frau Nancy erhält die Note „energisch und von sich selbst überzeugt".

Ein wenig lupft Gromyko auch den Vorhang zu Vorgängen im Kreml. Er beschreibt den nierenkranken Generalsekretär Jurij Andropow, der vor seinem Tod 1984 so hinfällig gewesen sei, daß er kaum sein Bett verlassen konnte: Stets beobachtete Andropow „wachsam" die Reaktion der Genossen auf seinen Zustand, Mitgefühl und Besserungswünsche nahm er laut Gromyko schweigend hin.

Nachfolger Tschernenko, ebenfalls schwerkrank, habe Gromyko drei Tage vor seinem Tod angerufen und gefragt, ob er nicht zurücktreten solle. Gromykos hintergründige Antwort: „Zur Eile besteht kein Grund, das wäre nicht gerechtfertigt." Tschernenko legte „ziemlich zufrieden" auf.

Den neuen Generalsekretär, der nun eine viel geschmeidigere Außenpolitik als er selbst betreibt, lobt der alte Diplomat in höchsten Tönen: vom Talent und Geschick des ZK unter Michail Gorbatschow sei er ganz „entzückt". ◆

# „Wo wäre der Mensch Waldheim zu finden?“

Österreichs Bundespräsident und der Bericht der Historikerkommission / Von Manfred Messerschmidt

Professor Manfred Messerschmidt, 61, Leitender Historiker am Militärgeschichtlichen Forschungsamt in Freiburg, war Mitglied der internationalen Historikerkommission zur Aufklärung der Kriegsvergangenheit des österreichischen Präsidenten Kurt Waldheim.

Der Bericht der „Waldheim-Kommission“ liegt den Medien seit dem 9. Februar vor. Seit 14 Tagen ist er auch gedruckt zu haben, als Beilage der Wiener Zeitschrift „Profil“. Die offizielle Ausgabe mit allen Anlagen läßt noch kurze Zeit auf sich warten.

Das Echo war und ist, wie zu erwarten, von der Parteien Gunst gefärbt. Herr Gruber fand kräftige Zustimmung*. Anonyme Zuschriften machen deutlich, was der Ex-Außenminister der Republik losgetreten hat:

> Sie Dreckskerl, Sie sind von den österreichischen Marxisten gekauft! Sie wollen ein „Historiker“ sein? Sie haben doch kein Hirn! Nachdem man Waldheim nichts nachweisen konnte, suchten Sie mit Akribie doch eine Formulierung in Ihrem Bericht, um ihn verdächtigen zu können.
>
> Sie sind einer der verdammten Marxistenschweine, eine internationale Verbrecherbande! Trauen Sie sich ja nie mehr nach Österreich! Die 200 000 Schillinge, die Sie für Ihre Scheißarbeit bekommen haben, sollen Ihnen kein Glück bringen!

Es handelt sich bei solchen Ergüssen um Zeichen nicht nur österreichischer Mentalität, deren Verbreitung und Tiefgang nur schwer zu bestimmen sind. Verdrängen, Nicht-wahrhaben-Wollen, schlechtes Gewissen sind hier zu einem festen Knoten verknüpft.

Was hat den Protest solcher Stimmen ausgelöst? Der Kommissionsbericht spricht bekanntlich nicht von Kriegsverbrechen des Leutnants/Oberleutnants Waldheim. Er spricht von Wissen und von einer Nähe zu kriegsrechtlich inkriminierten Vorgängen. Diese Feststellungen werden durch Dokumente belegt. Wer den Bericht mit den Anlagen zur Kenntnis nimmt, sucht hier vergebens nach dem Grund der allgemeinen Aufregung. Soll nicht sein, was nicht sein darf?

Welche Argumente lassen sich in solcher Lage finden? Die Gruberschen sind selbst-disqualifizierend. Man tut dem Minister a. D. sicherlich einen Gefallen, wenn man sich nicht mit ihnen befaßt. Bundeskanzler Vranitzky hat sich bei den Mitgliedern der Kommission für die Äußerungen entschuldigt und hat dafür ihren Respekt.

Welches sind die diskussionsfähigen Argumente gegen den Kommissionsbericht? Bundespräsident Waldheim sieht die Schlußfolgerungen auf Vermutungen und Hypothesen aufgebaut. Vizekanzler Mock vertritt den Standpunkt, die Kommission habe ihr Mandat überschritten.

**Militärhistoriker Messerschmidt:** „Soll nicht sein, was nicht sein darf?“

Der Vizekanzler irrt. Bundespräsident Waldheim hat im Frühjahr 1987 selbst die österreichische Bundesregierung ersucht, eine unabhängige Kommission von Militärhistorikern zu bestellen, die „mit der neuerlichen Prüfung und Evaluierung des *gesamten Materials* im Lichte der gegen den Herrn Bundespräsidenten erhobenen Vorwürfe betraut werden“ solle. Am 18. Mai 1987 ermächtigte die Bundesregierung den Bundeskanzler, im Einvernehmen mit dem Bundesminister für Auswärtige Angelegenheiten im Sinn dieses Antrags zu verfahren. Auf dieser Grundlage erging der Auftrag an die Kommission, zu untersuchen, „ob ein persönlich schuldhaftes Verhalten von Dr. Kurt Waldheim während seiner Kriegsdienstzeit vorliegt“.

Von einer Eingrenzung auf die Frage der Beteiligung an Kriegsverbrechen war nicht die Rede. Die gegen Bundespräsident Waldheim erhobenen Vorwürfe befaßten sich in hohem Maße mit seinem Wissen um inkriminierte Vorgänge. Die Kommission hat sich daher bei Untersuchung dieses Komplexes im Rahmen ihres Auftrages gehalten. Die Dissertation ist während der Militärzeit verfaßt worden. Sie war Gegenstand von Vorwürfen, mithin durchaus ein in Frage kommendes Untersuchungsobjekt.

Näherer Prüfung als der formale Einwand des Vizekanzlers bedarf die Kritik des Bundespräsidenten. Sie kann sich sinngemäß nicht auf den Komplex „Wissen“ beziehen. Gemeint sind die Hinweise des Berichts auf schuldhafte Beteiligung an rechtswidrigen Vorgängen. Hierzu einige Bemerkungen:

Hitlers sogenannter Kommandobefehl vom 18. Oktober 1942 verlangte die Tötung sämtlicher Angehöriger alliierter Kommandos ohne Rücksicht darauf, ob sie als Kombattanten anzuerkennen waren. Admiral Wilhelm Canaris (Chef der Abwehr) hat noch am 13. Oktober 1942 diese krasse Verletzung der Haager Landkriegsordnung verhindern wollen mit folgender Fassung: „Behandlung von Sabotageeinheiten: Sabotageeinheiten in Uniform sind Soldaten und haben Anspruch auf Behandlung als Kriegsgefangene. Sabotageeinheiten in Zivil oder deutschen Uniformen haben keinen Anspruch auf Behandlung als Kriegsgefangene (Freischärler).“

Es war vergeblich. Der Chef des Führungsstabs der Wehrmacht, Generaloberst Alfred Jodl, und sein Stellvertreter, General Walter Warlimont, agierten willfähriger. So kam der berüchtigte Befehl zustande: „Von jetzt ab sind bei sogenannten Kommandounternehmungen in Europa oder in Afrika von deutschen Truppen gestellte Gegner, auch wenn es sich äußerlich um Soldaten in Uniform oder Zerstörungstrupps mit und ohne Waffen handelt, im Kampf oder auf der Flucht bis auf den letzten Mann niederzumachen . . . Selbst wenn diese Subjekte bei ihrer Auffindung Anstalten machen sollten, sich gefangen zu geben, ist ihnen grundsätzlich jeder Pardon zu verweigern . . .“ Dennoch in Gefangenschaft geratene Soldaten der Kommandos waren dem Sicherheits-

* Der ehemalige Außenminister Karl Gruber hatte in einem Fernseh-Interview gesagt, Messerschmidt sei „ein Sozialist“, die anderen Kommissionsmitglieder „sind jüdischer Abstammung“ (Red.).

dienst (SD) zwecks „Sonderbehandlung" zu übergeben.

Die Rechtswidrigkeit dieses Verfahrens war offensichtlich. Kommandoangehörige sind im Verantwortungsbereich Waldheims verhört worden. Zahlreiche Berichte über Kommandoangehörigen-Angelegenheiten liefen über seinen Schreibtisch. Der Ordonnanzoffizier 3 (O3) war zuständig für Gefangenenvernehmungen. Als am 26. April 1944 eine Anfrage der Heeresgruppe E Ic/AO (Feindlage/Abwehr-Offizier) an Oberbefehlshaber Südost Ic/AO folgenden Inhalts – „Weitere Vernehmung englischen Alimnia-Commandos ergebnislos. Entscheid, ob Gefangene jetzt SD auszuliefern, erbeten . . ." – abgeschickt wurde, war Waldheim in Arsakli anwesend. Daß er von diesem das ganze Procedere beschleunigenden Schritt in seinem Verantwortungsbereich nichts gewußt hat, ist so gut wie ausgeschlossen. Waldheim hat das Alimnia-Kommando betreffende Vorgänge am 21.4., 24.4. und 29.4.1944 paraphiert.

Der SD konnte nicht tätig werden, ohne daß ihm zuvor die Gefangenen durch die Heeresgruppe E übergeben wurden: ein notwendiger Schritt im Gesamtablauf des Befehlsvollzuges. Es kommt in diesem Zusammenhang gar nicht darauf an, ob Waldheim die Vernehmungen selbst durchgeführt hat. Dies besorgten die ihm zugeteilten Mitarbeiter. Er nahm davon Kenntnis. Das weitere Verfahren lief nicht ohne seine Beteiligung ab.

Hier ist mithin ein Vorgang gegeben, den die Kommission als „befehlsmäßiges Handeln in klarer Kenntnis der Tatsache, daß der Befehl Verbrechen bezweckte", qualifiziert hat. Die Kommission hat die Mitwirkung nicht als Kriegsverbrechen bezeichnet, aber sie sieht darin wesentlich mehr als bloßes „Wissen". Wenn die Kommission auch keine strafrechtlich zurechenbare Schuld angenommen hat, so bleibt doch Spielraum, darüber nachzudenken, ob nicht doch Strafjuristen hier eine Form der Beihilfe diskutieren könnten.

Die Frage der Zumutbarkeit einer Gegensteuerung ist nicht einfach zu beurteilen. Hierauf hat der Bericht deutlich hingewiesen. Waldheims Handlungsspielraum wurde als sehr begrenzt beschrieben. Andererseits war aber auch festzustellen, daß das Risiko eines Versuchs, sich herauszuhalten, nicht gerade ein Todesurteil gewesen wäre. Der Hauptmann Kleykamp hat sich in einem solchen Fall lediglich einen Rüffel vom Oberkommando der Wehrmacht/Auslandsabwehr eingehandelt. Wo sind bei dieser „Evaluierung" die Vermutungen und Hypothesen?

Es ist auch weder Vermutung noch Hypothese, daß der Ib-Bereich bei der Kampfgruppe Westbosnien mit dem Transport von Gefangenen und Flüchtlingen zu tun hatte. Die Quartiermeisterabteilungen waren hierfür generell zuständig. Besondere Befehle für die Kampfgruppe Westbosnien sahen dies speziell vor. So wurde wenige Wochen vorher bei der Kampfgruppe General Bader verfahren, so wurde wenige Wochen später bei der 714. Division verfahren, die den Kern der Kampfgruppe Westbosnien bildete. Der Ic (Feindlage-Offizier) der Kampfgruppe gibt Anfang August 1942 eine Mitteilung an Ib (Versorgungs-Offizier) über die Freigabe von Häftlingen zur Zwangsarbeit in Deutschland. Zu welchem Zweck? Es kann sich nur um die Transportfrage gehandelt haben. Der Ib-Bereich war über die Grundsätze der Gefangenenbehandlung informiert.

**Wehrmachtsoffizier Waldheim (M.) 1943**
„Strategie des Vergessens"

Ist es Vermutung oder Hypothese, wenn die Kommission davon spricht, daß sich Waldheim bei der Kampfgruppe Westbosnien über das Wissen hinausgehend in größerer Nähe zu kriegsrechtlich inkriminierten Aktionen befunden hat? Soll man annehmen, der eingespielte Apparat der Stabsarbeit habe, ausgerechnet während der Anwesenheit Waldheims und ausgerechnet in einer Zeit großer Gefangenen- und Flüchtlingszahlen, anders funktioniert, als die Befehle vorschrieben? Das wäre in der Tat hypothetisch um die Ecke gedacht.

Die ungewöhnliche Tatsache, daß über die deutsch-kroatische Kooperation bisher in jugoslawischen Archiven nur kroatische Dokumente und deutsche Dokumente aus dem Ic-Bereich auffindbar waren, bedeutet nicht, daß der Ib-Bereich untätig geblieben ist. Die Auffälligkeit dieser Aktenüberlieferungssituation soll hier nicht weiter diskutiert werden. Es scheint jedenfalls, daß das vom SPIEGEL veröffentlichte Falsifikat im Zusammenhang mit dieser Situation angesiedelt ist. Ich habe hier nur zwei Beispiele herausgegriffen, die für die Reaktion der Verdränger irritierend waren und die sie deswegen gleichfalls verdrängend abzufangen versuchten.

Das weite Feld des Wissens, zu dem auch der „Abschub" von 100 000 Italienern im September 1943 gehört – zu einer Zeit, als zwischen dem Deutschen Reich und dem Königreich Italien kein Kriegszustand herrschte –, ist so dicht dokumentiert, daß hier keine weiteren Hinweise nötig erscheinen.

Ich habe mir die Frage gestellt, wie das Nichtwissen Waldheims, das während der vierstündigen Besprechung mit der Kommission kaum etwas zu Besprechendes greifbar werden ließ, zu qualifizieren sein könnte. Vorgänge (willkürliche Massenerschießungen durch Wehrmachtsangehörige) wie in Kalawrita, Distomo und Chortiatis wie auch in Westbosnien sind wohl nur in ganz besonderen psychischen Befindlichkeiten vergeßbar, wenn sie zur Zeit ihrer Kenntnisnahme überhaupt Eindruck hinterlassen haben. Ein einigermaßen sensibler Mensch kann wohl nicht unbeeindruckt geblieben sein, wenn er von der Ermordung von Frauen, Kindern und Greisen dienstlich Kenntnis erhielt, wenn ringsherum Empörung und Entrüstung herrschten.

Welche Mechanismen sind hier wirksam? Dieselben wie bei dem Vergessen anderer Tatsachen, zum Beispiel von Verhören der Kommandoangehörigen in Saloniki oder der alltäglichen Praxis der sogenannten Sühnemaßnahmen? Dieselben, die einen wohlinformierten Offizier des Ic-Dienstes offenbar so völlig ahnungslos am Rande des vielleicht schrecklichsten Krieges dahinleben ließen? In dieser Frage ist der Historiker überfordert – wenn er nicht an eine „Strategie des Vergessens" zu glauben Anlaß hätte.

Wer nimmt im Klima der Erbostheit Kenntnis davon, daß der Kommissionsbericht Waldheim in wichtigen Punkten entlastet hat? Da war der Vorwurf, er habe als Verbindungsoffizier zur (italienischen) Pusteria-Division im April 1942 bei der Übergabe von 488 Gefangenen an die SS mitgewirkt.

Der Bericht sucht nachzuweisen, daß dieser Vorwurf unzutreffend ist. Dasselbe gilt für die Frage, ob Waldheim in den

Lagern Gradišca und Priedor Gefangene aussortiert hat.

Wer kann dem konservativen, ruhig abwägenden Kommissionsvorsitzenden Professor Kurz unterstellen, er habe sich für seine Kommission lauter „Waldheim-Feinde" ausgesucht? Aber es gibt sie, diese Unterstellen.

Eine kritische Anmerkung des österreichischen Kollegen Rauchensteiner wird jedes Mitglied der Kommission akzeptieren. Er vermißt im Kommissionsbericht „den Menschen Waldheim". Diese Beobachtung ist zutreffend. Nur – wo wäre er zu finden gewesen? Während des Gesprächs der Kommission mit dem Bundespräsidenten war er kaum greifbar.

Ein Wort zu den Relationen der Schuld: Natürlich waren im Südosten in erster Linie die dortigen Oberbefehlshaber, Generalfeldmarschall List, General Kuntze, Generaloberst Löhr und Generalfeldmarschall von Weichs, gefordert und mit ihnen weitere Generale und hohe Stabsoffiziere, sich gegen den Kommandobefehl oder die grausame Sühnepraxis zu stellen. Aber wenn ein System funktionieren soll, funktioniert es von oben nach unten. Dies war auf dem Balkan der Fall. Man wird daher Waldheim zugute halten müssen, daß seine höchsten Vorgesetzten versagt haben. In Fragen der Änderung der „Sühnepolitik" erreichte der Gesandte Neubacher wenigstens eine Milderung, was Weichs' und Löhrs Pflicht auch im Interesse ihrer Soldaten gewesen wäre, die das blutige Geschäft zu erledigen hatten, von dem der General von Glaise und Horstenau gesagt hat, es sei weder gerecht noch sinnvoll.

In England betreibt der Bruder des früheren Premiers Douglas Home, wie der „Sunday Times" vom 21. Februar zu entnehmen ist, die Revision eines Militärgerichtsurteils aus dem Jahre 1944. Damals hatte er sich geweigert, an einem Angriff auf Le Havre teilzunehmen, weil nach seiner Meinung dabei Tausende von Zivilisten getötet würden. Es wurden, wie es heißt, 2000 Opfer gezählt. Der junge Offizier erhielt ein Jahr Gefängnis. In Le Havre wird er als Held betrachtet.

Der einzelne sieht sich in derlei Umständen mit der sogenannten „militärischen Notwendigkeit" konfrontiert. Aber es gibt Grenzen der Anwendbarkeit dieses Prinzips. Diese waren beim Kommandobefehl und bei der „Sühnepraxis" genauso grundsätzlich verletzt wie beim strategischen Bombenkrieg gegen Wohngebiete in Europa und Japan. Waldheim geriet in diese Mühle.

**Kanzler Vranitzky, Vize Mock, Historiker Kurz*:** „Der Stein ist ins Wasser gefallen"

Was seine Kritiker ihm vor allem vorwerfen, ist, daß er von fast allem nichts bemerkt haben will. Die Kommission kam bei dem Gespräch mit ihm nicht näher an ihn heran. Seine Antworten sind „fertig", jederzeit abrufbar, was einerseits nach so langer Zeit des Aufenthalts im Kreuzfeuer nicht überrascht, andererseits wegen der diplomatischen Glätte skeptisch macht.

In den Tagen des April 1944, als Ic/O3 sich mit den Alimnia-Gefangenen zu befassen hatte, kam Waldheim auch die Tagesmeldung des 68. Armeekorps, Ic, vom 28.4.44 auf den Schreibtisch: „Als Sühnemaßnahme für Überfall Molai beabsichtigt:

1. Erschießung von etwa 200 Kommunisten in Athen.

2. Erschießung aller Männer, die im Raum Molai-Sparta von der nach Sparta zurückkehrenden Truppe außerhalb der Dörfer angetroffen werden.

3. Erschießung von etwa 100 Bandenverdächtigen, die durch die griechischen Freiwilligen-Abteilungen ausgesucht werden."

Diese Ankündigung stand im krassen Gegensatz zu dem vom Gesandten Neubacher erwirkten „Sühnebefehl" vom 22. Dezember 1943. Hier wäre etwas zu veranlassen gewesen, sobald die Meldung O3 auf den Schreibtisch kam. War dies nicht eine der „bescheidenen Möglichkeiten" – sogar ohne Risiko – zu Hinweisen oder Gegenvorstellungen?

Die Diskussion um solche Fragen leidet darunter, daß stets sogleich auf die Gefahren hingewiesen wird, die eine Befehlsverweigerung nach sich gezogen hätte. Das Beispiel zeigt, daß je nach Situation auch andere Möglichkeiten mit wesentlich geringeren Risiken existierten, für Recht und Humanität einzutreten. Der im Dienstweg erste Empfänger einer derartigen Ankündigung sollte doch wohl reagieren? Schafft eine Unterlassung in solchen Fällen nicht doch ein besonderes moralisches Verhältnis zu den voraussehbaren Folgen? Hier ist nicht die Rede von dem Soldaten X, sondern von dem O3 der Heeresgruppe, bei dem solche Meldungen zunächst aufliefen.

Mit solchen Unterlassungen steht Waldheim nicht allein. Ohne seine in der Nachkriegszeit abgegebenen Stellungnahmen hätte niemand seine Vergangenheit interessanter oder aufregender gefunden als die vieler anderer Offiziere. Es trifft auch zu, daß manche Vorwürfe unberechtigt oder weit übertrieben waren. Die jugoslawische Odluka (Verordnung) des Jahres 1947 bewies so gut wie nichts. Sie hat viel Staub aufgewirbelt, aber nur Behauptungen aufgestellt. Zahlreiche Presseverlautbarungen lagen neben der Sache, viele beruhten auf Irrtümern, nicht zuletzt der vieldiskutierte SPIEGEL-Artikel, der das Telegramm und das Bild mit dem Offizier brachte, der mit Waldheim verwechselt worden ist. Manche Beiträge amerikanischer Zeitungen stilisierten Waldheim zum Hauptkriegsverbrecher hoch.

Der Kommissionsbericht hat hier vieles zurechtgerückt. Hat er aber die Proportionen mit dem rechten Maßstab gemessen? Hierüber ist zu diskutieren. Im Außenministerium hat man zeitweise Schlimmes befürchtet und am letzten Tag noch versucht, Einfluß auf Formulierungen zu nehmen. Am Tag zuvor soll der Bundespräsident den Versuch gemacht haben, eine Front gegen die Akzeptanz des Berichts zu formieren. Woher mag er Kenntnis über den Inhalt gehabt haben?

Es ist hier der Ort, um ein abschließendes Wort zur Frage zu sagen, ob die

* Bei der Übergabe des Kommissionsberichtes.

Kommission Formulierungen in ihrer Schlußbetrachtung aufgrund von Pressionen geändert hat. Eine solche Annahme war noch am 8. Februar zu hören. Und es gab einleuchtende Gründe für eine derartige Sicht der Dinge. War nicht Professor Kurz im Laufe des Vormittags zum Generalsekretär Klestil ins Außenministerium gebeten worden?

Er war tatsächlich dorthin gerufen worden, und er kam einigermaßen exaltiert zurück und hatte sichtlich Wichtiges zu vermelden – aber: An diesem Vormittag diskutierte die Kommission eine von Professor Kurz als Diskussionsgrundlage gedachte Formulierung des Schlußabsatzes. Dieses schwierige Geschäft war auf den letzten Tag zurückgestellt worden. Kurz fand seine eigene Formulierung selbst nicht mehr so gut wie bei der Niederschrift. General Collins (Kommissionsmitglied aus USA) gab zu bedenken, die Kommission könne sich damit den Vorwurf einhandeln, sie habe sich nicht an die „terms of reference" gehalten.

Bei diesem Diskussionsstand erreichte uns der Anruf aus dem Außenministerium, mit dem Professor Kurz zum Generalsekretär gebeten wurde. Während seiner Abwesenheit wurde der Schlußabsatz fertigredigiert. Bei seiner Rückkehr stand der Bericht. Ein Pressionsversuch war da, aber er ging ins Leere. Er hätte ansonsten mit Sicherheit eine Konfliktsituation heraufbeschworen.

Die Kommission hat immer gewußt, daß ihr Bericht die Diskussion um Waldheim nicht beenden würde. Sie hat versucht, für mehr Klarheit zu sorgen. Ob dies geschah, ist derzeit noch umstritten. Der Stein ist ins Wasser gefallen und zieht seine Kreise.

KENNEDY

## Wundervolle Liebesnacht

**Eine ehemalige Mätresse John F. Kennedys plaudert neue Details über die guten Beziehungen des früheren Präsidenten zur Mafia aus.**

Die Herren begrüßten sich mit Vornamen, dann besprachen sie Geschäftliches. Der eine, so behauptet die Zeugin Judith Campbell Exner, sei der amerikanische Präsident John F. („Jack") Kennedy gewesen, der andere Sam Giancana, Chef des Chicago-Syndikats und eine der mächtigsten Figuren des organisierten Verbrechens in den USA.

Die Zusammenkunft, so Frau Exner, heute 54, vorige Woche in einem Interview mit der Illustrierten „People", habe sie selbst auf Wunsch Kennedys arrangiert.

Daß sie damals, im April 1961, dazu in der richtigen Position war, darf als sicher gelten: Sowohl mit dem ältlichen Mafioso als auch mit dem ranken Präsidenten pflegte Frau Exner enge Kontakte.

Seit 1975, als die politisch brisante Affäre ruchbar wurde, hatte Judith Exner stets bestritten, daß es zwischen ihren beiden Liebhabern irgendwelche Verbindungen gegeben habe. Doch weil sie an Krebs leide und nicht mehr lange zu leben habe, möchte sie nun „die Wahrheit sagen". Die habe sie bisher verschwiegen, denn „ich fürchtete um mein Leben".

Mit gutem Grund: Bevor Giancana 1975 vor einem Senatsausschuß aussagen konnte, wurde er ermordet.

Erstmalig, so hatte „New York Times"-Kolumnist William Safire nach

**Freunde Judith Exner, Kennedy, Sinatra 1960:** „Eine Art Kurier"


ÖKO-TEST MAGAZIN

MÄRZ/88

KÖRPER-LOTIONS: WIE REIZEND!

Was tun wir uns im Dienst der Körperpflege nicht alles an. Wir rücken uns mit krebserregenden Nitrosaminen zu Leibe, mit reizenden Emulgatoren und Allergien auslösendem Formaldehyd. Arme Haut! Der ÖKO-TEST beweist: Die meisten Körperlotionen enthalten noch immer diese gefährlichen Chemikalien. Und bergen damit viele Risiken für die Haut. Dabei gibt es Alternativen, die völlig unbedenklich sind. Nachzulesen im neuen ÖKO-TEST-Magazin. Jetzt überall am Kiosk.

Coupon. Hier bitte abtrennen.

Informieren Sie mich bitte über die bisherigen Themen des ÖKO-TEST-Magazins und schicken Sie mir bitte ein Probeheft (DM 4,–).

Name

Straße

PLZ/Ort

Einsenden an das
ÖKO-TEST-Magazin,
Forstbergstraße 7,
6107 Reinheim 2

**Vorteile über Vorteile für Profi-Traveller.**

**Zum Beispiel: Schneller, billiger und bequemer fliegen.**

Airlines: Wer bietet Ihnen am Boden und in der Luft den besten Service? Miet-Büros: So arbeiten Sie auf Reisen besser. Hotelfrühstück: Ihr perfekter Start in den Reisetag. US-Mietwagen: Wie Sie Vorteile aus dem Preiskampf auf den Highways ziehen. Paris: Insiders Guide durch die neue Szene an der Seine. Mobil-Büro: Kleine Computer, große Leistung.

Dazu 8 Seiten Newsletter:

Hotelpreise: Sparen Sie Geld, buchen Sie richtig. Schnelle Tabellen: Die echten Feiertage und genaue Sommerzeit in aller Welt. Bahnreisen: So sparen Sie bis zu 40 Prozent. Interview: Flug verspätet – Geld zurück.

**Profitravel. Allererster Klasse. Das Reisemagazin für Manager.**

Nächsten Montag neu im gut sortierten Zeitschriftenhandel. Oder bestellen Sie Ihr Exemplar gleich zum Ortstarif ☎ 01 30/40 04.

dem Bekanntwerden der Affäre zwischen Ms. Exner und John F. Kennedy geschrieben, sei „das organisierte Verbrechen in das Weiße Haus eingedrungen". Judith Exner zufolge war es eher andersherum, war es der Präsident, der in die Unterwelt eindrang: „Ich war eine Art Kurier und habe zwischen Jack und Sam vermittelt, wenn der Präsident Sam sehen wollte." Zehnmal hätten sich die beiden getroffen, einmal gar, so meint Frau Exner zu wissen, im Weißen Haus.

In den kriminellen Untergrund stieß Kennedy vor, weil sein sexueller Heißhunger stets nach Stillung verlangte und ihn die Ehe mit Jackie langweilte. Als der Bostoner Millionenerbe und Kriegsheld, damals noch Senator, sich mit seinem Freund Frank Sinatra zum Wochenende in Las Vegas traf, seien „Showgirls aus der ganzen Stadt" bei Kennedy „ein- und ausgegangen", notierte ein FBI-Beamter, der Kennedy im Auftrag des prüden FBI-Chefs Edgar Hoover observierte. Kennedy-Schwager Peter Lawford bekannte 1983, er habe „Frank mit Mädchen versorgt, und Frank wiederum versorgte Jack".

So war es denn auch Sinatra, der Ms. Exner und Kennedy im Februar 1960 miteinander bekannt machte. Schon kurz darauf verbrachte Judith mit dem zum Bewerber um die Präsidentschaftskandidatur avancierten Kennedy in New York nach eigener Aussage „eine wundervolle Liebesnacht".

Sinatra, sowohl ein Bewunderer Kennedys als auch der Mafia, diente Frau Exner kurz darauf – und mit gutem Erfolg – auch seinen Mafia-Freunden Sam Giancana und Johnny Rosselli an.

Bei einem Dinner in Washington, erzählt Judith Exner, habe Kennedy sie dann um einen Termin mit dem Mafia-Boss gebeten: „Ich könnte seine Hilfe im Wahlkampf gut gebrauchen."

Um seinen Konkurrenten Hubert Humphrey beim Kampf um die Präsidentschaftskandidatur der Demokratischen Partei zu schlagen, mußte der Katholik Kennedy vor allem beweisen, daß er auch in einem überwiegend protestantischen Bundesstaat gewinnen konnte. Also brach der Giancana-Gehilfe Paul („Der Dünne") D'Amato umgehend nach West Virginia auf, wo er Mafia-Verbindungen aktivierte, über 50 000 Dollar eintrieb und damit Wahlleiter und Sheriffs einkaufte.

Das Ergebnis konnte sich sehen lassen, Kennedy gewann mit 60,8 Prozent der Stimmen in West Virginia.

Beim Hauptwahlgang im November 1960 gegen den Republikaner Richard Nixon half nach Auskunft Judith Exners abermals die Mafia nach: In Chicago hätten Giancana und das Syndikat für die Mobilisierung der Kennedy-Wähler gesorgt, während Bürgermeister Richard Daley die Stimmauszählung so lange hinausgezögert habe, bis Kennedy Chicago und damit den damals wahlentscheidenden Bundesstaat Illinois gewonnen hatte. „Hör mal, Schätzchen, wenn ich nicht gewesen wäre, dann würde dein Freund nicht im Weißen Haus sitzen", brüstete sich Giancana gegenüber Judith Exner nach der Wahl.

**Mafia-Boss Giancana***
Wahlschwindel für Kennedy?

Will man Frau Exner glauben, dann fand der Freund, kaum daß er ins Weiße Haus eingezogen war, gleich neue Arbeit für die Männer aus der Unterwelt. Schon während der Eisenhower-Präsidentschaft hatte die CIA erwogen, den in Kuba 1959 an die Macht gekommenen Fidel Castro mit Hilfe der Mafia aus dem Weg zu räumen. Jetzt, nach Kennedys Wahlsieg, wurde das Mordkomplott gegen den bärtigen Revoluzzer neu aufgelegt.

Bis heute ist umstritten, ob Kennedy darin eingeweiht war. Seinem Mitarbeiter Richard Goodwin zufolge lehnte der Präsident die Ermordung Castros ab, „weil wir letztlich alle zu einem Ziel werden, wenn wir diese Art von Sachen machen".

Judith Exner aber will mehrmals bedeutsame Unterlagen zwischen Giancana und Kennedy hin- und hertransportiert haben, und sie glaubt heute, es habe sich dabei um Mordpläne gegen Castro gehandelt.

Fest steht, daß die CIA Anfang 1961 Giftpillen an Giancanas Adjutanten Rosselli aushändigte. Castro überlebte, Giancana, Kennedy und Rosselli nicht.

* Bei seiner Festnahme in Chicago 1957.

## Golf: Teilabzug der US-Flotte

Im Persischen Golf hält die Ausdünnung der internationalen Flottenverbände an. Nachdem die U. S. Navy zunächst das Schlachtschiff „Iowa" und zwei Begleitzerstörer abgezogen hatte, nahm vorige Woche der Hubschrauberträger „Okinawa" Kurs auf San Diego. Auch die europäische Minensuchflotte im Golf wurde von 14 auf 7 Einheiten verkleinert. Mit dem Teilabzug reagieren die Verbündeten auf eine zurückhaltendere Taktik des Iran, der seit September keine Minen mehr gelegt hat und amerikanische wie britische Geleitzüge unbehelligt ließ. Erleichtert wurde der Abzug der „Iowa" und „Okinawa" durch eine Verbesserung der Nachschubwege im Golf: Saudi-Arabien gewährt Räumbooten neuerdings Anlegerechte im Marinehafen von Dschubail und stellt Großraumtransportern der US-Luftwaffe den Militärflughafen Dhahran zur Verfügung. Hinzu kommt, daß die USA zwei

Amerikanische Schwimmplattform im Golf

riesige Schwimmplattformen, jede größer als ein Fußballfeld, in Position gebracht haben – eine vor Bahrein, die andere zwischen dem kuweitischen Ölterminal Mina el-Ahmadi und der iranischen Insel Farsi. Wegen der Plattformen, auf denen sich Abhöranlagen und US-Kampfhubschrauber befinden, haben iranische Rennboote im nördlichen Abschnitt des Golfs die Angriffe auf einzeln fahrende Frachter und Tanker eingestellt. Als weiteres Motiv für die Verkleinerung der US-Golfflotte nennen Experten einen Defacto-Waffenstillstand an der Landfront zum Irak, an dem die Winteroffensive des Iran bisher ausgeblieben ist – offenbar, weil sich die jüngste Rekrutierungskampagne Teherans als Fehlschlag erwies: Anstatt, wie geplant, eine Viertelmillion Soldaten vor der irakischen Hafenstadt Basra zu konzentrieren, hat Iran nur 150 000 Mann – zu wenig, um „Menschenwellen"-Angriffe zu führen.

## Washingtons Pleite in Panama

Der mißglückte Versuch des panamaischen Präsidenten Eric Delvalle, den Armeechef Manuel Noriega zu stürzen, ist auch eine Pleite für das US-Außenministerium. Unterstaatssekretär Elliott Abrams hatte vorletzte Woche in Miami mit Delvalle die Entmachtung Noriegas abgesprochen und leichtfertig gehofft, Panamas Streitkräfte würden mitmachen. Doch die Armee stand hinter dem General, statt Noriega wurde am Donnerstag Delvalle abgesetzt. Trotz seiner Glücklosigkeit hat Abrams in allen Fragen der US-Lateinamerikapolitik freie Hand, weil Außenminister George Shultz nach Angaben engster Mitarbeiter sich dort weder auskennt noch bereit ist, nach einem Nachfolger für Abrams zu suchen. Auf dessen Konto ging der bislang gescheiterte Versuch, Nicaraguas Contras als politisch bedeutsame Gruppe zu organisieren. Abrams war auch für die bedingungslose Unterstützung des haitianischen Machthabers Henri Namphy verantwortlich gewesen. Der dankte es ihm im November vergangenen Jahres mit dem blutigen Wahlsonntag von Port-au-Prince.

Panama-Machthaber Noriega

## Ungarn wirbt um deutsche Studenten

Das Geschäft mit westdeutschen Medizinstudenten veranlaßt Ungarn, nun auch angehende Zahnärzte, Pharmazeuten und Tierärzte ins Land zu locken. Vom Herbst an beginnen die Semmelweis-Universität und die Veterinärmedizinische Hochschule in Budapest mit Vorlesungen in deutscher Sprache. Insgesamt studieren bereits 5000 Ausländer in Ungarn. Das Gros stellen Numerus-clausus-Flüchtlinge aus der Bundesrepublik, von denen jährlich 120 Neuzugänge an der Semmelweis-Universität Medizin studieren können. Das Studiengeld beträgt monatlich 300 bis 400 Dollar.

## Ex-Terrorist kritisiert KPI

„Mit dem Terrorismus ist es vorbei. Er ist nur noch ein Gespenst." So begründete vorigen Dienstag in Rom der ehemalige Rotbrigadist Alberto Franceschini, 41, das Erscheinen seiner Memoiren mit dem Titel „Mara, Renato und ich". Franceschini, der ein Mitbegründer der „Brigate Rosse" war, beschreibt die Anfänge des italienischen Terrorismus bis zur Ermordung des christdemokratischen Parteipräsidenten Aldo Moro im Mai 1978. Das Buch habe er verfassen müssen, um den Terroristen in sich zu beerdigen, sagt Franceschini,

Buchautor Franceschini

der vor allem das Verhalten der Kommunistischen Partei Italiens nach der Entführung Moros untersucht. Die KPI wandte sich damals mehrfach gegen Initiativen, die zu dessen Befreiung hätten führen können. „Die Partei war wie ein Dickhäuter, der durch seine Langsamkeit und Steifheit blockiert war", rügt Franceschini. Für seine Auftritte benötigt er eine Sondergenehmigung, obwohl er nur noch nachts ins Gefängnis muß. Die Straferleichterung garantiert ein neues Gesetz, das Terrorhäftlinge resozialisieren soll.

**Piazza Unità im Stadtzentrum von Triest*:** Eine eigentümliche, zur Schicksalsform stilisierte Melancholie

# „Die Stadt ist reich, aber ohne Träume“

SPIEGEL-Redakteur Joachim Hoelzgen über das schöne Sterben von Triest

Wenn Giorgio Voghera das jüdische Altersheim verläßt und in die Via Giulia einbiegt, erscheint ihm Triest wie eine Stadt, aus der die Zeit herausgenommen worden ist.

Voghera, ein imposanter Mann mit hoher Stirnglatze und weißem, an den Seiten gekräuseltem Haar, ist der letzte Überlebende einer Epoche, in der Triest eine Welthauptstadt der Literatur war. Seine Romane setzten sich mit der verborgenen Innenwelt von Angestellten auseinander, die Voghera, der bei einem Triestiner Versicherungsunternehmen tätig war, aus eigenem Erleben kennt.

In der Bar Giulia begrüßen ihn die Gäste, wenn er an seinem Tisch mit Leselampe Platz nimmt. Der Alte erzählt bei einer Tasse Cappuccino von James Joyce, der in Triest seinen „Ulysses“ schrieb und an der Berlitz-Schule in der Via Donato Bramante Englisch unterrichtete. Joyce lernte dabei den Geschäftsmann und heimlichen Autoren Ettore Schmitz alias Italo Svevo kennen – Triests zentrale Figur der peinlich genauen Selbstdarlegung – und ermutigte ihn, seine Werke zu veröffentlichen.

„Svevo verkehrte im Café Garibaldi an der Piazza Unità“, erzählt Voghera, „oft zusammen mit dem Freud-Schüler Edoardo Weiss, bei dem die halbe Stadt in psychoanalytischer Behandlung war. Jeder wußte, wie es um den anderen stand.“

Voghera ist ein fast mythisches Symbol der Triestiner Kaffeehäuser, die er mit der präzisen Routine des rüstigen Greises aufsucht. Dreimal täglich geht er in die Bar Giulia. Zweimal in der Woche sitzt er im Café San Marco in der Via Cesare Battisti, einer Enklave des Jugendstils mit kaffeebraunen Marmortischchen und Thonet-Stühlen. Hier und auch im Café Tommaseo, 1830 eröffnet und beladen mit belgischen Wandspiegeln, Reliefs und honigfarbenen Stukkaturen, nähern sich ihm die Ober mit solch vornehmer Zurückhaltung, als ob sie einem Denkmal den Kaffee servier-

**Triestiner im Café San Marco:** „Was uns bleibt, ist die Geschichte“

* Auf der Säule ein Standbild des österreichischen Kaisers Karl VI., der Triest 1719 das Freihafen-Patent erteilte.

**Plakat des Österreichischen Lloyd von 1900:** „Imperatrix" aufs Meer entsandt

sern und Palästen aus den theresianischen, josephinischen und franz-josephinischen Stilepochen fasziniert, müsse auf gelegentliche Besucher wie ein Museum wirken, meint der Triestiner Claudio Magris, Kulturkritiker des „Corriere della Sera", Professor für deutsche Literatur und neben Regisseur Giorgio Strehler intellektuelles Aushängeschild der Stadt am östlichsten Zipfel Italiens. „In dem Museum", fügt Magris hinzu, „wird aber immer noch gelebt und gedacht."

Als Beweis dient etwa den PR-Leuten der Stadt Triests neuer Containerhafen, eine mit Kränen gespickte Milliarden-Investition, die im Wettbewerb mit dem von Streiks geplagten Genua und anderen ligurischen Häfen wie La Spezia durchaus bestehen kann.

Der Aufschwung an den Docks ist das Verdienst des Hafenpräsidenten Michele Zanetti, der es mit psychologischem Geschick verstand, die früher allmächtigen Hafenarbeiter auf Computer anstelle von Streiks einzuschwören und einem Personalabbau um die Hälfte zuzustimmen. Zanetti hat auch zwei dem Deutschen entliehene geographische Begriffe – „Hinterland" und „Mitteleuropa" – neu belebt und das Geschäft in Richtung Norden und Nordosten ausgeweitet, nach Bayern, Österreich und Ungarn, von wo die Container-Lastwagen über eine Stelzen-Autobahn direkt bis an die Kais heranrollen.

Für die Triestiner verkörpert Zanetti, was der frühere Ministerpräsident Bettino Craxi dem Land gepredigt hat – Tatkraft und Effizienz. In seiner früheren Rolle als Chef der Provinzregierung hatte er diese Eigenschaften mit einem weltweit beachteten Experiment schon einmal bewiesen: Er unterstützte die Abschaffung der gefürchteten Triestiner Zwangspsychiatrie, in deren geschlossenen Abteilungen, wie Zanetti sich erinnert, „Menschen wie Gemüse gestapelt" wurden.

Zanetti und der von ihm eingestellte Psychiater Franco Basaglia sorgten für ein Netz von ambulanten Stationen in den Stadtvierteln Triests und schufen auf diese Weise Anlaufstellen mit blitzblanken Zimmern und weißbelakten Betten für die früheren Patienten – ein Angebot, das von amerikanischen Experten gerade neu entdeckt wird. Mini-Zentren wie in Triest könnten in den US-Großstädten das Problem obdachloser, auf den Straßen umherirrender Geisteskranker lösen, denen der Winter zur tödlichen Bedrohung wird.

Am liebsten verweisen die Stadtoberen zur Demonstration der eigenen Fortschrittlichkeit auf einen Glaskomplex mit Blick auf die Adria, in dem der Physik-Nobelpreisträger Abdus Salam das Fundamentalkonzept der „elektroschwachen Kraft" entwickelt hat. Der aus Pakistan stammende Salam entwirft auf seiner Wandtafel gerade eine neue Formel, die er „das große Prinzip der Partikel und der Kräfte, die den Elementarteilchen zugrunde liegen", nennt.

Auf den Kalkhügeln des Karsts, nahe der Staatsgrenze zu Jugoslawien, wird eine Anlage gebaut, die der Kaffeehaus-Pensionopolis nun auch ein High-Tech-Image geben soll – ein Synchrotron. Mit Hilfe des Beschleunigers sollen exotische Mikrochips zur späteren Verwendung in der Industrie gezüchtet werden.

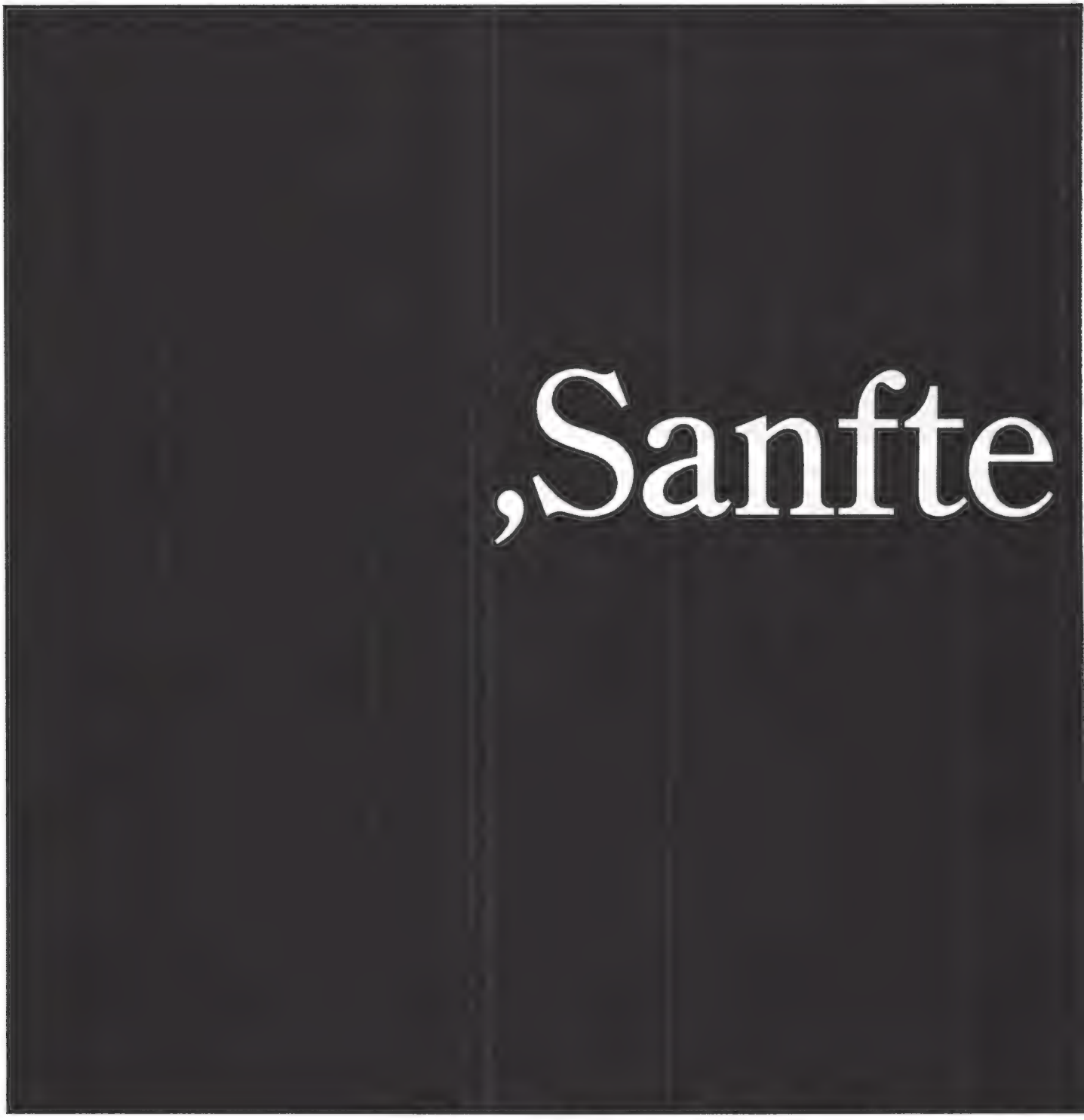
Doch die Forscher um Salam – sein Kollege Carlo Rubbia stammt aus dem nahen, ehemaligen k.u.k. Beamtenstädtchen Görz und erhielt 1984 den Nobelpreis – leben in einer Sonderwelt, in der Triest trotz seiner Nähe eigentlich nur stören kann. „Ich gehe nur selten in die Stadt", sagt Abdus Salam, „sie soll eine gute Oper haben, ich war aber noch nie drin. Triest hilft uns beim Arbeiten, weil es so wenig Attraktionen hat."

Es fällt natürlich nicht nur Wissenschaftlern schwer, dem rückwärtsgewandten, sich stets wiederholenden Wehklagen zu folgen, das die Einheimischen zum gepflegten Umgangston entwickelt haben. „Wir haben nicht mehr den Erfolg von einst", sagt etwa Dr. Alberto Nicoli, 64, Vizesekretär der Triestiner Handelskammer, „was uns

ten. „Es ist angenehm, dort Freunde zu treffen und trotzdem allein zu sein – aber nicht einsam", sagt Voghera.

Es ist die eigentümliche, zur Schicksalsform stilisierte Melancholie ihrer Elite, die Vielfalt der konservierten Formen aus der Zeit des habsburgischen Kaiserreichs und die Wiederentdeckung der europäischen Geschichte, die Triest und sein Fluidum plötzlich wieder interessant machen. Vor allem die Pariser Zeitungen haben die Stadt an der Adria neu entdeckt und schwärmen, wie „Le Monde", in langen Essays über ihre „kosmopolitische, posthumanistische und posthistorische Kultur". Der „Nouvel Observateur" rühmte die „elegante Tristesse von Triest", wo der Autor auf die höchste Selbstmordrate in Italien gestoßen sein will.

Triest, das seine Parkanlagen nach dem Vorbild des Volksgartens am Wiener Ring zurechtgeschnitten hat und Liebhaber mit Fassaden von Bürgerhäu-




**FRANKFURT-SINGAPUR UND**

Mit dem Bordservice, über den sogar andere Fluglinien sprechen, und der modernsten Flotte der Welt fliegt Sie nur Singapore Airlines ab 27. 3. 1988

# Träume.

**FRANKFURT-BANGKOK NONSTOP.**

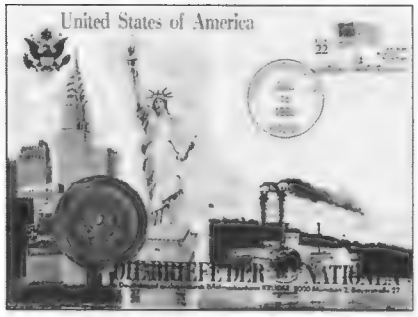
wöchentlich je zweimal von Frankfurt nach Singapur und von Frankfurt über Bangkok nach Singapur.

SINGAPORE AIRLINES

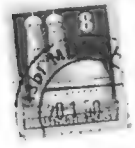
**KRÜGER sagt Ihnen alles über Briefmarken.**

*Heute: Die Briefe der Nationen (11)*

## Eine Weltreise für 14 Mark.




Tatsächlich: Für 14 Mark erhalten Sie einen NATIONENBRIEF, der beispielsweise die weite Reise aus der Volksrepublik China bis nach Deutschland gemacht hat. Kein normaler Brief, denn NATIONENBRIEFE geben ein Spiegelbild von jedem Land dieser Erde. Neben einer landestypischen, farbigen Künstler-Schmuckillustration ist der Brief mit Briefmarken des entsprechenden Landes frankiert und in der Landeshauptstadt abgestempelt. Von beiden Seiten sichtbar ist eine kursgültige Münze des Landes in den Brief unverrutschbar eingefügt. Auf der Briefrückseite ist in deutscher Sprache eine ausführliche Landesbeschreibung, eine Landkarte und die farbige Nationalflagge wiedergegeben. Brief für Brief entsteht ein außergewöhnliches Nationen-Lexikon mit echten Briefmarken und kursgültigen Münzen. Treten Sie diese einmalige Reise an. Jeden Monat kommen ein oder zwei neue Briefe. Immer aus einem anderen Land. So kann man eine Alle-Welt-Sammlung aufbauen, die bewundert wird und die ganze Familie fasziniert. Wenn Sie im Kupon die **Kennziffer 11** ankreuzen, zeigen wir Ihnen in einer unverbindlichen Ansichtssendung gern einige dieser prachtvollen NATIONENBRIEFE. Erst dann entscheiden Sie, ob diese Kollektion auch Sie begeistert.



**KRÜGER**

*Unsere Marke ist Qualität.*

**8000 München 2**
**Bayerstrasse 27/A 473**

*KRÜGER, eines der größten Briefmarkenhäuser der Welt, zeigt in seiner Informationsserie, wie man das schönste Sammelhobby zeitgemäß anpackt. Sollten Sie nicht auf das Erscheinen der Sie besonders interessierenden Anzeigen-Folge warten wollen oder diese bereits versäumt haben, dann kreuzen Sie im Kupon jene Themen an, über die Sie unverbindlich informiert werden möchten.*

*Einsenden an KRÜGER, 8000 München 2, Bayerstr. 27/A 473*

**Informations-Gutschein**

Die angekreuzten Sammel-Themen interessieren mich. Erbitte ausführliche Einzelheiten unverbindlich (per Post):

- ○ 1 Deutschland gesamt
- ○ 2 Bund & Bln.-Spezial
- ○ 3 DDR
- ○ 4 Europa
- ○ 5 Übersee
- ○ 6 Block Spezial
- ○ 7 Tierbriefmarken (WWF)
- ○ 8 Künstler-Ersttags-Editionsblätter
- ○ 9 Deutsche Maximumkarten
- ○ 10 Deutsche Numisbriefe
- ○ 11 **Nationenbriefe**
- ○ 12 Die Papstreisen
- ○ 13 Amtl. Briefmarken-Jahrbücher
- ○ 14 Briefmarken-Sport-Lexikon

**Genaue Anschrift** bitte nicht vergessen, auf Postkarte kleben, oder im Kuvert einsenden.

**Briefmarken sammeln – schöne Dinge im Leben.**

aber bleibt, ist die Geschichte. Das prägt unseren Charakter."

Nicoli arbeitet im neoklassizistischen Prunkbau der Alten Börse in einer Art Zeitmaschine aus der k.u.k. Ära mit Seidentapeten und dunklem, schwerem Eichenmobiliar. Er hat sich wie die meisten Triestiner seines Alters in der Vergangenheit fest eingerichtet – idealerweise jener der Jahrhundertwende, als Triest, nach Wien, Budapest und Prag die viertgrößte Stadt des Habsburger-Imperiums gewesen war.

Es war die Zeit des Österreichischen Lloyd, der von Triest aus Dampfer mit Namen wie „Imperatrix", „Fürst Metternich" und „Baron Stürmer" auf die Weltmeere entsandte, aber auch der k.u.k. Marine, deren Flaggschiff „Viribus Unitis" auf einer Triestiner Werft gebaut wurde, ein „Dreadnaught" mit zwölf Kanonen vom Kaliber 30,5 Zentimeter. Im Sommer 1914 lief die „Viribus Unitis" wieder im Hafen von Triest ein – als Schlagschatten des Ersten Weltkriegs: An Bord befand sich die Leiche des in Sarajevo ermordeten Thronfolgers Franz Ferdinand, die via Triest nach Wien übergeführt wurde.

Das Kriegsschiff mit einem lateinischen Namen, dem Wappenspruch des Kaisers Franz Joseph, war 1918 dem südslawischen Nationalrat übergeben worden und sank nur einen Tag nach seiner Auslieferung (italienische Kampfschwimmer hatten an der Panzerhülle Minen angebracht und diese gezündet).

1919, nach dem verlorenen Krieg und dem Auseinanderfallen des k.u.k. Imperiums, wurde die Stadt, deren Bevölkerung zu zwei Dritteln italienisch war, Italien zugeschlagen. 1945, nach dem nächsten Krieg, vertrieben englische Truppen Titos Partisanen, die Triest nun Jugoslawien einverleiben wollten. Entlang der Küste entstand ein Kunstgebilde in Form eines 30 Kilometer langen Schlauches mit Triest im Mittelpunkt. Züge, die in den Bahnhof einfahren, müssen ihn auf denselben Gleisen wieder verlassen. Der Bahnhof markiert die Stadt als Endstation.

Die Zugreise nach Wien dauere auf der kürzesten Strecke über Ljubljana heute länger als vor hundert Jahren, bedauert Alvise Barison, mit 73 noch Tourismusdirektor Triests, „wegen der Verspätungen in Jugoslawien".

Kein Wunder, daß auch er an die Zeit der Großväter zurückdenkt, in der, wie Barison in seinem Büro auf der Burg San Giusto ausmalt, ein leibhaftiger Beamter im glattgebügelten blauen Uniformrock die Pensionsgelder förmlich serviert habe. Barison: „Und das mit freundlicher Empfehlung von Kaiser Franz Joseph."

Die ganz Alten haben's nicht vergessen. „Im Schloß Miramare", so hat Barison beobachtet, „stehen zerknitterte Damen vor Gemälden des Kaisers und weinen. Sie bringen ihm sogar Blumen."

Das Heimweh nach dem Vorgestern manifestiert sich nicht nur in der makellosen Pflege von Miramare, von wo aus einst der Erzherzog Ferdinand Maximilian nach Mexiko aufbrach, wo er als unerwünschter Kaiser erschossen wurde. Es hat sich auch im Triestiner Dialekt mit Wörtern wie „schleif" (Bremse), „schiene" (Bahnhof) und „schinakel" (Boot) eingehakt, wird auf Wirtshaus-Emblemen für „Ottakringer Goldfassl

**Triestiner Bürgermeister Staffieri**
„Hauptstadt des Tertiärs"

Bier" festgehalten (Speisekarten verzeichnen saure Kärntner Krautsuppe mit Bohnen), bildet aber letztlich nur die pittoreske Kehrseite der Angst, die in Triest eine neue Existenz- und Kulturkrise anzeigt.

Es ist die Furcht vor dem Rest dieses Jahrhunderts. Sie ist mit einem Rückzug in die Kaffeehäuser nicht zu bannen, in denen das Zukunftsproblem sichtbar wird, wenn neben Rechtsanwälten, Notaren und den Angestellten der Triestiner Versicherungskonzerne pensionierte Rechtsanwälte, Notare und Versicherungsangestellte sitzen, leicht erkennbar an etwas zu weiten Hemdkragen, Flanellhosen und farblich fein abgestimmten Kaschmirpullovern unter den Jacketts. Denn Triest, von dem einst Grillparzer in seinem Tagebuch notierte, es beherberge „ein Gewimmel von Men-

LBS
Bausparkasse der Sparkassen

TEAM/BBDO

# Lassen Sie Ihr Haus immer wieder mal im Wert steigen.

**Mehr Platz unterm Dach mit LBS-Bausparen.**
*So verschaffen Sie sich mehr Wohnraum. Sie sparen mit hoher Rendite schnell Eigenkapital an und können Ihren Dachausbau schon bald verwirklichen.*

**Oder mehr Spaß, z.B. im neuen Bad, sofort finanziert mit der LBS.**
*Mit den günstigen Darlehenszinsen können Sie sich manchen Wunsch erfüllen.*

**Kommen Sie zur LBS oder ≙ Sparkasse. Wir geben Ihrer Zukunft ein Zuhause.**

schen aller Kleidung und Sprachen", stirbt hinter den eklektizistischen Fassaden zügig aus.

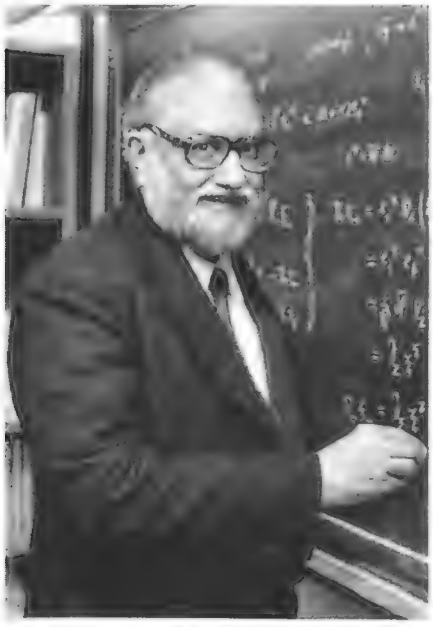
Schuld daran sind Phänomene, die auch im nationalen Maßstab registriert werden – und nicht nur da. Ausgerechnet das katholische Italien, das Mythos-Land der Bambini, verzeichnet mit nur zehn Geburten auf 1000 Einwohner zusammen mit der Bundesrepublik die weltweit niedrigste Geburtenrate.

In Triest steht die Alterspyramide schon völlig auf dem Kopf. 102 000 der 240 000 Einwohner sind über 65 Jahre alt. Jährlich sterben in der Stadt 4500 Menschen. Zugleich nimmt eine Wachstumsindustrie an Umfang zu, die sich um die Versorgung der Rentner und Pensionäre kümmert, während die industrielle Basis schwindet – auf den jüngsten Zählstand von nur 18 000 Arbeitsplätzen, bald aber noch weniger, da eine Raffinerie schließen und auch ein Hochofen der staatlichen Stahlgruppe Finsider erkalten soll.

Dafür ist die Unità Sanitaria Locale, zuständig für die Tages-, Alters- und Erholungsheime, Krankenhäuser, Ärzte und das Hilfs- und Pflegepersonal, mit 5000 Beschäftigten der größte Arbeitgeber in der Stadt.

„70 Jahre lang steckten wir in einer Identitätskrise", sagt der frühere Bürgermeister Franco Richetti, ein Christdemokrat. „Wir gingen von den Österreichern zu den Italienern und zu den Faschisten. Nun aber wissen wir, wo unsere Zukunft liegt: in guten Dienstleistungen für alte und kranke Menschen – das ist die Zukunft."

Triest, seit je eine sensible Außenstelle am Rand Mitteleuropas, erscheine „wie ein Modell der großen Zentren auf dem Kontinent im Jahr 2000", befand der „Nouvel Observateur". Man kann es aber auch so sehen: Lange bevor sich die wirklich großen Metropolen auf eine Zukunft besonnen haben, in der auch die Yuppies von heute zur Pensionierung anstehen, hat sich Triest an den komfortablen Niedergang gewöhnt – mit nach außen unvereinbaren, kafkaesken Widersprüchlichkeiten.



**Physik-Nobelpreisträger Salam**
Leben in einer Sonderwelt

**Gucci-Geschäft in Triest:** „Elegante Tristesse"

Lässig streift die Stadt ihre Schlotindustrien ab, als handele es sich bei ihnen um abgewetzte Mäntel, erfreut sich aber eines fast Kalifornien vergleichbaren Freizeitwerts am Mittelmeer, der die Agonie verschönt und die Wechsel auf die Zukunft schonend prolongiert.

Denn Triest, auch das ist ein Merkmal der postindustriellen Gerontokratie, ist trotz oder gerade wegen seines Altersüberhanges eine vermögende Stadt, in der die Pensionen konjunkturunabhängige Puffer bilden und die „liquidazione", eine Besonderheit der italienischen Sozialgesetzgebung, ruhig schlafen läßt.

Jeder Arbeitnehmer in Italien erhält bei seinem Abschied aus dem Berufsleben eine Abschlagssumme, die sich aus der Zahl der Berufsjahre, multipliziert mit einem Teil des letzten Jahreseinkommens, zusammensetzt. Es sind stattliche Beträge, die auf diese Art der Stadt und ihrem schwelgerischen Fin-de-siècle-Chic zugute kommen.

Die „liquidazione" ist ein Hauptgesprächsthema in den Kaffeehäusern, in deren Nähe sich passend die luxuriösen Konsumtempel der italienischen Designerwelt befinden – chromblitzende Läden von Armani, Gucci, Fendi und Missoni, die auch mit jenen auf der Mailänder Via Monte Napoleone konkurrieren können.

Triest, in dem sich das Leben eher im Zeitlupentempo abspielt und wo Taxifahrer schon bei einem mittleren Verkehrsaufkommen über einen „Dschungel" schimpfen, ist sogar reicher als die vibrierende Metropole in der Lombardei. Mit diesem Befund überraschte Ende November das statistische Institut der römischen Sapienza-Universität, das Triest fast gleichauf mit Bologna als wohlhabendste Provinz der Stiefel-Republik auswies, gemessen am Jahreseinkommen pro Kopf (14,8 Millionen Lire).

Doch wer hier Pensionär ist, scheut das Risiko und hält sein Geld zusammen, anstatt es zu investieren. „Triest mag reich sein, aber es hat keine Träume", schrieb das Lokalblatt „Il Piccolo" selbstquälerisch über den Befund aus Rom.

Die Stadt hat sich wohlig auf den Erträgen ihrer Versicherungskonzerne eingerichtet, vorneweg der Gigant Generali und der Lloyd Adriatico. Die Konzerne bilden gleichsam eine Rückversicherung für die Pläne des Bürgermeisters Giulio Staffieri, der in seinem früheren Beruf als Pilot der Alitalia DC-9-Maschinen flog und der seine Amtspapiere wie im Bordbuch mit dem Zusatz „c.t.", der Abkürzung für „commandante", unterschreibt.

„Triest", sagt Staffieri, als referiere er über eine erdgeschichtliche Epoche, „ist die Hauptstadt des Tertiärs, in den Dienstleistungsbranchen liegt noch viel Wachstum."

Der Bürgermeister vertritt die stärkste politische Kraft in Triest: die sogenannte Lista per Trieste, eine Protestpartei, deren Anhänger der Meinung sind, daß die Stadt nur deshalb so gut dastehe, weil sie nichts mit den byzantinischen Rankünen der Traditionsparteien zu tun habe. Die trivialen römischen Regierungskrisen lassen den Bürgermeister kalt. „Wir können unsere Sachen selber managen", sagt er, „wir betteln auch nicht um Geschenke, wie es andere tun." Triest, heißt das, ist nicht Neapel und muß sich, anders als der arme, unterentwickelte

# Auch im Winter schnell auf Trab.

## Esso weckt die Kraft, die im Motor steckt.



Kraftlose Verbrennung



Kraftvolle Verbrennung

Jeder Motor verliert im Laufe der Zeit wertvolle Kraft. Schuld sind schädliche Ablagerungen im Einlaßsystem, vom Vergaser bzw. den Einspritzdüsen bis zu den Ventilen. Sie verhindern die richtige Aufbereitung des Benzin-Luft-Gemisches. Die Folge: eine kraftlose Verbrennung.

Das muß nicht sein. Esso Kraftstoff hält die Einlaßwege zuverlässig sauber und baut bereits vorhandene Ventil-Ablagerungen wieder ab. Ergebnis: Aus der kraftlosen Verbrennung wird wieder eine kraftvolle.

**ESSO**

**Saubere Kraft**

und korrupte Süden, nicht auf Hilfe durch die Zentralregierung verlassen.

Ein solches Selbstverständnis gebietet auch Distanz zu jenen armen Nachbarn, von denen Triest fast widerwillig profitiert: Zehntausende Slowenen, Kroaten und Bosnier mit Pseudo-Fellmützen, die jeden Sonnabend in Bussen, staubverkrusteten Privatwagen und per Eisenbahn in die Stadt einfallen, um auf den Budenmärkten an der Piazza Ponterosso Jeans, schrille Dessous, Spielwaren und Auspufftöpfe einzukaufen.

In den Supermärkten des Viertels stapelt sich gleichsam die wirtschaftliche Krise Jugoslawiens. Die Regale stehen voll Waschpulverpaketen, Sieben-Liter-Flaschen mit Olivenölverschnitt und Billig-Paketen mit dem Aufdruck „Arom Caffée" – Hamsterware, die jenseits der Grenze knapp geworden ist und massenweise gekauft wird, obwohl der Kurs der jugoslawischen Währung derart abgesunken ist, daß in den Wechselstuben für einen Dinar nur noch eine halbe Lira zu bekommen ist.

Die Triestiner schauen verlegen zur Seite, wenn sich die Fremden in Hauseingängen und Gebüschen neue Kleider anziehen und die alten einfach liegenlassen wie auf einem irrealen Schlachtfeld, auf dem herrenlose Schuhe, Hosen, Hemden und Pullover den Rückzug einer Armee der Zukurzgekommenen versinnbildlichen.

Staffieri geht über das Thema lieber hinweg. Seiner Partei nutzt die verdeckte Furcht vor dem verelendenden Nachbarland, mit dem Triest, wie er bekundet, „nicht gerade warme Beziehungen verbinden" – noch bis Anfang der fünfziger Jahre drohte um die Stadt ein heißer Krieg mit Tito.

Lieber schwärmt der Bürgermeister vom geplanten Elementarteilchen-Beschleuniger, von dem er sich „einen Bezugspunkt auf Weltniveau" in Gestalt eines künftigen italienischen Silicon Valley erhofft. „Triest", sagt Staffieri, „ist wie ein Rolls-Royce. Nur der Zündschlüssel fehlt noch."

Aber auch Staffieri, ein kompakt gebauter Mann mit Bürstenhaarschnitt, sinkt hinter seinem Schreibtisch regelrecht in sich zusammen, wenn die Rede auf die Vergreisung seiner Stadt kommt. „Absolut gefährlich, diese demographische Entwicklung", formuliert er. „Gegensteuern ist das wichtigste, sonst wird ein kritischer Punkt erreicht, von dem aus keine Umkehr möglich ist. Dann wird aus der Stadt vielleicht wieder ein Dorf."

**Jugoslawen beim Kleiderkauf in Triest:** Verdeckte Furcht vor den verarmten Nachbarn

Doch Triest entvölkert sich bereits rapide, und auch der Ex-Pilot im Rathaus wird den Prozeß kaum bremsen, bestenfalls etwas verzögern können. „Pro Pensionär", so hat Staffieri errechnet, „benötigen wir 1,6 Helfer, das wäre ideal."

Die kopflastige Altersstruktur schafft paradoxe Gegensätze, die aus einer Phantasiewelt stammen könnten. Ein Beispiel: Mit chirurgischer Präzision schneiden in den Kaffeehäusern alte Damen, die in elegante Pelze gehüllt sind, Artikel aus dem „Piccolo", die sich mit der Rentengesetzgebung befassen. An einem anderen Tisch setzen junge Leute die Schere an, um die Seiten mit den Todesanzeigen herauszutrennen – jeder Name in den schwarzumrahmten Kästen bedeutet womöglich eine nun freie Wohnung.

„Die jungen Leute haben das Gefühl, in der Stadt der Alten nicht dazuzugehören", sagt Serena Marsiei, 26. „Sie sind deprimiert, wenn sie von einem Besuch in Mailand oder Rom zurückkehren. Das Leben erscheint ihnen dann nicht mehr ‚frizzante' – prickelnd."

Serena Marsiei arbeitet in San Giovanni, der ehemaligen Zwingburg der Triestiner Psychiatrie, wo sie im Centro Medico di Assistenza Sociale Heroinsüchtige betreut. Die Patienten werden gleich zweifach umgestellt: auf den Ersatzstoff Methadon, dessen Verabreichung in Italien seit 1980 erlaubt ist, zugleich aber auf eine neue soziale Wirklichkeit.

Fachkräfte erteilen in dem Zentrum Gruppenunterricht und bilden die in der Regel Arbeitslosen zu gelernten Tischlern, Installateuren, Friseuren oder Sekretärinnen aus. Ein monatliches Salär von 350 000 Lire (470 Mark) soll als Anreiz dienen, mit dem oft erstmals selbstverdienten Geld die Ausbildung bis zum Ende durchzuhalten.

Der Versuch, Süchtige in solchen Arbeitskooperativen bei gleichzeitiger medizinischer Kontrolle zu betreuen, ist aber nur möglich, weil die Europäische Gemeinschaft einen Teil der Kosten zuschießt. „Sonst ist in der Stadt kaum Geld für Jugendliche vorhanden", sagt Serena Marsiei, „alles geht hier für die Alten drauf."

Eine Polarisierung zwischen den beiden Lagern gibt es aber trotzdem nicht. In den hin- und herschwankenden Bussen bilden die jungen Leute höflich ein Spalier und fahren auch mal freiwillig eine oder zwei Stationen weiter, um den Alten, die sich an der Tür zu einem Pulk versammeln, beim Aussteigen nicht im Weg zu stehen.

Die Nekropolis Triests, der Zentralfriedhof Santa Anna, ist für die jüngeren Trauergäste eine Schule der Gesellschaftsfähigkeit. Sie tragen Lodenmäntel, betreiben auf dem Vorplatz mit gedämpfter Stimme Konversation und reihen sich an den Versammlungsplätzen mit der Geschmeidigkeit von Routiniers in die jeweiligen Trauerzüge ein.

Der Tod bewirkt auch Rummel, eine fast lebensfrohe Atmosphäre, die zugleich Streß erzeugt. „Avanti, avanti", kommandieren vor den Portalen Santa Annas weißbehelmte Polizisten, die das Chaos auf den überfüllten Parkplätzen gleichwohl nicht verhindern können. In einer Budenstadt am Friedhofszaun kaufen Eilige halbverwelkte Blumen und Kränze.

Die Friedhofsverwaltung befindet sich in einem hangarähnlichen Gebäude, das 1933 im klotzigen Stil des Faschismus vergrößert wurde. In der Vorhalle stehen die Menschen geduldig vor einem Schalter Schlange und warten auf Formulare. Auf der anderen Seite der Barriere hämmern Sekretärinnen auf Schreibmaschinentasten, hasten Priester mit abgestumpftem Blick und geöffneten Soutanenkragen durch das Büro-Labyrinth.

Es ist für eine Stadt nicht einfach, einen schönen Tod zu sterben. ◆

IST DOCH GANZ EINFACH

# WIE SIE MIT WENIGER STRESS MEHR SCHAFFEN.

Es gibt zwei Möglichkeiten, ganz einfach festzustellen, wer einen Minolta Kopierer benutzt:
1. Werfen Sie einen Blick auf die Kopien. Sind sie so gestochen scharf, daß es Sie beeindruckt?
2. Beobachten Sie die Leute, die den Kopierer bedienen. Sehen sie locker und entspannt aus, obwohl sie viel zu tun haben?
Wenn Sie diese Beobachtungen machen, befinden Sie sich sicherlich in einem Büro, das mit einem Minolta Kopierer arbeitet.
Ein simpler Knopfdruck – und der Minolta Kopierer erfüllt Ihre Kopier-Anforderungen. Intelligent, aber einfach. So reduziert Minolta den Streß und erhöht die Produktivität.
Bei alledem ist jeder Minolta Kopierer auch noch außerordentlich zuverlässig.
Meinen Sie nicht, daß Sie nun einen dritten Blick riskieren und sich das gesamte Minolta Kopierer-Programm einmal näher ansehen sollten?
***Minolta. Ganz einfach intelligent.***



EP 490Z

MINOLTA

Minolta
D-3012 Langenhagen
Tel. (0511) 7700-0

LINTAS:HAMBURG 3/88

## Zehnte Studienreise nach Japan

### Aufsatzwettbewerb

Eine Chance,
Japan kennenzulernen,
wie es wirklich ist!

DAS MINISTERIUM FÜR AUSWÄRTIGE ANGELEGENHEITEN JAPANS gibt bekannt, daß es einen Aufsatzwettbewerb durchführt, um jungen Europäern die Möglichkeit zur Teilnahme an der diesjährigen Studienreise nach Japan zu geben. 55 junge Leute im Alter zwischen 18 und 34 Jahren werden aus den Einsendern der Aufsätze ausgewählt und vom Ministerium zu einem Besuch Japans eingeladen, wo sie aus erster Hand die verschiedenen Seiten des Landes unter politischen, wirtschaftlichen, industriellen, sozialen und kulturellen Gesichtspunkten kennenlernen sollen.

TEILNAHMEBEDINGUNGEN

1. Thema: *„Was erwarte ich von Japan — hinsichtlich seiner Beziehungen zu Deutschland und Europa?"*
2. Sie können den Aufsatz in deutsch, englisch, französisch oder spanisch schreiben. Er sollte 2000 bis 3000 Wörter lang sein (mit der Maschine geschrieben). Fügen Sie eine kurze Zusammenfassung (höchstens eine Seite lang) bei.
3. Aufsätze, die von mehreren Personen verfaßt oder bereits veröffentlicht worden sind, können nicht angenommen werden.
4. Die Teilnehmer müssen die Staatsangehörigkeit eines EG-Landes besitzen und ihren tatsächlichen Wohnsitz in einem EG-Land haben, am 1. April 1988 zwischen 18 und 34 Jahren alt sein, dürfen bisher noch nicht in Japan gewesen sein und *müssen die englische Sprache so gut beherrschen,* daß sie sich an Diskussionen zu den oben genannten Themenkreisen beteiligen können.
5. Einsendeschluß ist der 10. 4. 88.
6. Der Aufsatz muß in vierfacher Ausfertigung an eine der unten genannten Adressen geschickt werden.

**Japanische Botschaft:**
5300 Bonn 1, Bonn-Center HI-701, Bundeskanzlerplatz
**Generalkonsulate:**
4000 Düsseldorf 1, Immermannstr. 45
2000 Hamburg 1, Rathausmarkt 5
1000 Berlin 33, Wachtelstr. 8
8000 München 80, Prinzregentenplatz 10
6000 Frankfurt 90, Hamburger Allee 2—10

Anmerkungen: *Auf der ersten Seite* sind der volle Name, Geschlecht, Geburtsdatum, Staatsangehörigkeit, gegenwärtige Anschrift (mit Telefonnummer), Beruf und Arbeitsplatz, Angabe der gewünschten Reisegruppe (1. und 2. Wahl des Termins) anzugeben, auch wie der Teilnehmer von dem Wettbewerb Kenntnis erhalten hat. *Der Aufsatz soll auf Seite 2 beginnen.* Die Auswahl der 55 erfolgreichen Aufsätze erfolgt in Japan. Vor der endgültigen Entscheidung finden für etwa 70 Teilnehmer persönliche Interviews in englisch statt, entweder bei der Botschaft oder einem Generalkonsulat. Reisetermine zur Auswahl:
Gruppe A (28. 8. — 11. 9. 1988),
Gruppe B (11. 9. — 25. 9. 1988),
Gruppe C (25. 9. — 9. 10. 1988).

**Genossen Ceauşescu (M.), Kádár***: Bereit zum offenen Konflikt

## UNGARN

# Unter Brüdern

**Zu Tausenden fliehen rumänische Bürger ins Nachbarland Ungarn, um der Not und den Drangsalierungen zu Hause zu entkommen.**

Mátyás Szürös, ZK-Sekretär und Vorsitzender des außenpolitischen Ausschusses im ungarischen Parlament, zeigte patriotische Anteilnahme für eine bedrängte Minderheit. Es sei nur zu gut verständlich, seufzte der Politiker in einer telephonischen Fragestunde des ungarischen Rundfunks, daß immer mehr Landsleute aus dem rumänischen Siebenbürgen nach Ungarn strömten, um ein neues Leben zu beginnen: „An wen sollten sich Menschen, denen als Ungarn Unrecht zugefügt wird, denn sonst wenden, wenn nicht an die Ungarische Volksrepublik?"

Die Fürsorge gilt Tausenden von Ungarn aus Siebenbürgen und dem Banat, die in den letzten Monaten aus Rumänien gekommen sind. Im vorigen Jahr wurden nach offiziellen Angaben 6499 Flüchtlinge registriert, die Dunkelziffer ist vermutlich doppelt so hoch.

Und das ist wohl nur der Anfang. Die meisten kommen legal ins Land, mit gültigen Touristenpässen. Aber immer mehr riskieren auch den gefährlichen Weg über die scharf bewachte „grüne Grenze" zwischen den sozialistischen Bruderländern. Drei Grenzgänger wurden voriges Jahr von der rumänischen Miliz erschossen.

Daß sich Bürger eines sozialistischen Landes massenhaft in ein anderes sozialistisches Land absetzen und dort um Asyl bitten, ist für den Ostblock ein peinliches Novum. Die Republikflucht zeigt, wie katastrophal die wirtschaftliche und politische Situation in Ceauşescus Reich inzwischen geworden ist.

Früher mußten Übersiedlungsanträge der rumänischen Ungarn stets mit dem Wunsch auf „Familienzusammenführung" begründet werden. Jetzt geben viele vor der Ausländerbehörde unverblümt „die Knute Ceauşescus und den Hunger" als Gründe für die Flucht an.

* Beim Warschauer-Pakt-Gipfeltreffen im Juni 1986 in Budapest.

Die Ungarn, die jahrelang zur Drangsalierung ihrer Landsleute in Rumänien geschwiegen hatten, wollen sich den Hilfeersuchen nicht länger verschließen. Getrieben von Schriftsteller-Protesten und einer Welle nationaler Solidarität, scheint Budapest jetzt sogar zum offenen Konflikt mit dem Nachbarn bereit.

Vorletzte Woche demonstrierten mehr als 500 Ungarn – die meisten Flüchtlinge aus Siebenbürgen – vor der rumänischen Botschaft in Budapest gegen die Unterdrückung ihrer Landsleute. Die Polizei schritt nicht ein. „Die außerhalb unserer Landesgrenzen lebenden ungarischen Nationalitäten sind Teil des Ungartums", warnte ZK-Sekretär Szürös den Nachbarn in Bukarest. „Sie dürfen deshalb mit Recht erwarten, daß Ungarn unter allen Umständen auch für sie Verantwortung empfindet."

Damit verstößt die ungarische Führung nicht nur gegen die unter den sozialistischen Bruderländern herrschenden Sitten, sondern auch gegen blockinterne Abkommen, die jede Einmischung in innere Angelegenheiten verbieten.

Vor allem aber könnte ein allzu freundlicher Empfang der Flüchtlinge am Ende eine kleine Völkerwanderung in Gang setzen, die Ungarn nur schwer verkraften würde: Die Zahl der in Rumänien lebenden Ungarn wird von rumänischen Stellen mit rund 1,7 Millionen angegeben; in Ungarn spricht man von 2,5 bis 3 Millionen.

In den ersten Jahren nach dem Krieg waren die rumänischen Ungarn noch eine mit Wohlwollen geduldete Minderheit. Das änderte sich unter dem Conducator („Führer") Ceauşescu, einem auch nach Ostblock-Maßstäben bizarren Tyrannen, der um sich und seine Frau Elena einen byzantinischen Personenkult aufgebaut hat und von einem rumänischen Herrenvolk träumt.

Städte und Dörfer mit ungarischen Namen wurden umgetauft. Die Zahl der ungarischen Schulen und Klassen wird von den rumänischen Behörden systematisch reduziert, so daß viele für ihre Kinder keine Schulen mit Ungarisch als Unterrichtssprache finden. Das ungarischsprachige Rundfunkprogramm wurde in den letzten Jahren von sieben Stunden auf eine Stunde täglich gekürzt, das Fernsehprogramm ganz gestrichen.

In Ungarn gedruckte Bücher sind in Rumänien nur unterderhand zu bekommen, und selbst das Budapester Parteiorgan „Népszabadság" wurde von der Zensur verboten. Olympiasieger und andere Volkshelden, wie das ehemalige Turnwunder Nadia Comaneci, die in Wirklichkeit Anna Kemenes heißt, mußten ihre ungarische Abstammung verleugnen.

Ein früherer Mitstreiter Ceauşescus, der später in Ungnade gefallene Kandidat des Politbüros der rumänischen KP, Károly Király, selbst Angehöriger der ungarischen Minderheit, nannte in


1947 - 1955

Jeder Jahrgang
als vollständiger
Nachdruck,
im Schuber,
SPIEGEL-Format

SPIEGEL-Reprints

Dokumentation der Zeitgeschichte

Ein lebendiges und informatives Spiegelbild der politischen, wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und kulturellen Ereignisse der Jahre 1947 – 55.

Hiermit bestelle(n) ich (wir) zur Lieferung an folgende Adresse:

Name Vorname

Firma

Straße, Hausnummer

PLZ, Ort

| | | | |
|---|---|---|---|
| ____ | **Alle 9 Jahrgänge (Reprints 1947–1955) zusammen** | **DM** | **1590,–** |
| ____ | 1. Jahrgang, Reprint **1947**/Nr. 1–52, 1504 Seiten | DM | 128,– |
| ____ | 2. Jahrgang, Reprint **1948**/Nr. 1–52, 1656 Seiten | DM | 158,– |
| ____ | 3. Jahrgang, Reprint **1949**/Nr. 1–53, 1960 Seiten | DM | 196,– |
| ____ | 4. Jahrgang, Reprint **1950**/Nr. 1–53, 2356 Seiten | DM | 218,– |
| ____ | 5. Jahrgang, Reprint **1951**/Nr. 1–52, 2064 Seiten | DM | 218,– |
| ____ | 6. Jahrgang, Reprint **1952**/Nr. 1–52, 1936 Seiten | DM | 218,– |
| ____ | 7. Jahrgang, Reprint **1953**/Nr. 1–52, 2008 Seiten | DM | 228,– |
| ____ | 8. Jahrgang, Reprint **1954**/Nr. 1–52, 2184 Seiten | DM | 228,– |
| ____ | 9. Jahrgang, Reprint **1955**/Nr. 1–53, 2680 Seiten | | |
| | **Subskriptionspreis für Reprint 1955 bis 31. 3. 1988** | **DM** | **198,–** |
| | danach | DM | 228,– |

Datum Unterschrift

**Lieferung gegen Verrechnungsscheck; im Inland portofrei.**

Schicken Sie bitte diesen Coupon zusammen mit Ihrem Verrechnungsscheck an

**SPIEGEL-Verlag, Vertriebsabteilung, Postfach 11 04 20, 2000 Hamburg 11**

# DIE MEISTEN HEIRAT
# HEUTZUTAGE IM

Leonhardt & Kern

3106010

LANCIA
RALLYE-WELTMEISTER

**Y10 FILA:**
986 ccm, 32 kW/44 PS, 143 km/h

**Y10 fire:**
986 ccm, 32 kW/44 PS, 143 km/h

**Y10 fire LX:**
986 ccm, 32 kW/44 PS, 143 km/h

**Y10 fire 4WD:**
986 ccm, 32 kW/44 PS, 138 km/h

# SANTRÄGE WERDEN AUTO GEMACHT.

Seitdem immer mehr Menschen immer häufiger mit dem Auto unterwegs sind, werden immer mehr Dinge im Auto erledigt.

Der Y10 FILA zeigt sich dabei als zuverlässiger, attraktiver, sensibler und erfahrener Partner mit einer Vorliebe für Tennis, Einkaufen und Reisen.

Er kommt mit 143 km/h zwar recht zügig zur Sache, gibt sich bei Wartung und Verbrauch aber sehr zurückhaltend: seinem Motor genügen z.B. eine Ventilspielkontrolle alle 100.000 km und 4,6 l Normal bleifrei bei 90 km/h.

Er verwöhnt Sie mit Fünfganggetriebe, höhenverstellbarem Lenkrad, von innen verstellbaren Außenspiegeln, getönten Scheiben, Stereo-Cassetten-Radio mit Dachantenne und Türlautsprechern – das bringt er alles serienmäßig mit.

Und ganz in Weiß erscheint er zur Probefahrt. Auf der Sie nur entscheiden müssen, ob Sie mit ihm eine Liebesheirat oder eine Vernunftehe eingehen.

**LANCIA Y10**

einem offenen Brief die gewaltsame Assimilation seiner Landsleute eine Schande: Die Unterdrückung sei geeignet, „Rumänien in den Augen der Welt zu diskreditieren und Ärger für jetzt und für die Zukunft zu säen".

Wie hoffnungslos vor allem Intellektuelle ihre Lage einschätzen, belegen Hilferufe, die gelegentlich ins Ausland gelangen. Der ehemalige Chefredakteur der offiziellen ungarischsprachigen Wochenzeitung „A Hét", István Huszár, mußte nach einem „Verhör" durch Ceauşescus Geheimdienst „Securitate" ins Krankenhaus eingeliefert werden.

Man habe alle seine Manuskripte beschlagnahmt, klagte Huszár in einem in den Westen geschmuggelten Brief: „Ich muß einsehen: Meine unverzeihliche Sünde ist es, Ungar zu sein. Wir sind alle gezwungen auszuwandern."

Dieser Ausweg scheint auch für Ceauşescu inzwischen eine Möglichkeit zur Lösung des Minderheiten-Problems zu sein. Noch nie, so berichten Flüchtlinge in Budapest, sei es so einfach gewesen, eine Ausreisegenehmigung nach Ungarn zu bekommen. Selbst auf „Kopfgeld", wie bei den auswanderungswilligen Deutschen üblich (derzeitiger Preis: 8000 Mark), verzichtet der Staat.

„Die Nationalitätenfrage wird endgültig durch den Sozialismus gelöst", hatte Ungarns Parteichef János Kádár beim letzten Gipfeltreffen mit seinem „Bruder Ceauşescu" im Juni 1977 noch zuversichtlich gelobt. Die nationalen Minderheiten könnten sogar „eine Brücke zwischen den beiden Nationen" bauen.

Diese Hoffnung ist endgültig dahin. Zwingherr Ceauşescu gerät auch im Ostblock zunehmend in Isolation.

Höchstens „suspekte Elemente" unter den illegalen Einwanderern würden heute noch zurückgewiesen, sagt Attila Ara-Kovács, Herausgeber der im Samisdat erscheinenden „Ungarischen Presse Transsylvaniens", die von den Budapester Behörden, sehr zum Ärger Ceauşescus, stillschweigend geduldet wird.

Weil es (noch) keine staatlichen Hilfsmaßnahmen für die Flüchtlinge in Ungarn gibt, hat Flüchtling Ara-Kovács mit Gleichgesinnten ein „Netzwerk" gegründet, das Geld, Nahrungsmittel und Kleidung sammelt und provisorische Quartiere besorgt. Viele Flüchtlinge schlagen sich mit Schwarzarbeit durch, andere sind arbeitslos und liegen ihrer Verwandtschaft auf der Tasche.

Wichtigen Rückhalt, aber auch materielle Unterstützung findet der Heidegger-Übersetzer Ara-Kovács, der selber in Rumänien als Dissident verfolgt worden war, bei den Kirchen des Landes, einschließlich der jüdischen Gemeinden.

Aber auch KP-Funktionäre beweisen gern nationale Gesinnung: „Im südungarischen Städtchen Gyula", berichtete der Dissident, „konnten wir sogar beim lokalen Parteisekretär und beim Polizeichef Flüchtlinge unterbringen."

# Die Flick-Tragödie

**Gekracht hat es schon immer in der Familie Flick. Doch erst jetzt geht es richtig rund – Milliarden stehen auf dem Spiel. Friedrich Karl Flick, seine Neffen Mick und Muck und eine Heerschar findiger Anwälte inszenieren den vorerst letzten Akt eines unwürdigen Spektakels.**

Weitere Beiträge

**Mismanagement ICL:** Englands größter Computerbauer, ICL, hat sich auf dem deutschen Markt schon wieder schwer verrechnet. Der Versuch, mit Fabrikautomation endlich Boden gutzumachen, ist nach wenigen Monaten gescheitert. Die Mitarbeiter sind entnervt, und das Management weiß nicht, wie es weitergehen soll. **Karriere-Rampe IBM:** Jungakademikern bietet der Welt größter Rechnerkonzern auch hierzulande einzigartige Karrierechancen. Kein Wunder, daß sich Jahr für Jahr 5000 Bewerber in Stuttgart melden, 1000 von ihnen werden angenommen. Auf sie wartet ein ausgefeiltes Programm mit allen Schikanen. **Aktien, Obligationen, Geld oder Gold:** Nach dem Börsen-Crash ist guter Rat teuer. Nicht bei uns. manager magazin sprach mit dem größten Vermögensverwalter der Welt, Stephan Haeringer, dem Chefanleger der Schweizerischen Bankgesellschaft. **Auf den Spuren von Otto:** Einst war der Quelle-Versand der größte, doch dann ging es nur noch bergab. Bis Klaus Zumwinkel kam. Der ehemalige McKinsey-Mann entrümpelte das Fürther Haus, brachte das Personal auf Trab und will jetzt sogar zum Branchenprimus Otto aufschließen. Wie? Das lesen Sie im neuen manager magazin.

**IM MÄRZ-HEFT**

**manager magazin Wirtschaft aus erster Hand.**

Erhältlich in ausgewählten Zeitschriftenverkaufsstellen. DM 8,50.


FRANKREICH

## Wilder Haß

**Ärzte ließen eine junge Frau in Poitiers fahrlässig oder vorsätzlich auf dem Operationstisch sterben. War sie ein Opfer von Rivalitätskämpfen der Mediziner?**

Claude Berneron fuhr an jenem Morgen unbesorgt zur Arbeit. Um neun Uhr sollte seine Frau Nicole operiert werden. Die Ärzte der hypermodernen Uni-Klinik von Poitiers hatten den Vorarbeiter beruhigt: Die operative Entfernung einer gutartigen Geschwulst unter dem linken Ohr sei harmlose Routine.

Gegen Mittag wurde Berneron eiligst in die Klinik gerufen: Es hätten sich

**Operationsopfer Nicole Berneron**
„Eine Unschuldige getötet"

„Komplikationen" ergeben. Er kam zu spät. Seine 33jährige Frau, Mutter von zwei kleinen Mädchen, war tot. Man schrieb den 30. Oktober 1984. Seither hat sich in Claude Berneron die Überzeugung gefestigt: „Die Ärzte haben meine Frau umgebracht, um persönliche Rechnungen untereinander zu begleichen."

So ungeheuerlich diese Anschuldigung klingen mag – Polizei, Juristen und ganz Frankreich halten sie für plausibel. Aber wer war es? Und warum? Und wie?

Um das zu klären, tagt seit zwei Wochen in der 83 000-Einwohner-Stadt Poitiers ein Schwurgericht. Angeklagt sind drei Ärzte: der Anästhesist Bakari Diallo, 40, wegen vorsätzlicher Körperverletzung mit Todesfolge; sein Freund und Kollege Denis Archambeau, 33, wegen Beihilfe, sowie deren Vorgesetzter, Pro-

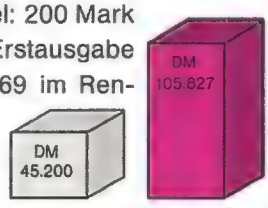
# Wie Sie im Alter finanzielle Lücken ausgleichen.

Rente

Wenn Sie Vorsorge für Ihre Zukunft und die Absicherung Ihrer Familie konsequent planen wollen, dann sollten Sie den ADIG-AUFBAUPLAN mit Versicherungsschutz kennen. Er kombiniert den Vermögensaufbau in Wertpapieren mit der Absicherung des Sparziels durch einen kostengünstigen Versicherungsschutz.

Zwei besondere Vorteile zeichnen diese unkomplizierte Vorsorgeform aus: Bei Bedarf können Sie sofort auf Ihr angespartes Vermögen zurückgreifen. Und das Sparziel ist durch den Versicherungsschutz abgesichert.

Ein Beispiel: 200 Mark monatlich ab Erstausgabe Mitte März 1969 im Rentenfonds ADIRENTA angelegt, ergaben am 31.12.1987, bei 45.200 DM Gesamteinzahlung und Wiederanlage aller Erträge, ein Wertpapiervermögen von 105.827 DM. Ein interessanter Vermögenszuwachs!



Die zukünftigen Anlage-Ergebnisse können niedriger, aber auch höher ausfallen.

Sprechen Sie mit den Beratern der ADIG-Gesellschafter oder schreiben Sie an ADIG-Investment.

ADIG INVESTMENT

**Wir sichern Ihnen Werte.**

ADIG-Investment, Von-der-Tann-Straße 11, 8000 München 22, bietet Ihnen eine breite Fondsauswahl: ADIFONDS, ADIKUR, ADIRENTA, ADIREWA, ADITEC, ADIVERBA, FONDAK, FONDIRENT, FONDIRO, FONDIS, FONDRA, PLUSFONDS. Beratung und Verkauf bei: Bankhaus Aufhäuser, Baden-Württembergische Bank, Bank für Gemeinwirtschaft, Bayerische Vereinsbank, Berliner Bank, Berliner Commerzbank, Bankhaus Gebrüder Bethmann, Commerzbank, Commerz-Credit-Bank Europartner, Deutsche Beamten-Versicherung, National-Bank, Simonbank, Südwestbank, Fürst Thurn und Taxis Bank, Vereins- und Westbank, WWK Lebensversicherung.

fessor Pierre Mériel, 55, wegen fahrlässiger Tötung. Was den Fall besonders spannend macht: Eine Verurteilung der beiden Narkoseärzte müßte den Freispruch des Professors nach sich ziehen – und umgekehrt.

Das Klinik-Drama setzt sich zusammen aus Intrigen, Standesdünkel, Haß und Verbrechen; es spielt in einer scheinbar intakten, zuinnerst aber verrotteten kleinbürgerlichen Gesellschaft, der geschlossenen Welt eines Krankenhauses.

So etwas verlangte eine angemessene Kulisse: Um die Scharen von Sachverständigen und Presseleuten zu empfangen, wurde – der Sitzungssaal war zu klein – die Wandelhalle des Justizpalastes, einst Schloß der Grafen von Poitou, für das Medienspektakel hergerichtet. Insgesamt drei Wochen lang wird dort die Tragödie rekonstruiert.

Erster Akt: Nicole Berneron liegt auf dem Operationstisch. Doch vergebens wartet der Chirurg auf einen Anästhesisten. Eigentlich sollte der schwarze Arzt Bakari Diallo Dienst tun, aber der ist am Vorabend in die Urologie versetzt oder – genauer – abgeschoben worden.

Zweiter Akt: Nachdem die Operateure eine Stunde nervös gewartet haben, eilt Professor Pierre Mériel persönlich herbei, Chef der 45 Anästhesisten des 730-Betten-Klinikums. Er hatte den ihm mißliebigen Diallo versetzt.

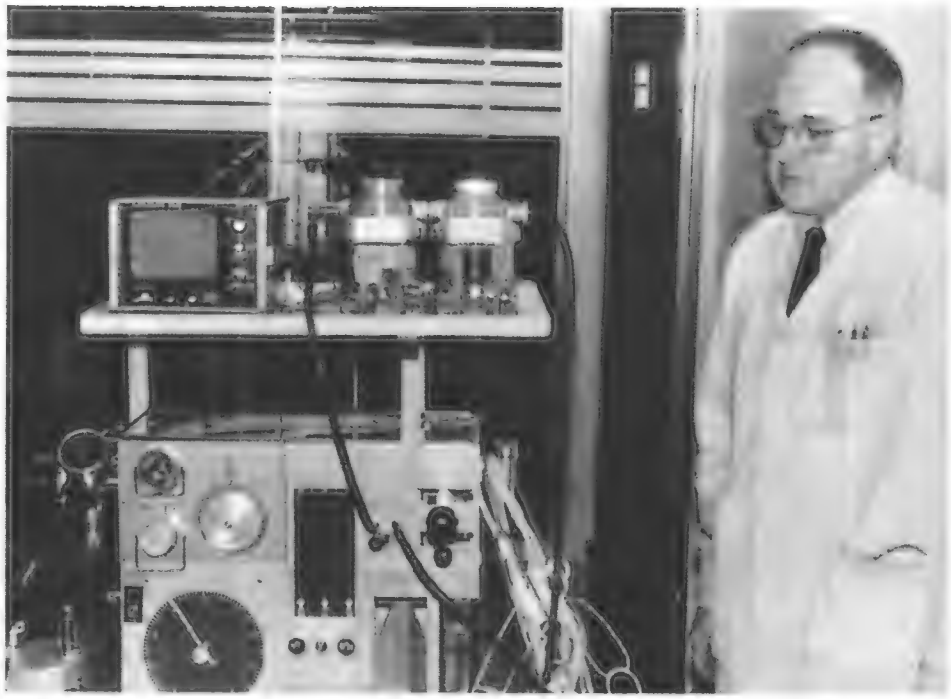
Dritter Akt: Der Professor bedient das Narkosegerät, die Beatmung der Patientin überwacht Denis Archambeau, enger Freund von Diallo. Gegen elf Uhr ist die Operation beendet. Archambeau eilt zur nächsten Operation.

Vierter Akt: Als der Professor Frau Berneron aus der Narkose aufwecken will, verlangsamt sich deren Herzschlag, die Pupillen weiten sich. Mériel erhöht die Sauerstoffzufuhr – jedenfalls glaubt er es oder täuscht es vor, die Frage bleibt zu klären. Tatsächlich führt der Chef-Anästhesist der Frau eine tödliche Dosis Stickoxydul (Lachgas) zu: Die Schläuche am Narkosegerät waren vertauscht worden.

Drei Stunden später untersuchte der Professor mit zwei Anästhesieärzten den Narkoseapparat. Plötzlich riß er die beiden Schläuche heraus und rief: „Da haben wir die Tatwaffe!" Aber: War es wirklich so, oder wollte Mériel nur verbergen, daß ihm ein fataler Fehler unterlaufen war?

Am 8. November berief der Professor eine Pressekonferenz ein und erklärte, seine Anästhesieärzte Diallo und Archambeau hätten die Schläuche absichtlich vertauscht. Sie hätten „eine Unschuldige getötet" aus nur einem Grund: „Sie wollten mir persönlich und beruflich schaden, sie wollten meinen Kopf."

Vor der Polizei gestand Archambeau, Diallo habe ihm gegenüber die Tat zugegeben – kurz danach widerrief er. Aber das revozierte Geständnis belastet die Narkoseärzte ebenso wie die Überzeugung von Sachverständigen, daß ein Irrtum beim Anschluß der Schläuche eigentlich ausscheide: Der für den Sauerstoff ist weiß, der fürs Lachgas blau. Und in die Buchsen des Apparats paßten sie nur, weil auch die Anschlußstücke vertauscht worden waren. Die Kripo: „Expertenarbeit."



**Angeklagter Chefarzt Mériel*:** „Da haben wir die Tatwaffe"

**Angeklagte Ärzte Diallo, Archambeau:** Klassenkampf im Operationssaal

Der Fall der „Ärzte von Poitiers" – wie sie nun romanhaft heißen – wuchs in dreieinhalb Jahren zu einer mit Leidenschaft umstrittenen Affäre heran. Sie zog eine Welle von Berichten über Pannen, Intrigen und Karrierekämpfe in der Welt der französischen Ärzte nach sich. Vorige Woche zum Beispiel kam ein weiterer haarsträubender Mediziner-Skandal ans Licht. In Amiens hatte Professor Alain Milhaud, so enthüllte ein Sachverständiger in Poitiers, einen hirntoten Patienten ohne rechtliche Genehmigung mit Lachgas „beatmet" und das Experiment auf Videoband dokumentiert, um dem Kollegen Mériel beizuspringen. Das Gesundheitsministerium enthob Milhaud seines Amtes, und Staatspräsident Mitterrand rügte: „Das menschliche Wesen ist kein Instrument."

Berufsneid und Standesdünkel gehen häufig auf Kosten der Patienten. Gesellschaftlicher Klassenkampf wogt in Ope-

* Vor dem Narkosegerät, dessen Schläuche vertauscht wurden.

HONDA

# Oh! Ein




Nur sportlich allein genügt nicht. Wie wäre es aber mit einem schönen, sportlichen Auto, das zudem noch über eine weltmeisterliche Technik verfügt?

# Honda.

LINTAS : HAMBURG

Der Honda Accord EX 2.0i-16 (98 kW/133 PS) ist eine klassische Sportlimousine. Sein abgasgereinigtes 2.0-Liter-16-Ventil-Triebwerk ist in der Formel 1 gereift. Es besitzt 2 obenliegende Nockenwellen (DOHC) und die elektronische, programmierte Kraftstoffeinspritzung PGM-FI. Das bedeutet: überragende Leistungsentwicklung, kraftvolles Drehmoment und hohe Kraftstoff-Effizienz. Die „Double-Wishbone"-Einzelradführung an allen 4 Rädern sorgt für ausgewogenes, sicheres Handling in jeder Situation. Leistungs- und Ausstattungsqualität machen den Honda Accord EX 2.0i-16 zu einer der aufregendsten und temperamentvollsten Limousinen auf unseren Straßen.

**HONDA ACCORD**

EX 2.0i-16

Schöner fahren.

Ihr Erfolg

Als erster und erfahrenster Träger haben wir in den letzten 10 Jahren 4000 Hochschulabsolventen zum erfolgreichen EDV-Berufseinstieg geführt. Die anspruchsvollen Mangelberufe der EDV bieten Ihnen als Akademiker/-in exzellente Möglichkeiten der beruflichen Neuorientierung. Die richtige EDV-Qualifizierung sichert Ihnen nahezu 100%ig einen unmittelbaren, adäquaten Berufserfolg.

**EDV-Berufe**
**Vollzeit ab 5. April bzw. 20. Juni 1988**

Für Akademiker aller Fachrichtungen
- **EDV-Fachmann**

Für Pädagogen
- **EDV-Instruktor/Computertrainer**

Für Wirtschaftswissenschaftler und Juristen
- **Organisationsprogrammierer (IBM)**
- **Wirtschaftsinformatiker IHK**

Für Naturwissenschaftler und Techniker
- **Softwareentwickler Technik**
- **Technikinformatiker**
- **CIM-, CAM-Fachmann**

**EDV-Benutzer**
**Vollzeit ab 2. Mai bzw. 20. Juni 1988**

Für jeden PC-Benutzer
- **Computer-Führerschein** (MS-DOS, MS-WORD, LOTUS 1-2-3, DBASE)

Für Akademikerinnen
- **Kommunikationsassistentin**

Für Grafiker und Designer
- **Computer-Grafik-Designer**

Für technische Zeichner
- **CAD-Konstrukteur 2D, 3D**

EDV-Berufs- und Benutzerqualifikationen können Sie bei uns auch samstags erwerben. Nächster Beginntermin: 26.3.1988! Rufen Sie den Katalog **„EDV-Berufe, EDV-Benutzer 1988 Teilzeit"** ab.

**Europas Nr. 1**

- 20 Jahre Qualifizierungs-Erfahrung
- 30.000 erfolgreiche Absolventen
- Staatl. Förderung AFG, ESTG, SVG möglich.
- Ständig über **5000 Teilnehmer** in

| | |
|---|---|
| Berlin | ☎030/8299 0112 |
| Hamburg | ☎040/351313 |
| Hannover | ☎0511/392364 |
| Düsseldorf | ☎0211/400090 |
| Dortmund | ☎0228/754470 |
| Bonn | ☎0231/400090 |
| Frankfurt | ☎0228/400090 |
| Saarbrücken | ☎069/256060 |
| Stuttgart | ☎0681/39551 |
| Tübingen | ☎0711/257760 |
| München | ☎07071/68023 |
| Nürnberg | ☎089/52 39 10 |
| | ☎0911/203377 |

Rufen Sie den neuen, kostenlosen Katalog **„EDV-Berufe, EDV-Benutzer Vollzeit 1988"** ab!

CONTROL DATA INSTITUT
Karlstraße 42 · 8000 München 2


rationssälen und um Krankenbetten. In Poitiers hätte kein Drehbuchautor die Rollen besser erfinden können: Oben der Großbürger Professor Mériel, nach dem Urteil der „Sud-Ouest" zwar „kein Mediziner von Rang", aber als Sohn eines berühmten Arztes ein lokaler „Mandarin", arroganter Vertreter des Establishments, der sich durch Aufsässigkeit seiner Unterärzte bedroht wähnte. Unten haßerfüllt seine Anästhesieärzte, die sich vom Chef schikaniert fühlten: der Schwarzafrikaner Diallo, begabt und ehrgeizig, sowie der Arbeitersohn Archambeau, ein eingeschüchterter, unterbezahlter Handlanger, die beide für sich keinen Platz in der Oberschicht sahen.

Durch das feindliche Umfeld übersensibel geworden, habe sich der Farbige Diallo – so die Anklageschrift – von Professor Mériel ständig herablassend behandelt, gar gedemütigt gefühlt, bis er nach der brüsken Zwangsversetzung „abrechnen wollte mit seinem Chef, den er verabscheute". Noch einen Tag vor Prozeßbeginn bedauerte Diallo gegenüber dem „Journal du Dimanche", daß er auf der Anklagebank „keine Gasmaske tragen darf, weil es hier (neben Mériel) stinkt".

Symbolhaft bleiben selbst vor dem Schwurgericht die Klassenunterschiede erhalten. Die beiden Narkoseärzte hokken Seite an Seite in der Anklagebox, der wegen eines geringeren Delikts angeklagte Professor sitzt – etwas abgerückt – auf einem Stuhl. Die kleinen Ärzte werden während des Prozesses in U-Haft gehalten und in Handschellen vorgeführt. Ihr Ex-Chef darf nach jeder Sitzung nach Hause gehen.

## ZYPERN

### Neue Zeit

**Kann der mit kommunistischer Hilfe gewählte Präsident der Insel-Griechen die Konfrontation mit den Türken beenden?**

Erst elf Jahre nach dem Tod des großen Erzbischofs und ersten Zypern-Präsidenten ging auf der Mittelmeer-Insel die Ära Makarios endgültig zu Ende.

Die Bürger des griechischen Inselteils schickten zwei Gefolgsleute des legendären Kirchenmannes ins Abseits: Schon Mitte Februar flog der amtierende Präsident Spyros Kyprianou, 1977 als Makarios-Erbe ins Amt gekommen, im ersten Wahlgang aus dem Rennen. Und am vorletzten Sonntag, bei der Stichwahl, scheiterte auch der ehemalige Parlamentspräsident Glafkos Klerides.

Ein neuer Mann, politisch ein nahezu unbeschriebenes Blatt, zieht nun für fünf

**Wahlsieger Vassiliou**
„Mit ihm ist eine Lösung möglich"

Jahre in den Präsidentenpalast von Nikosia ein: Georgios Vassiliou, 56, ein von den Kommunisten unterstützter Unternehmer und Millionär.

Mit Vassiliou könnte auf der geteilten Insel eine Zeit der Entspannung anbrechen: statt Konfrontation mit dem 1974 von türkischen Truppen besetzten Nordteil der Versuch, die Gräben zwischen beiden Teilen einzuebnen. Der von den beiden Zypern-Schutzmächten Griechenland und Türkei jüngst in Davos aufgenommene Dialog könnte sich auf die Insel ausweiten.

Die Wende zeichnete sich ab, als die kommunistische Partei Akel (die über etwa ein Drittel der Stimmen verfügt) Vassiliou ihre Unterstützung antrug. Der nahm mit der pathetischen Begründung an: „Ich habe nicht das Recht, abzulehnen, denn eines Tages werden mich meine Kinder vielleicht fragen: Was hast du getan, um dieses Land zu retten?"

Außenseiter Vassiliou kam überdies der Popularitätsverfall des bisherigen Präsidenten Kyprianou zugute. In dessen Ära hatte es zwar eine beispiellose Wirtschaftsblüte gegeben: Während der türkische Sektor bis heute Kostgänger Ankaras blieb, konnten die griechischen Zyprer, trotz des Verlustes von 37 Prozent des Insel-Territoriums und der Belastung durch 200 000 Flüchtlinge, ihren Lebensstandard verbessern. Sie haben ein Pro-Kopf-Einkommen von 5500 Dollar erreicht, eines der höchsten in der Region. 1987 wuchs die Wirtschaft um 7,5 Prozent, die Inflationsrate betrug 2,8, die Arbeitslosenquote lag unter 3 Prozent.

Gleichwohl verstärkte sich das Unbehagen über Kyprianous unnachgiebige Haltung gegenüber den Zypern-Türken;

# In Spanien weiß jeder, wann die Fiesta beginnt. Aber keiner weiß, wann sie aufhört.

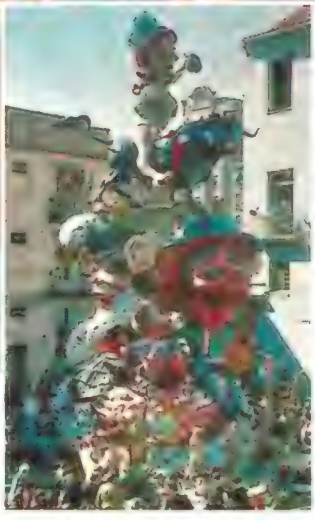
Karneval in Spanien oder wie man sich phantasievoll verkleidet.

„Feria de Abril". Sevilla.

In Spanien gibt es Feste, deren Wurzeln bis ins Mittelalter zurückreichen und die sich seitdem nicht geändert haben.

Die maurische Invasion Spaniens. Der Krieg von damals ist die Fiesta von heute.

Musik, Blumen, Spaß. Zu finden auf jeder der 3.000 Fiestas in Spanien.



Die Arbeit eines Jahres, verbrannt an einem Tag. Der Anlaß: die „Fallas".

Musik, Menschen, Farben, Freude, Wein, Feuerwerk ... das sind die wichtigsten Zutaten einer richtigen „Fiesta" in Spanien, selbst im kleinsten Dorf. Kein Wunder also, daß im Laufe eines Jahres in Spanien mehr als 3.000 Fiestas stattfinden.

Können Sie sich ausmalen, was es heißt, ein ganzes Jahr an wunderschönen Skulpturen aus Holz und Pappe zu arbeiten, nur um sie dann alle an einem einzigen Tag zu verbrennen? Die „Fallas" in Valencia bietet Ihnen dieses Spektakel!

Oder können Sie sich vorstellen, wie Sie bei einem Fiesta-Festzug dabei sind, mittendrin, mit Pferden, Kutschen, Sherry und Flamenco? Sie müßten dazu nur zur richtigen Zeit am richtigen Ort sein – in Sevilla, während der „Feria de Abril".

Egal zu welcher Jahreszeit Sie nach Spanien kommen, eines ist sicher: Es steigt gerade eine Fiesta.

Wenn sie vorbei ist, auch nicht schlimm. Die nächste kann jeden Moment losgehen.

Informationen sendet Ihnen gerne Ihr Spanisches Fremdenverkehrsamt, Düsseldorf, Graf-Adolf-Str. 81, Frankfurt, Bethmannstr. 50–54, München, Oberanger 6.

ESPAÑA

Spanien. Alles unter der Sonne.

die Militärpräsenz der Türkei im Norden, die Angst vor einem türkischen Vormarsch oder gar vor einer totalen Besetzung der Insel beeinträchtigten jede Zukunftsplanung. Immer mehr Griechen kamen zu der Einsicht, daß die Zeit gegen sie arbeitet.

Die forcierte Kolonisierung im türkischen Teil durch Siedler vom anatolischen Festland drohte die demographische Balance auf der Insel (670 000 Einwohner) zu verändern. In fünf Jahren, so fürchtet die konservative Klerides-Partei, könnten aus den heute rund 65 000 türkischen Einwanderern eine halbe Million geworden sein.

Solch düstere Vorstellungen bewogen Kyprianous Rivalen dazu, im Wahlkampf moderatere Töne anzuschlagen und auf Ausgleich mit den Türken zu

setzen. Als am wenigsten vorbelastet erwies sich dabei Vassiliou.

Sein Vater, ein Augenarzt, hatte im griechischen Bürgerkrieg auf der Seite der kommunistischen Partisanen gekämpft. Nach der Niederlage im Jahre 1949 flüchtete er in die Sowjet-Union, der Sohn folgte der Mutter nach Ungarn, wo er zunächst als Dreher arbeitete, dann Wirtschaftswissenschaften studierte. Später bildete er sich in London zum Marktforscher weiter.

1962 kehrte er nach Zypern zurück und baute das Middle East Marketing Research Bureau auf, laut Vassiliou „die größte Forschungs- und Beratungsgruppe im Mittelmeerraum". Das Unternehmen residiert in einem zwölfstöckigen Gebäude in Nikosias Vorort Aglantzia, unterhält Büros in elf Mittelmeer- und Nahostländern und beschäftigt 250 Angestellte.

Zu Vassilious Kunden zählen nicht nur die meisten in der Mittelmeerregion tätigen westlichen Multis: Der Zyprer berät auch die saudiarabische Regierung und den US-Auslandssender „Voice of America".

Vassilious Geschäftsverbindungen zu Scheichs und Kapitalisten stören die Kommunisten offenkundig wenig. Diese stramm moskautreue KP, an deren Spitze seit 39 Jahren der nunmehr 80jährige Generalsekretär Ezekias Papaioannou steht, verfügt selbst über eine wirtschaftliche Hausmacht: Die Partei kontrolliert mehrere Firmen, darunter eine Kellerei, eine Versicherungsgesellschaft und eine „Volks-Kaffeerösterei".

Nicht einmal Washington scheint zu befürchten, daß Zypern unter einem mit Kommunisten-Stimmen gewählten Präsidenten zu jenem „Kuba im Mittelmeer" werden könnte, vor dem einst Henry Kissinger gewarnt hatte. Schon lobte Präsident Ronald Reagan die „Entschlossenheit" Vassilious, „für einen Dauerfrieden auf Zypern" zu arbeiten.

Auch Athen und Ankara hoffen, daß Vassilious Wahl die Aussichten für eine Lösung der Zypernfrage verbessern wird. Der türkische Ministerpräsident Turgut Özal empfahl seinem Staatspräsidenten Kenan Evren, auf einen bereits angekündigten Besuch im türkischen Nordzypern zu verzichten. In Kürze wollen die Türken 5000 Soldaten von der Insel abziehen. Özal über Vassiliou: „Mit ihm könnte eine Zypernlösung eher möglich sein."

Unter den türkischen Zyprern treten mittlerweile einflußreiche Sprecher für eine Wiederannäherung an die Griechen ein, um von deren Wirtschaftsaufschwung profitieren zu können. Die Neusiedler vom Festland sind längst nicht mehr überall willkommen.

Diesem Stimmungswandel unter den eingesessenen Türken könnte womöglich auch Kyprianous alter Gegenspieler Rauf Denktaş, Präsident der Zypern-Türken, zum Opfer fallen: Ankara, so wird spekuliert, spiele mit dem Gedanken, daß nach dem Nationalisten Kyprianou nun auch der Scharfmacher Denktaş das Feld räumen müsse, um eine Aussöhnung zu erleichtern.

## USA

# Fluten der Hölle

**Schon wieder blamierte sich ein prominenter Moralapostel des amerikanischen Fernsehens.**

Nichts vermittelt das Fernsehen effektvoller als öffentliche Beichten. Die plötzliche Verwandlung großer Leute in arme Sünder, darauf angewiesen, in Millionen Wohnzimmern um Verständnis und Vergebung zu heischen, verhindert – bei richtiger Anwendung –, daß der Mob die Kreuzigung des Gestrauchelten verlangt.

Von der Tränenseligkeit des abgehalfterten Predigerpaares Jim und Tammy Bakker bis zur brechenden Stimme eines Oliver North haben sich US-Fernsehzuschauer in den letzten zwölf Monaten an einschlägige Glanzleistungen gefallener Helden gewöhnen können – auf die herzzerreißende Reue eines Jimmy Swaggart waren sie dennoch nicht vorbereitet.

Amerikas berühmtester und – an der Fallhöhe eines täglichen Spendenaufkommens von 400 000 Dollar gemessen – wohl auch gefährdetster Fernsehprediger hatte sich in New Orleans beim Betreten und Verlassen eines Motelzimmers mit einer Dame ertappen lassen, bei der es sich nicht um jene Mrs. Swaggart handelte, die er noch im vergangenen Jahr öffentlich gebeten hatte, ihn im Falle eines solchen Falles „zu töten, bevor mich Gott erwischen kann".

Umgeben von 7500 Getreuen begann Swaggart, 52, beim Gottesdienst am vorletzten Sonntag sein fälliges Mea culpa ganz ruhig: Er werde seine „Sünde nicht leugnen". Er werde sie auch nicht „einen Fehler oder einen Fehltritt nennen" (das galt feigen Politikern von Gary Hart bis Ronald Reagan), nein, „es gibt nur einen Schuldigen, Jimmy Swaggart".

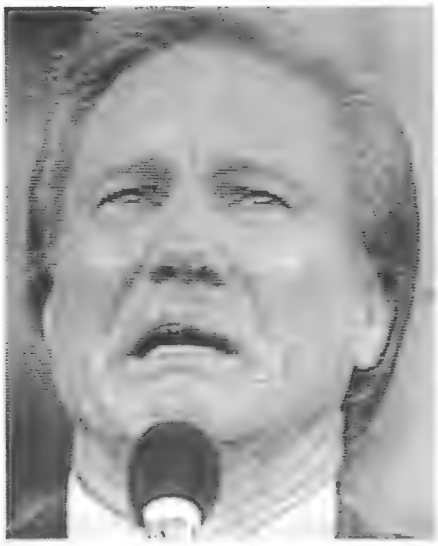
Nach dieser Feststellung begann eine Ent-Schuldigung, wie sie das Fernsehpublikum noch nie gesehen hatte. Zuerst wendet sich Jimmy Swaggart an seine Frau: „Niemals hat Gott einem Mann eine bessere Gehilfin und Gefährtin gegeben." Er klammert sich ans Mikrophon, dreht sich zu ihr um, kann vor Ergriffenheit nicht mehr sprechen.

Dann verzerrt sich sein Gesicht, Tränen stürzen aus seinen Augen. Aus der

# DER GROSSE SANFTE MIT DEM STIER.

Der große, sanfte spanische Brandy. Wunderbarer milder und runder Geschmack. Woran liegt das? An den Eichenfässern, deren Holz über den Atlantik aus Virginia kommt. An dem System ‚soleras', einer erstaunlichen Methode der jahrelangen Durchdringung von altem und jungem Brandy. An dem Klima um Jerez herum, das der Reife in den Fässern so einmalig gut bekommt. An der Familie Osborne, die die alten Qualitätsvorstellungen hochhält. Der Rest ist ein Geheimnis des schwarzen Stiers.

## OSBORNE VETERANO



**Prostituierte Debra Murphree, gefallener Prediger Swaggart:** „Nur ein Schuldiger"

gequälten Kreatur schreit es heraus: „Ich habe mich an dir versündigt, ich bitte dich um Verzeihung." Das war erst der Anfang. Versündigt hatte sich der gefallene Christ außerdem an seinem Sohn – diese Entschuldigung war ganz besonders angebracht, weil es gewöhnlich die Aufgabe von Swaggart junior ist, Zuhörer und Zuschauer um Spenden anzubetteln, wenn Daddy seinen Sermon gehalten hat –, an seiner Kirche, deren Pastoren, Evangelisten und Missionaren draußen „an der Front der Finsternis, wo sie die Fluten der Hölle aufhalten".

Wie in typischen Dankadressen bei Hollywoods Oscar-Verleihung wurde niemand vergessen. Swaggart entschuldigte sich bei allen: seinen Gehilfen, seinen Kameraleuten und Kabelträgern, seinen Schülern und den „Hunderten von Millionen Fernsehzuschauern in aller Welt", und natürlich bei seinem obersten Chef, bei dem er sich wieder einzuschmeicheln versuchte: „Mein Allmächtiger und mein Retter, mein Erlöser, dem ich diene, den ich liebe und anbete."

Und den der fromme Mann bei dieser Gelegenheit auch gleich in die Pflicht nahm: Er erwarte, „daß dein kostbares Blut jeden Flecken abwasche und reinige, bis er in der See von Gottes Vergeßlichkeit entschwunden ist und niemand ihn gegen mich in Erinnerung rufen kann".

Das alles, vorgetragen in phantastischen Modulationen zwischen tonlosem Flüstern und hemmungslosem Heulen, ließ kein Auge trocken. Die bereits vorsorglich vor dem Gottesdienst in der Kirche verteilten Taschentücher dämpften das Schluchzen der ergriffenen Gemeinde.

Der sündige Hirte, dermaßen solidarisch gestärkt, verließ das Gotteshaus, bestieg seinen Privatjet (ehedem im Besitz der Rockefeller-Familie), um mit seinen Kirchenoberen von den pfingstgläubigen Assemblies of God das Ausmaß seiner Strafe zu verhandeln.

**Gefallener Prediger Bakker, Ehefrau Tammy**
„Krebs am Leibe Christi"

Die Buße fiel, angesichts solcher Zerknirschung und der Tatsache, daß die „Jimmy Swaggart Ministries" der bedeutendste Kirchenspender sind, zunächst höchst milde aus: Predigtverbot für drei Monate.

Besorgte Fernsehanstalten, durch die Aussicht erschreckt, vorübergehend auf die beliebten Hölle-und-Verdammnis-Tiraden des Südstaaten-Savonarolas verzichten zu müssen, konnten beruhigt werden. Für die nächsten sechs Monate, ließ Swaggart verbreiten, seien „die Shows" bereits im Kasten.

Doch anders als bei der Affäre seines Kollegen Jim Bakker im vergangenen Jahr, die mit dem Umzug des geschändeten Opfers Jessica Hahn in die Villa des „Playboy"-Herausgebers Hugh Hefner einigermaßen fröhlich endete, wollte in den USA diesmal keine rechte Heiterkeit aufkommen.

Was Gegnern wie Freunden Swaggarts den Spaß verdorben hat, ist die ans Tageslicht gekommene schiere Boshaftigkeit von Anführern einer immer stärker werdenden charismatischen Bewegung. Denn Swaggarts Fall ist dem gleichen Bemühen nach der Erledigung unliebsamer Konkurrenz zu verdanken, in dem das Opfer sich selbst schon häufiger als Meister gezeigt hatte.

Es war Swaggart gewesen, der im vergangenen Jahr Bakkers Triebleben bei der Mutterkirche verpetzt und den Konkurrenten als „Krebs am Leibe Christi" bezeichnet hatte. Mit ähnlichen Vorwürfen hatte Swaggart auch einen gewissen Pastor Marvin Gorman zur Amtsaufgabe und zum Konkursrichter getrieben – der sich jetzt dafür höchst unchristlich gerächt hat.

Schon im vergangenen Jahr hatte ein von Gorman angeheuerter Photograph Swaggart auf Abwegen erwischt. Zweimal hatte Gorman den großen Kollegen zur Rede gestellt, möglicherweise auch erpreßt und erst nach vier Monaten die Belastungsphotos an die Kirchenführung geschickt.

Swaggarts Gespielin stellte sich der Polizei als die Prostituierte Debra Murphree vor und gab an, sich seit einem Jahr regelmäßig mit dem Prediger zu „pornographischen Darbietungen" getroffen zu haben.

Unter den sich häufenden Skandalen der Fernsehprediger (laut Pastor Jerry Falwell eine „ungeheure Glaubwürdigkeitskrise") leidet mehr als nur die Spendenbereitschaft ihrer Anhänger.

Das Straucheln des selbsternannten Großinquisitors könnte auch einen Gottesmann ins Schleudern bringen, der sich gerade angeschickt hatte, die Anhänger von Swaggart & Co. als Wähler um sich zu scharen: den republikanischen Präsidentschaftsbewerber Pat Robertson.

Ex-Fernsehprediger Robertson mochte nicht an einen Zufall glauben, als die Swaggart-Affäre nur gut zwei Wochen vor den entscheidenden Vorwahlen in den Südstaaten aufflog. Mit dem unschuldigen Bekenntnis, daß er dafür natürlich keinerlei Belege habe, verdächtigte er trotzdem seinen Konkurrenten, Vizepräsident George Bush: „So wie ich die Leute um Bush kenne, gibt es nichts, was sie nicht auf dreckige Art erledigen würden." ◆

# Kann man die Tageszeiten überlisten?

# Ja, mit der HalogenA von Philips.

Um an dieses besonders frische und weiße, ja taghelle Halogenlicht zu kommen, müssen Sie weder spezielle Leuchten anschaffen, noch umständlich hantieren.

Denn unsere neue HalogenA hat einen Schraubsockel, den man ruckzuck in nahezu jede gängige Leuchte eindrehen kann. Sie brennt dann heller und doppelt so lange wie eine vergleichbare Glühlampe. Sie hat konstante Lichtqualität und ist selbstverständlich dimmbar.

Jetzt brauchen Sie eigentlich nur noch zu überlegen, wo Sie die Nacht zum Tag machen wollen: ob am Schreibtisch oder in der Leseecke, zum Beispiel.

Die HalogenA gibt es in verschiedenen Formen und Lichtstärken, in klar oder matt. Und überall dort, wo es Licht von Philips gibt.

PHILIPS

D I E · W E L T · D E S · L I C H T S

PHILIPS

# „Sechs Sachen kaufte Andy jeden Morgen“

Andy Warhols geschäftstüchtige Erben versilbern den 100-Millionen-Dollar-Nachlaß des Pop-Idols

John Marion, Amerika-Chef des Londoner Auktionshauses Sotheby, steht vor der Aufgabe seines Lebens: Zwischen dem 23. April und dem 3. Mai soll er die größte Verkaufsaktion starten, die Sothebys New Yorker Niederlassung je angekündigt hat.

Unter den Hammer kommt der bewegliche Nachlaß des vor einem Jahr gestorbenen New Yorker Pop-art-Genies Andy Warhol, der reicher war, als die Welt wußte: „Außergewöhnlich in seiner Vielfalt und seiner qualitativen Stärke“, rühmt Sothebys Marion die Sammlung. Um kaufkräftige Kunstkenner und Banausen aus aller Welt anzulocken, läßt Sotheby die Gegenstände als „Warhol-Ausstellung“ vorher noch einmal werbewirksam um den Erdball kreisen.

Zwischengelandet wird in jenen Metropolen, in denen die Verkäufer Warhol-verrückte Endvierziger mit Kasse und einen kunstversessenen Finanzadel vermuten, der Geldanlagen im Dollar-Raum sucht: Los Angeles, Chicago, Frankfurt, Köln, London, Tokio. In New York, der Heimat des Künstlers, stellt Sotheby zwei Wochen lang die komplette Warhol-Kollektion aus, bevor das Verkaufsspektakel startet.

Andy Warhols Sammelwut nach Gebrauchsgegenständen und Kunstschätzen der vergangenen 200 Jahre, aber auch nach indianischer Primitivkunst galt unter Kennern der New Yorker Szene als geradezu zwanghaft. Fast jeden Morgen hatte Andy sich von seinem Freund Stuart Pivar, einem Erfinder und Kunstsammler, vor seinem Stadthaus an der 66. Straße zum Bummel durch die geschäftige Madison Avenue abholen lassen. Während Pivars Limousine den beiden im Schrittempo folgte, kaufte Warhol in Galerien und Läden, was ihm gefiel. Oft durchstreiften sie auch die Antiquitätengeschäfte bei der 14. Straße am Broadway. „Sechs oder sieben Sachen kaufte Andy immer“, verriet Pivar. Anschließend wurde die Beute in Andys Stadthaus abgeladen und stand dort, gelegentlich unausgepackt, bis zum Tode des Meisters.

In Warhols Nachlaß, teils auf den Treppenstufen des sechsstöckigen Hauses abgestellt, fanden sich alte Uhren, Indianerfiguren, Graburnen und Kinderspielzeug. Echte Picassos lagerten in Andys Abstellräumen, Dalís und Bilder zeitgenössischer amerikanischer Maler dekorierten die Wände.

In Sothebys 10 000-Stücke-Angebot sehen sich Interessenten des Warhol-Nachlasses von exzessiven Preisvorstellungen umzingelt. Das 1974 entstandene Bild „Sailboats“ des mit Warhol befreundeten Pop-art-Klassikers Roy Lichtenstein soll 450 000 Dollar bringen, eine geschnitzte und bemalte Kasper-Figur von 1870 aus New Jersey 80 000 Dollar. Ein Chippendale-Mahagoni-Sofa aus dem New York von 1780 steht für 40 000 Dollar im Katalog, zwei Silbervasen von 1910 aus der Wiener Werkstätte für 7000 Dollar.

Nach einem Bericht des Magazins „New York“ hat Warhol während seines 58jährigen Lebens runde 100 Millionen Dollar an beweglichem und unbeweglichem Vermögen angehäuft. Selbst Wall-Street-Haie mit Fortüne haben das nicht geschafft.

**Künstler Warhol***: „Es war so langweilig“

Zum Vermögen des strohfarben gestylten Künstlers zählten außer den undefinierbaren Werten seines Pop-, Dekor- und Fin-de-siècle-Sammelsuriums das seit kurzem profitable Magazin „Interview“ und verschiedene Liegenschaften. Andy Warhols Stadthaus etwa notiert mit fünf Millionen Dollar. Ein anderes Haus im New Yorker Stadtteil SoHo, das Andy dem oft zahlungssäumigen Maler-Kollegen Jean-Michel Basquiat vermietet hat, wird auf eine halbe Million geschätzt. In Montauk an der Ostspitze Long Islands gehörte ihm ein 80 000-Quadratmeter-Grundstück mit Haus. Ein doppelt so großer Besitz war im Wintersport-Dorado Aspen/Colorado auf Andys Namen eingetragen.

Seine Zeitschrift „Interview“, gegenwärtig um die sieben Millionen Dollar wert, brachte der Pop-Meister in einer von ihm erworbenen Station der New Yorker Elektrizitätsfirma Consolidated Edison unter.

Warhols Raffgier führen Freunde auf ein Schlüsselerlebnis vor 20 Jahren zurück. 1968 war er in seiner Kunstschmiede „Factory“ von der Feministin Valerie Solanas

* Als Kunstobjekt 1976 in einer Vitrine.

**Warhol-Sammlung im Sotheby-Speicher:** Raffgier nach Attentat

**Warhol-Wohnzimmer:** Picassos in Abstellräumen

angeschossen und von seinem Freund und heutigen Nachlaßverwalter Fred Hughes mit Mund-zu-Mund-Beatmung gerettet worden. Später im Krankenhaus hatte Warhol, halb bewußtlos, die Ärzte herumreden hören, er sei nicht mehr zu retten.

Erst als Freund Hughes den Medizinmännern die Bedeutung und die Vermögenslage des Angeschossenen mitteilte, sahen sie plötzlich eine Überlebenschance. Seitdem befand sich der rastlose Warhol ständig auf der Flucht vor den Ärzten und dem Tod. Beides setzte er gleich: „Wenn ich noch einmal ins Krankenhaus muß, komme ich da nicht wieder raus."

Die Vermutung stimmte: Als Andy Warhol vergangenes Jahr wegen einer harmlosen Gallenblasen-Operation ins New York Hospital mußte, kostete ihn am frühen Morgen des 22. Februar 1987 ein Herzanfall das Leben.

Andy Warhols finanzielles Gewissen, der 44jährige Freund und Geschäftspartner Fred Hughes, Sohn eines Möbelvertreters aus dem texanischen Houston, war sofort alarmiert. Hughes war nicht nur Manager des Andy-Business und designierter Mitverwalter der Warholschen „Foundation for Visual Arts", er war von seinem Herrn auch als Testamentsvollstrecker vorgesehen.

In dieser Eigenschaft ging er unverzüglich ans Aufräumen. Offenbar seit Jahren innerlich auf den Tag X vorbereitet, setzte er noch an Andy Warhols Todestag den schneidigen Anwalt Edward Hayes, 44, zum Rechtsberater ein. Hayes, ein Freund von Hughes, besetzte zusammen mit einer Truppe von Sicherheitsleuten die Andy-Kunstwerkstatt und begann einige der Altvertrauten des Künstlers zu feuern. Hughes selber beschwichtigte zur gleichen Zeit den auf Hawaii weilenden Art Director von „Interview", Marc Balet, es werde sich gar nichts ändern.

Kurz darauf ließ Hughes, dem Warhol in seinem Testament 250 000 Dollar vermacht hatte, den Namen des Meisters aus dem „Interview"-Impressum entfernen und seinen eigenen unter der Rubrik „Herausgeber" einrücken. Gael Love, die selbstherrliche Chefredakteurin von „Interview", und Paige Powell, Anzeigenchefin des Blattes und enge Vertraute Warhols, wetterten gegen die Blasphemie. Für Hughes, so das „New York"-Magazin, aber schien das Ganze „absolut logisch. Der Mann war tot".

Allerdings war der Mann für Hughes und Hayes immerhin noch so lebendig, daß sie mit den Rechten an seinem Namen einen neuen Geschäftszweig des Warhol-Imperiums aufmachten: Für eine ungenannte Summe gaben sie der Marketingfirma Schlaifer Nance & Company aus Atlanta/Georgia, sonst eher bekannt als Propagandistin des Puppenherstellers Cabbage Patch, die Lizenz, Andys Namen zu nutzen.

Die Südstaatler starten seriös mit einem Andy-Warhol-Kalender. Was danach kommen soll, ist für die Kunstgeschichte neu: Warhol-Kleidermoden, Warhol-Bettzeug, Warhol-Parfum, Warhol-Schmuck und Warhol-Papierservietten. Andy selbst, so Hughes achselzukkend, habe so etwas stets als 20.-Jahrhundert-Kultur im Sinne gehabt: die Verbindung von Kunst und ihrer Kommerzialisierung in billiger Massenfertigung. Immerhin sei der Künstler selbst in einer Anzeigenserie des Wall-Street-Hauses Drexel Burnham Lambert, bekannt durch die Erfindung der Junk Bonds, aufgetreten. Mit dem Slogan: „Ich dachte, ich sei zu klein für Drexel Burnham."

Konsequent begannen Hughes und Hayes mit dem Aufräumen an der Wall Street. Gleich nach Andys Tod hatten sie vorsichtshalber die Schulden des Meisters beglichen und seine Aktien verkauft – rechtzeitig vor dem Schwarzen Montag der New Yorker Börse am 19. Oktober 1987.

Bei den Überlegungen, wie Warhols Wunsch nach einer Stiftung am besten zu erfüllen sei, verwarfen sie rasch alle Pläne, bei denen die Nähe des herkömmlichen Kunstbetriebs drohte: kein Museum, keine Künstlergalerie, keine Kultstätte in Andys Stadthaus. Statt dessen: eine inaktive Stiftung, die jedes Jahr fünf Prozent des Stiftungswertes dem Stiftungszweck, der Förderung kultureller Organisationen in den USA, zuführen muß.

Paige Powell, Andys Vertraute, interpretierte den Willen des Meisters anders. Sie bat in Brandbriefen reiche Amerikaner, den gesamten Warhol-Schatz zu übernehmen und würdig aufzubewahren. Schließlich, so Powell und die Schriftstellerin Tama Janowitz, die auch zu Andys Clan gehörte, sei die Sammlung so angelegt, daß sie in 2000 Jahren noch einen Querschnitt der Kultur des 20. Jahrhunderts abgeben könne. Zu

City Men Eau de Toilette Deo-Spray.
Der neue Duft. Aufregend anders.

I LOVE CITY

Gut. Und jetzt mußt Du
drei Minuten so bleiben.




CHYPRE




FRESH




ELEGANT

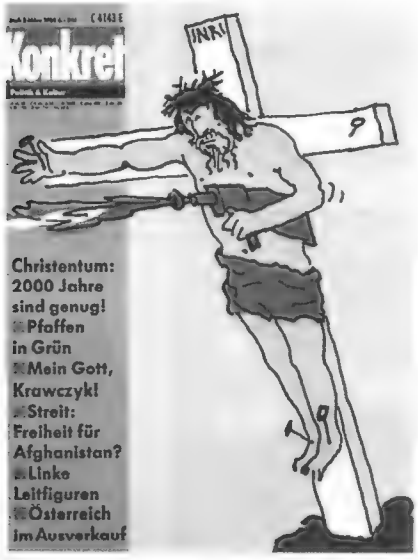
City Men Eau de Toilette Deo-Spray ist die raffinierte Kombination von Eau de Toilette und zuverlässigem Deodorant. City Men gibt es in drei faszinierend männlichen Duftnoten.

# Ihr Völker der Welt, schaut auf dieses Blatt!

**Konkret**

**im März:**

Christentum: 2000 Jahre sind genug! — Grüne Pfaffen — Mein Gott, Krawczyk — Erich Kuby: Was Auschwitz war — Das Lexikon linker Leitfiguren — Robert Gernhardt: Das ist komisch — Jan Philipp Reemtsma: Kunst, Kitsch, Religion — Streitgespräch: Freiheit für wen in Afghanistan? — Fall Waldheim: Der zweite Anschluß Österreichs




**NEU! Jetzt am Kiosk!**


den Adressaten der Bittbriefe zählten solche Geldgiganten wie der texanische Elektronik-Milliardär H. Ross Perot, die Industriellenfamilie Bass in Fort Worth/Texas und die Ölsippe der Gettys, selbst Sponsoren der reichsten Museumsstiftung der Welt.

Doch bei Hughes und Hayes verfing das nicht. Besonders Fred Hughes empfindet sich als verläßlicher Interpret des Warhol-Willens und behauptet, der Meister hätte es alles so gemacht, wie es nun geschieht.

Tatsächlich ist keiner so lange und so eng mit dem Kunst-Idol zusammengewesen wie Hughes. Gestartet war der in kleinbürgerlichen Umständen aufgewachsene Texaner als Student der Kunstgeschichte an der University of St. Thomas in Houston. Dort traf er auf die reichen Kunstmäzene Jean und Dominique de Menil, die Gefallen an dem Mann aus Houston fanden. Hughes zog nach New York und ließ sich durch die neuen Freunde in die alte Kunstwelt der Metropole einführen.

Wie mancher Texaner verdrängte Hughes seinen Öl- und Cowboy-Singsang bald durch betont englische Attitüde in Kleidung, Konversation und Klamauk. Edel gekleidet, ließ er sich gelegentlich zu burlesken Scherzen herbei, wie sie der gehobenen Gesellschaft gefallen, wenn sie unter sich weilt: einem feinen Herrn die Hose herunterzuziehen oder auf den Tischen von Nell's Pub zu tanzen. „Fred", so Paige Powell, „hat einen wirklich ausgefallenen Sinn für Humor."

Hughes hatte Warhol Mitte der sechziger Jahre in dessen damals von Sex und Drogen heimgesuchter ersten „Factory" besucht und war rasch Mitglied des Hofstaats geworden. Seit er Warhol nach dessen Schußverletzung vermutlich das Leben gerettet hatte, wuchs er zu dessen Alter ego.

Nacht für Nacht zogen die beiden, von Warhol angetrieben, durch New Yorks Nachtleben. Über die de Menils brachte Hughes den Künstler mit New Yorks Geldaristokratie zusammen. Der Manager frühstückte mit den Damen der Gesellschaft, die sich anschließend vom Meister teuer porträtieren ließen. Allmählich wurde Fred Hughes geschmacksicher genug, auch Warhols tägliche Morgeneinkäufe kritisch besehen zu können: „Die Sachen mußten immer erst durch den Fred-Test", erinnert sich Warhols Einkaufsbegleiter Pivar.

Vor ein paar Jahren aber, Andy war älter geworden, gab es einen leichten Knacks in der Beziehung. Der Künstler hatte die nächtlichen Touren satt, während Hughes, damals Enddreißiger, gerade erst Geschmack daran gewann. Warhol lästerte über Hughes: „Midlife-Krise."

Gleichwohl bestimmte Warhol den Jüngeren zu seinem eigentlichen Erben. Pivar: „So etwa, als wäre er sein Sohn." Der plötzlich aufgebrochene Generationsunterschied zwischen den beiden trieb Hughes in die innere Distanz zum Unternehmen Andy Warhol. Zunehmend bastelte er sich, wie es sich für einen talentierten Unternehmenserben gehört, ein eigenes Bild von dem, was zum Besten des Andy-Imperiums sei. Auch wenn der Meister es anders gewollt hätte, Fred Hughes hätte stets seinen eigenen für den Willen des Älteren gehalten.

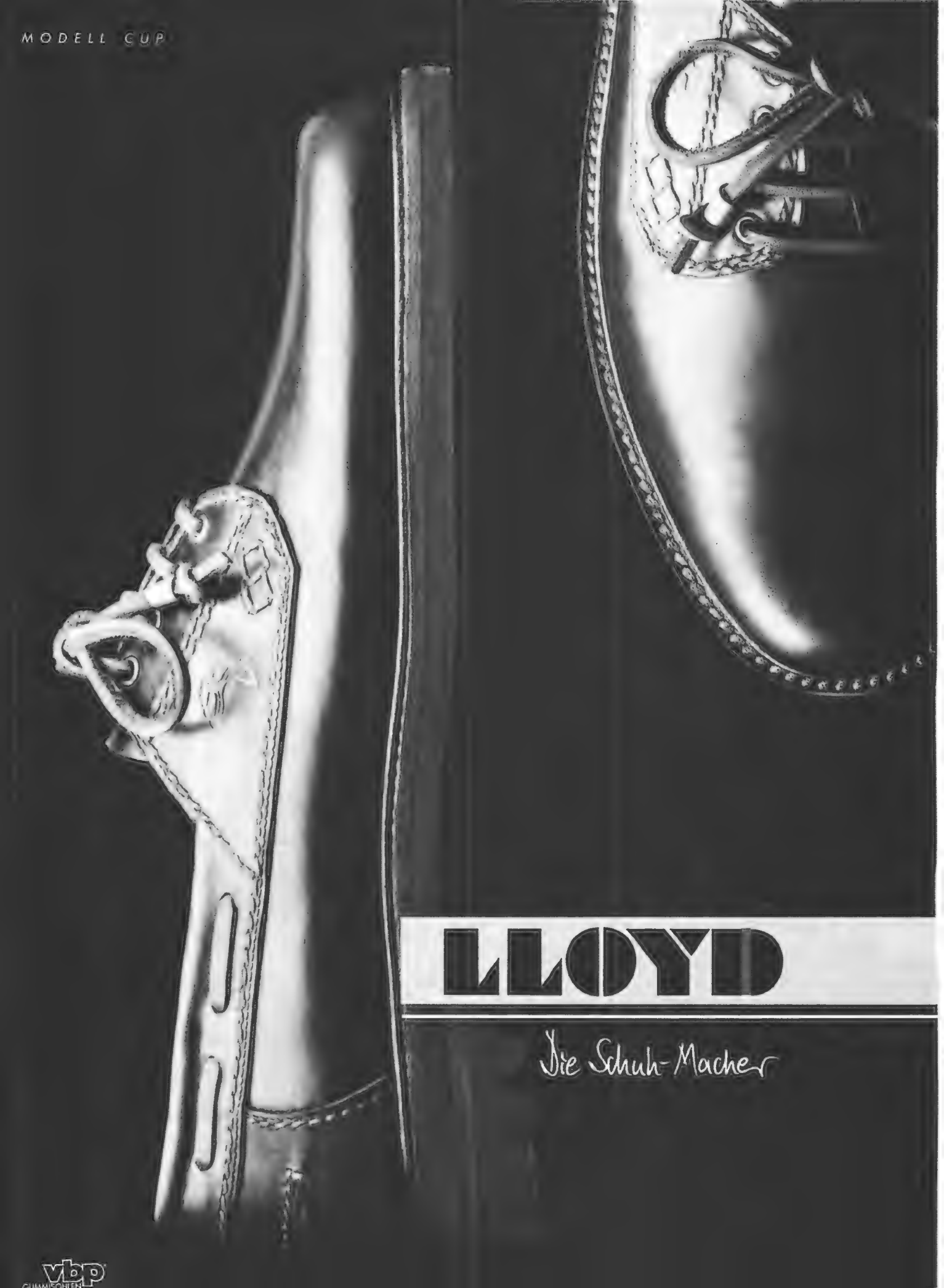
**Warhol-Freund Hughes**
„Ausgefallener Sinn für Humor"

Das Thronerben-Syndrom schlug nach Andys Tod sofort durch. Obwohl er wußte, daß Andy Warhol außer Ärzten instinktsicher auch Anwälte haßte – in den USA ist jeder 375. Mensch ein Anwalt –, setzte er sofort Ed Hayes, der als rüder Patron im Gerichtssaal und begnadeter Geschichtenerzähler gilt, ins Regiment. Angeblich hat Hayes dem Erfolgsschriftsteller Tom Wolfe als Muster für den Anwalt Tom Killian in dessen neuem Erfolgsbuch „The Bonfire of the Vanities" gedient.

Ganz auf der Thronerben-Linie lag auch eine andere drastische Personalentscheidung des Texaners: Er feuerte die von Andy Warhol gestützte „Interview"-Chefin Gael Love und ersetzte sie durch Shelley Wanger, eine Redakteurin der Zeitschrift „House & Garden".

Das „Interview"-Magazin, so meinte Fred, müsse erst ein bißchen getrimmt werden. Seine Auflage von 180 000 Exemplaren und auch seine Gewinne seien zu klein. Da eine inaktive Stiftung fünf Jahre Zeit hat, ihre aktiven Bestandteile zu verkaufen, will Hughes den Verkaufswert des Magazins erst einmal steigern.

Als schlimmsten Tort aber empfinden es Warhol-Jünger, daß Hughes die ge-


MODELL CUP
LLOYD
Die Schuh-Macher
vbp
GUMMISOHLEN

# Ich will. Ich kann.

# p.a. mehr km. p.a. weniger DM.

## FAHR & SPAR ANGEBOT

Europcar hat auch für Firmen und Geschäftsleute das günstige Angebot. Sie wissen schon heute recht genau, wie oft Sie oder Ihre Mitarbeiter pro Jahr einen Mietwagen nutzen. Europcar macht Ihnen dafür das Fahr & Spar-Angebot, zugeschnitten auf Ihr Mietwagen-Volumen. Individuell und unverbindlich. Für alle Europcar-Stationen bundesweit. Mit allen Pkw-Gruppen. So fahren Sie immer zu dem für Sie günstigsten Preis. Noch Fragen? Füllen Sie gleich den Coupon aus und schicken Sie ihn an: Europcar, Frankfurter Ring 243, 8000 München 40. Oder rufen Sie zum Ortstarif 01 30-31 51 (in München 32 30 92 00) an.

europcar autovermietung

Yes, I can.

Fahr & Spar. Dieses Europcar-Angebot interessiert mich. Bitte rufen Sie mich unter folgender Telefonnummer an:

Meine Adresse:

Sp1

samte Warhol-Kollektion von Gemälden, Kult-Gegenständen, klassischen Möbeln und originellem Kleinkram einfach durch Sotheby quer über die Welt versteigern lassen will. Um Sotheby, so wissen Andys Freunde, hatte der Meister stets einen ebenso weiten Bogen gezogen wie um das New York Hospital.

Nun aber, im Herbst 1987, brachten 27 Sotheby-Angestellte Monate in Andys vollgestopftem Stadthaus an der 66. Straße zu und katalogisierten über 10 000 Gegenstände. Dabei fanden sie in der Tat alles, was das Leben des 20. Jahrhunderts prägte, nur eine Kleinigkeit nicht: Werke des Meisters.

Warhol nämlich hatte die Symbiose von Kunst und Massenkommerz für sich selbst längst vollzogen. Werke der modernen Amerikaner wie Jasper Johns, Roy Lichtenstein, Robert Rauschenberg, James Rosenquist, Cy Twombly waren reichlich vorhanden. Seine eigenen Werke aber hatte Warhol, stets gegen Vorkasse, an die Händler abgegeben.

Gegen teures Geld hatte er auch die vielen Porträts stählern dreinblickender Wirtschaftsbosse in deren Villen gelassen. Zumeist hatte er sich dabei nicht nur die Bilder, sondern auch die Langeweile bezahlen lassen. 1979, zurück von einer Verkaufstournee in Deutschland, erzählte er Freunden beim üblichen Nachtbummel: „Es war so langweilig – ich hatte ständig Industrielle zu malen."

Seinen Freund Emile de Antonio, der nach dem Tarif für derlei Bilder fragte, enthüllte das Finanz-Genie: „50 000 Dollar – außer wenn sie Frauen und Kinder haben, dann 75 000." Hughes, der auch die Tarife festgesetzt hatte, sieht sich bei seinem Plan, das Kunstwerk Andy Warhols in eine Geldmaschine zu verwandeln, mit dem Meister denn auch ganz im reinen. „Es ist doch viel besser für Andys Andenken", so Hughes, „sicherzustellen, daß seine Bilder an den richtigen Plätzen hängen."

Ed Hayes, Anwalt der Warhol-Stiftung, sieht nun, nachdem Hughes und er die Umsetzung des Stiftungsgedankens selbst bestimmt haben, geradezu einen Zwang zum reinen Geld-Management. „Wenn man Treuhänder ist", verrät der Dandy harmlos, „muß man das Einkommen maximieren."

Von dem Einkommen aus Andy Warhols Nachlaß könnten die beiden Treuhänder schon bald sehr bequem leben. Fünf Prozent, wie das Steuergesetz bestimmt, müssen sie dem Stiftungszweck jährlich zuführen. Bei 100 Millionen Dollar Kasse aus dem Verkauf der Andy-Schätze wären das fünf Millionen. Sieben bis acht Prozent aber, so sagen die Finanzmärkte, sind als Kapitalerträge immer drin. Also sieben bis acht Millionen.

Die Differenz ist der Lohn für die gemeinsamen, strapaziösen Nächte.

FERNSEHEN

## Bißchen mächtig

**Nach Streit mit dem SFB hat Drehbuchautor Jurek Becker für „Liebling – Kreuzberg" einen neuen Regisseur durchgesetzt. Die preisgekrönte Erfolgsserie geht mit 13 neuen Folgen weiter.**

Giovanni Lara hat Geld genug, aber er denkt nicht daran, Alimente zu zahlen. Auch als der Mailänder Geschäftsmann zu einem Kongreß wieder mal nach Berlin kommt und dort die deutsche Mutter seines unehelichen Kindes trifft, bleibt er zahlungsunwillig.

Ein hoffnungsloser Fall? Nicht für den Mann mit dem Dreitagebart, den dicken Zigarren und den grellen Schlipsen. Gestärkt durch die obligate Portion Wakkelpudding und beschleunigt auf seiner schweren BMW, bringt er „diesen Don Giovanni" so frech wie komisch zur Strecke.

Rechtsanwalt Robert Liebling ist wieder da. Mit der Episode „Taschenpfändung" startet die ARD an diesem Montag (20.15 Uhr) die zweite Staffel ihrer Unterhaltungsserie „Liebling – Kreuzberg", einer der erfolgreichsten des deutschen Fernsehens, Liebling sowohl des Publikums wie der Kritik.

Ihren guten Ruf verdankt die Anwaltsserie in erster Linie zwei ehemaligen DDR-Künstlern: dem in Berlin-Kreuzberg lebenden Drehbuchautor Jurek Becker, 50, und dem mit ihm seit drei Jahrzehnten befreundeten Schauspieler Manfred Krug, 51.

* Manfred Krug, Marina Krogull, Gerhard Olschewski in der Folge „Taschenpfändung".

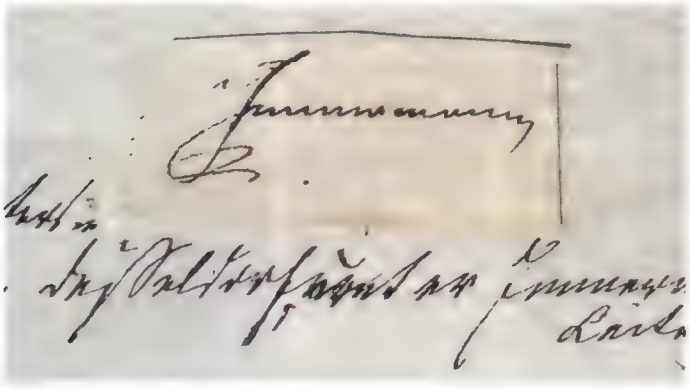
**Drehbuchautor Becker**
Erfrischung beim Mikrokosmos

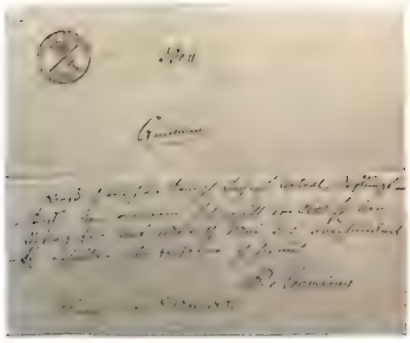
Für Becker, den international angesehenen Romancier („Jakob der Lügner", „Bronsteins Kinder"), ist das Drehbuchschreiben eine ehrenwerte Nebenbeschäftigung, manchmal „wie eine Erfrischung". Erlernt hat er das Handwerk einst im DDR-Filmzentrum Babelsberg. An seinen „Liebling–Kreuzberg"-Skripts rühmten Kritiker den trockenen Dialogwitz und die nuancierte Figurenzeichnung, die „ironisch-gebrochene, dezente Gesellschaftskritik" („Stuttgarter Zeitung") und die unsentimentale Schilderung eines „liebenswerten, zerknautschten, pfiffigen Mikrokosmos" („Süddeutsche Zeitung").

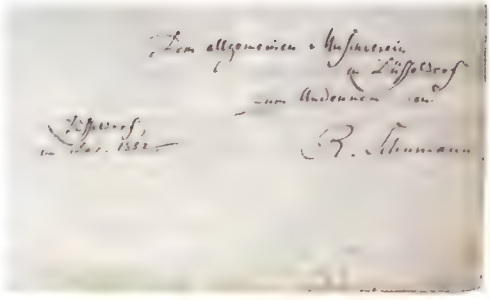
Dem Freund Krug, mit dem das häufige Zusammensein auch „manchmal anstrengend" sei, hat er die Sympathieträger-Rolle des unrasierten Kleine-Leute-

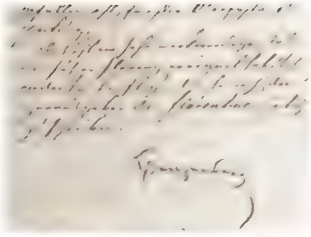
**TV-Serie „Liebling – Kreuzberg"*:** Alimente von Don Giovanni

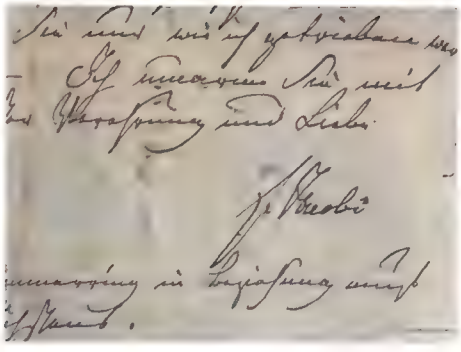
# Düsseldorf, den 16. Mai 1836.

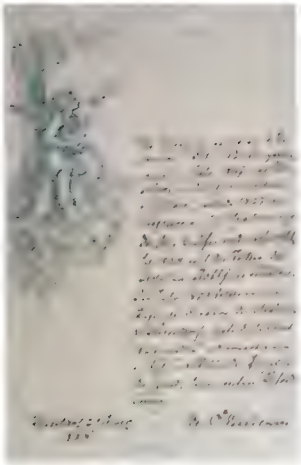


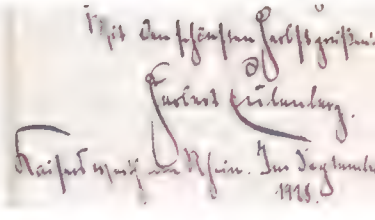


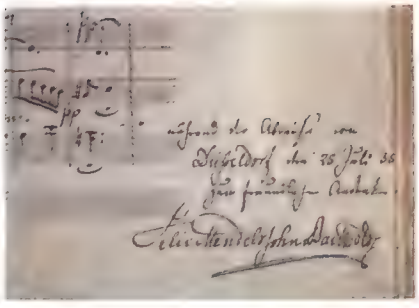


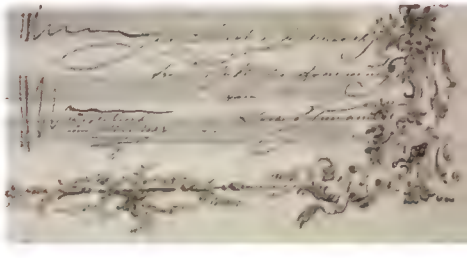


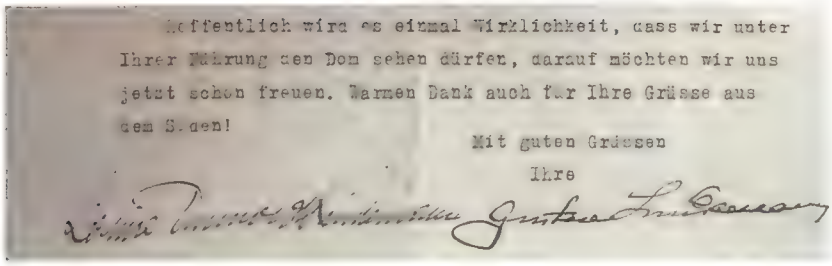


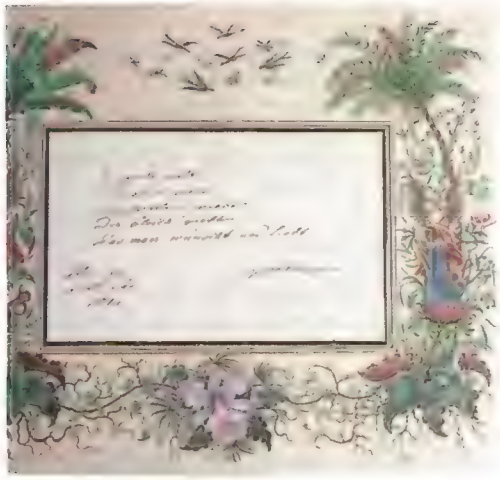






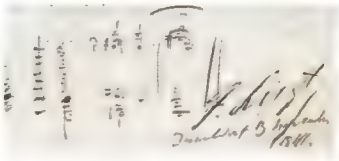






**Düsseldorf war für große Namen immer schon eine gute Adresse. Das zeigen die Briefe und Dokumente z. B. von Goethe, Lessing, Heine, Schumann, Brahms. Düsseldorf ist die Kunststadt, Werbestadt, Modestadt, Messestadt und – nicht zu vergessen – Düsseldorf hat die Altstadt. Was Düsseldorf für Ihr Unternehmen tun kann, sagt Ihnen gern das Werbe- und Wirtschaftsförderungsamt, Postfach 1120, 4000 Düsseldorf 1, Telefon 02 11/ 8 99-55 00.**

**DÜSSELDORF, EINE GUTE ADRESSE.**



Advokaten auf den kräftigen Leib und nach der deftigen Schnauze geschrieben. „Liebling", sagt Becker, „denkt und spricht wie Krug." Krug, sagt Krug, spiele „bekanntlich immer nur sich selbst".

Die ersten sechs „Liebling"-Folgen erzielten Rekord-Einschaltquoten bis zu 47 Prozent. Die Serie verdiente sich, zusammen mit „Kir Royal", dem anderen Ausnahmefall einer intelligenten deutschen TV-Unterhaltung, den Grimme-Preis, der „ja nicht wie ein Bambi ist" (Becker). Als im März 1986 die vorerst letzte Folge lief, flehte die „Süddeutsche": „Liebling, komm bald wieder."

Doch trotz solcher Sympathiebeweise war ein Comeback zunächst fraglich: Dem Autor selber hatte einiges an der Erfolgsproduktion nicht gefallen. „Zu lieblich, zu schön" fand Becker, wie der SFB und der Regie-Routinier Heinz Schirk seinen Kreuzberger Mikrokosmos inszeniert hatten. Als der Berliner Sender Becker zwang, die sechste „Liebling"-Folge umzuschreiben, in der es um die Mißhandlung eines jungen Mannes durch Berliner Polizisten ging, kam es zum „großen Krach".

Für seine Weiterarbeit verlangte Bekker den vertraglichen Ausschluß von Drehbuch-Eingriffen und die Verpflichtung eines neuen Regisseurs. „Dank der Einschaltquoten zum erstenmal ein bißchen mächtig", konnte er sich durchsetzen. So ging er mit neuer Lust ans Fortsetzungswerk, jetzt unbehelligt von „Dramaturgen, die als eine Art Fernsehpolizei unentwegt Verbesserungen anbringen zu müssen meinen", und mit einem Regisseur, „der sich als Regisseur und nicht als Vertreter der Berlin-Werbung versteht".

Dieser Mann ist der Südtiroler Werner Masten. Ins Spiel gebracht hat ihn „Liebling" Krug, der ihn als Regisseur bei der Krug-Fernfahrerserie „Auf Achse" schätzenlernte. Masten, für seine TV-Verfilmung des Romans „Das Glück beim Händewaschen" von Josef Zoderer ebenfalls mit dem Grimme-Preis ausgezeichnet, beherrscht laut Becker die Kunst, „für meine Dialog-Orgien tolle Bilder und Bewegungen zu erfinden"; Mastens Stil fordere dem Zuschauer „mehr Mitdenken" ab, vielleicht würden „die Einschaltquoten etwas sinken".

Die Justizfälle der 13 neuen „Liebling"-Folgen, für deren Produktion sich der finanzklamme SFB mit NDR und WDR zusammentat, hat Becker wieder mit Hilfe des Rechtsanwalts Nicolas Becker (nicht verwandt) aus der Berliner Kanzlei Schily, Becker, Geulen gefunden und erfunden. Ohne dessen fachmännischen Beistand, sagt der Drehbuchautor, „würde ich absolut im dustern tappen, nicht alle meine Einfälle sind mit dem BGB zu vereinbaren".

In der achten Folge der zweiten Staffel geht es nun doch um einen polizeilichen Übergriff, in anderen Folgen etwa um Hausbesitzer- und Arbeitgeberwillkür, um Komisches wie einen Fall von Hausfrauen-Prostitution und um den Ernstfall eines Rache-Mordes. In Folge 13 steht die so aparte wie milieunahe Streitfrage an, ob ein Kreuzberger Türke die ihm angebotene Arbeit im Schlachthof ausschlagen darf, weil er als Mohammedaner nicht Schweinedärme waschen will.

Der erste neue „Liebling"-Fall, die Taschenpfändung des Alimente-Verweigerers Giovanni, gehört, so kurios er sich ausnimmt, zur Minderheit der gefundenen, der im Kern wahren Geschichten. Von seiner Frau hat Jurek Becker zu hören bekommen, die Geschichte sei „ausländerfeindlich". Der Produzent der Serie, Otto Meissner, widerspricht: Sollte das italienische Fernsehen „Liebling – Kreuzberg" kaufen, werde es „diese Folge bestimmt nicht weglassen".

Meissners „Nova-Film" plant schon eine dritte „Liebling"-Staffel mit sieben weiteren Folgen für 1989. Kreuzberg auf Dallas-Dauer? Becker, weiß Krug, sei fest entschlossen, rechtzeitig mit der Serie aufzuhören, „bevor sich die Agonie abzeichnet".

Gegenwärtig arbeitet der Schriftsteller wieder an einem Werk der höheren Literatur, das bei Suhrkamp erscheinen wird. Derweil bringt der Droemer-Verlag „Liebling – Kreuzberg"-Taschenbücher heraus. Geschrieben hat sie nicht Jurek Becker, sondern, nach der TV-Serie, der Journalist und Ex-„Hör zu"-Redakteur Alexander Rentsch. Becker hat die Sache nur lizenziert. Aber was Droemer ihm dafür zahlt, ist, so freut er sich, „eine Summe, wie ich sie bei Suhrkamp nicht gewohnt bin".

POP

## Ständige Aufgabe

**Lindenberg im Frack, Hupfdohlen, Pustefix-Bläser, 55 000 Mark Kosten pro Abend – der Altrocker ist wieder mal auf Tournee.**

Vom Himmel hoch, da kommt er her, per Stahlseil aus dem Schnürboden, und er verkündet alte Mär:

„Du hast Glück bei den Frau'n, Bel Ami", nuschelt er, statt Schlapphut ein Toupet am Kopf, auch: „Die Nacht ist nicht allein zum Schlafen da." Dazu steppt er ein wenig, ein Orchester namens „Pustefix" läßt die Posaunen schallen, und, der warme Winter macht es möglich, eine Nackerte schnürt über die Bühne.

**Sänger Lindenberg in „Feuerland Revue '88":** Trip zu den Oldies

Keine Panik auf der Titanic: Udo Lindenberg, 41, der Rock-Veteran mit den flapsigen Sprüchen, ist wieder im Anmarsch, der Mann, der mit „Honey" Honecker Geschenke tauschte und mit „Willy" (Brandt) „Friedensgespräche" führte: „Feuerland Revue '88" heißt seine neue Tournee.

Sie hob, am Dienstag vergangener Woche, an hehrem Orte an, im Berliner Schiller-Theater, und Anlaß der Winterreise (21 Städte) ist nicht ein neues Honey-Geschenk oder ein Friedensgespräch, sondern was Rundes: Udo lanciert seine frische Platte namens „Hermine".

Sie heißt so nach der Frau Mutter des Nöl-Troubadours, und da passen die Oldies gut ins Konzept. Die „hinreißende Optik" freilich, die für die Show offiziell

# Butter freude

**lecker, locker, unbeschwert.**

*Butter bekommt so gut, wie sie schmeckt.*

*Die vielen, wertvollen Inhaltsstoffe der Butter sind ein weiterer Grund, daß jedes Stückchen Butter zu einer echten Freude für Gaumen und Körper wird.*

*Übrigens: Butter hat in etwa die gleichen Kalorien wie pflanzliches Streichfett.*

*Wer sich genußvoll und ausgewogen ernähren will, kann auch auf Butter nicht verzichten.*

*Natürlich Butter!*

Noch mehr Butterfreude mit 38 butterfeinen Rezepten für ein ganzes Jahr. Schutzgebühr DM 1.60 in Briefmarken. Zu bestellen bei:
Versand-Service „Butterkalender"
Postfach 1111 · 4804 Versmold
Bestell-Nr.: 33 97 07 Absender nicht vergessen!

8D SP 09

# Papier spielt Klavier

Originalaufnahmen berühmter Komponisten und Pianisten von Klavierrollen

8.43932

8.43931

8.43929

8.43930

TELDEC SCHALLPLATTEN GMBH

**Sänger Lindenberg in „Feuerland Revue '88":** Welche Miene zieht Hermine?

avisiert war, gar der „gewaltige Paukenschlag" – weit und breit nicht zu sehen und zu hören.

Ein lahmes Gewusel zockelte über die Schiller-Bühne, Hupfdohlen im Sparkostüm ließen die Möpse wackeln, und Udo, mal mit Schlapphut, mal mit Toupet und im Frack, zeigte wieder, was man ohne Stimme alles kann, beispielsweise singen.

Aber der Mann läßt sich nicht unterkriegen, die Segelohren hat er immer knapp im Trend, ob im Fuzzi-Milieu oder auf der politischen Veranda, und seit Jahren spielt er auf, wo immer ein Mikrophon wackelt: für den Kinderschutzbund wie vor 2000 Soldaten einer Hamburger Kaserne.

Und die Texte, die auf seinem Beet gewachsen sind, gingen ja wirklich ins Volkseigentum über – von der Olga auf der Wolga bis zum alles klar auf der Andrea Doria. Die Vielfalt seines Wirkens erklärt er lapidar: „Wir sind halt von den Flexibel-Betrieben."

Die Zeitschrift „Wiener" vergleicht ihn lieber mit einem, der auch auf alles einen Reim macht: Udo sei der „Erich Fried der deutschen Rockmusik". Und beide wurden denn auch Kultfiguren, der eine für die reifere, der andere für die jüngere Jugend.

Die sieht Lindenberg nun, Alterssyndrom vieler Rockstars, in einem trüben Licht – er beklagt deren „mangelnde Politisierung und Orientierung". Leider gab es auch eine mangelnde Orientierung am Rockstar Lindenberg: Punk und New Wave hatten ihn zusehends ins Abseits gespült.

Er war ja, in den siebziger Jahren, mit der starken Absicht angetreten, „dem deutschen Schlager ein Bein zu stellen" und ihn auf eigene Vers-Füße zu stellen. Beispiel: „Das einzig Starke an dir ist deine Moto Guzzi / aber sonst bist du ja so ein Fuzzi." Einige Millionen Platten hat er verkauft, bis 1979 wurden etliche LPs vergoldet.

„Hermine" soll jetzt, nachdem die „Jodel-Lizenz für die DDR" (abgesehen von einem kurzen Auftritt in Ost-Berlin) ausblieb, den Karren aus der Talsohle ziehen, auch wenn das Gefährt schwer mit Theorie beladen ist.

Den Nostalgie-Trip zu den Oldies – darunter Brecht/Eisler, Friedrich Hollaender, Erich Kästner – betrachtet der Sänger nämlich „nicht als einmalige Welle, sondern als ständige Aufgabe"; da sei eine Qualität, die „hocherhaben über Moden und Trends weiterlebt".

Und der sogenannte Diseur sieht sich durchaus als legitimer Erbe jener Männer, die dann den Nazis weichen mußten. „Entschlossenheit" sei auch heute angesagt, Probleme gebe es genügend auf der Welt, Südafrika etwa. Lindenberg: „Da müssen wir radikal vorgehen."

Also sind die alten Lieder „ein Vermächtnis" für den Udo Lindenberg; schwierig bleibe nur, das den „Wichsern" einiger Presseorgane beizubringen – von der Bühne her waren diese Schwierigkeiten unübersehbar.

Betulich knödelt sich Lindenberg durch eine lahme Brecht-Adaption, sein Scat-Gesang klingt nach phonetischen Übungen, nervtötend kreist er Töne ein, die er dann lauthals verfehlt.

So wird er drei Wochen lang durch „große und kleine Hallen" tingeln, 55 000 Mark kostet jeder Abend, das will ersungen sein. Zum Schluß entschwebt er wieder in den Schnürboden, und welche Miene zieht Hermine? ◆

*Sandeman, das ist bester Sherry in drei Charakteren:*
*trocken der Seco, ausgeglichen der Medium Dry und lieblich der Cream.*

Sandeman. Der Gentleman unter den Sherrys.

Chabrol-Film „Der Schrei der Eule"

## Chabrol meets Highsmith

Schon wieder eine Frau, die dem Mann, der sie verlassen hat, mit Psychoterror die Hölle heiß macht, wieder müssen Unschuldige leiden, und wieder endet die verhängnisvolle Affäre in Blut und Gemetzel. Aus Patricia Highsmiths amerikanischem Kleinstadtroman „Der Schrei der Eule", der erst im Dezember in einer braven deutschen TV-Verfilmung zu sehen war, hat Claude Chabrol einen Kino-Thriller gemacht, sehr französisch, sehr chabrolesk, kühl also und mit schnittiger Eleganz stilisiert. Die Banalität des Lebens hat Chabrol nie leiden können, so hebt er die Provinz-Angestelltenwelt, in der die Geschichte spielt, ins Mondäne, er schafft eine gelackte Oberfläche, aus der dann der Wahnsinn hervorbricht. Wirkliches Leitmotiv des Films, der jetzt in die deutschen Kinos kommt, ist eine spätromantische Todessehnsucht, und Chabrol zeigt sich einmal mehr als Meister darin, um seine Hauptfiguren herum so viel Leere zu schaffen, daß sie geheimnisvoll erscheinen.

## Macbarsh und Eng McHolm

Die bekannten Hexen prophezeien düster: „Fair ist foul und foul ist fair, umschlungen liegt das Land vom Meer." Doch im weiteren ist nicht vom nebelfernen Schottland die Rede, sondern von Schleswig-Holstein; nicht Macbeth klebt an der Macht, sondern „Macbarsh", und der Autor heißt nicht William Shakespeare, sondern Dietrich Schwanitz. Der Hamburger Anglistik-Professor hat mit Studenten seiner Theatergruppe Waterkantgate als Bühnendrama entdeckt, frei nach Shakespeare und um vieles aktueller. Die finsteren McStult und McCrib intrigieren in Sitzungszimmern, die Hexen grummeln Hochrechnungen, und Macbarsh ist nur dann freundlich zu Eng McHolm, wenn Fernsehkameras in der Nähe sind („Oh großer Gegner! Willkommen seid Ihr mir, der solches Feindes gern entledigt wäre"). Sein Vasall jedoch, McFife, enthüllt seine Schurkenstükke dem „Magazin" und treibt Macbarsh zu einer gleisnerischen Pressekonferenz („Erklären will ich hier an Eides Statt, daß einen solchen Auftrag ich nie gab"). Dichterische Unschärfen liegen in der Natur der dunklen Sache. Szenenanweisung: „Die Uhr schlägt, die Tür geht auf, und herein kommen die drei Hexen mit der Flasche Rotwein . . . Zweite und dritte Hexe: ‚Für Eure Frau und Kinder tut es.'" Das Hamburger Schauspielhaus hat bereits „brennendes Interesse" an Dieter Schwanitz und seinen „University Players" bekundet.

Van-Gogh-Selbstporträts 1886, 1888

## Van Goghs Aufbruch zur Ekstase

Er kam als verspäteter Provinz-Realist und ging als moderner Spät- und Postimpressionist – unterwegs zu unerhörten Mal-Ekstasen. Die knapp zwei Jahre, die Vincent van Gogh 1886/88 in Paris zubrachte, sind dort, im Musée d'Orsay, nun Thema einer Ausstellung mit Werken des genialen Niederländers, doch auch von Kollegen und Anregern. Sie zeigt, wie sich van Gogh, sprunghaft und unsystematisch, für Landschaften und Veduten, für Porträts von „tieferer Ähnlichkeit als der des Photographen" und Stilleben rhythmische Pinselstriche aneignete, die dann seinen späten Bildvisionen Feuer verleihen. Weniger als zweieinhalb Jahre blieben dem Maler noch vom Aufbruch aus Paris in das Licht der Provence bis zum Selbstmord 1890. Zum 100. Todestag werden mehrere Ausstellungen in den Niederlanden vorbereitet.

Autor Wolf

Sportreporter Michel

## Eben fällt das Zwo-zu-eins

„Ich rufe Schalke" – „Ja, Armin Hauffe in Bochum", – „Tooor!", – „Toor Braunschweig?" – „Toor, wo?" Jahrelang waren Köstlichkeiten wie diese, Highlights der samstäglichen Fußballfrontreportage, verschollen. In Ror Wolfs Athenäum-Buch „Das nächste Spiel ist immer das schwerste", das seit seiner Veröffentlichung 1982 Vorlagen für die semantischen Torschüsse progressiver Deutschlehrer lieferte („Sportsprache als Herrschaftsinstrument"). Nun endlich wird der Szeneklassiker neu aufgelegt – als Schallplatte. Ror Wolf selbst hat die Schicksalssinfonie aus den Stadien dirigiert. Er hat Hunderte von Sportreportagen zu 33 Minuten Nonsensgenuß mit Live-Aroma verarbeitet („Der Ball ist rund", Ror Wolf, LP, Edition RZ Berlin). Metaphernsalat, stotternde Kurzschlüsse und unvergeßliche Versprecher. Die Delikatesse des Reporters Schiefele: „Ach ja, das Spiel ist verteilt an sich, könnte man sagen, aber und aber das war auch schon alles bisher, und eben fällt das Zwo-zu-eins, ja mein Gott, im Fußball ist nichts unmöglich . . ." Rudi Michel: „Herzlichen Dank."

# Spaß am Genuß. Clubmaster.

# Ein theaterverrücktes Riesenkind

SPIEGEL-Redakteur Matthias Matussek über den Erfolgsdramatiker Alan Ayckbourn auf deutschen Bühnen

Drei Männer, die tanzen wie verrückt. Einer grün, einer blau, einer rot. Sie knicken ein, stürzen zusammen und straffen sich wieder. Sie vollführen ihr Ballett auf einem T-Shirt, unter dem sich ein satter Hängebauch wölbt. Der Bauch ist dauernd in Bewegung. Er schwappt vor Vergnügen. Er legt sich in Kummerfalten. Dann bläht er sich auf, wie eine stolze Königswampe. Der Bauch ist ein Theaterbauch. Er gehört zu Alan Ayckbourn. Die „Sunday Times" nennt Ayckbourn „einen der mächtigsten Männer des englischen Theaters". Ganz sicher hat er den mächtigsten Bauch.

Alan Ayckbourn, 48, ist Schauspieler, Regisseur, Dramatiker, Unternehmer. Er hat ein kleines Theater in Scarborough, ist Co-Direktor am Londoner National Theatre und wird demnächst, zusammen mit Peter Hall, eine Bühne am Haymarket eröffnen. Ein kräftiger Riese mit Kinderaugen, grauen Haaren, hoher Stirn und fleischigem, derbem Gesicht, das er sich von W. C. Fields geborgt haben könnte.

Im Probenraum des Londoner National Theatre tigert Big A zwischen Attrappen und Markierungen umher, reißt Witze, brüllt über die seiner Schauspieler. Er wirft die mächtigen Arme in die Höhe und läßt sie theatralisch sinken. Er nimmt einen Holzwinkel vom Boden auf. „Was wird das? Die Palasttreppe?" Er strahlt und räumt mit um für den nächsten Akt. Ayckbourn probt den Renaissance-Reißer „Schade, daß sie eine Hure ist". Probe? Es ist Herumplanschen auf dem Abenteuerspielplatz Theater.

Ayckbourn und sein Bauch bewegen sich mit der Grazie eines Elefanten in Ballettschuhen. Ein Theatertier, so nennt er sich. Aufgewachsen in einem tristen Londoner Vorort, mit 17 ins Theater ausgebüxt. Weil ihm da keiner eine Hauptrolle anbot, hat er sich selbst eine geschrieben. Er hat sich über den Hintereingang auf die Bühne gemogelt, als Beleuchter zunächst und Inspizient, und hat dann an einem kleinen Theater im Seebad Scarborough als Schauspieler vom Weltruhm geträumt.

Irgendwann hat er gemerkt, daß es zum umjubelten Bühnen-Star nicht reicht. So hat er geschrieben. Und geschrieben. Sein Rezept: „Todernste Stücke, bei denen die Leute aus dem Lachen nicht herauskommen." Seine Komödien, rund 40 bis heute, sind in 26 Sprachen übersetzt. Sein Universum, der Spießeralltag mit seinen Katastrophen in Bett und Büro, wird in Kairo genauso verstanden wie in Rio. Ayckbourn ist der meistgespielte und erfolgreichste Theaterautor der Welt.

Bei uns ließ man ihn bisher, von zweieinhalb Ausnahmen abgesehen, nur

**Dramatiker Ayckbourn:** „Ich kann . . .

ins Souterrain der Kunst, in die Kleinstadt-Bühnen und Boulevardtheater. Einer wie Ayckbourn ist zu erfolgreich, um wirklich gut zu sein. Um es mit Ayckbourn zu sagen: „Es gibt nur wenige Leute, die es geschafft haben. Und wir übrigen, wir mögen sie nicht besonders."

Vor allem die klugen Köpfe des deutschen Feuilletons, die wahrscheinlich die klügsten der Welt sind, mißtrauten von jeher diesem englischen Theaterbauch, der mit schöner Regelmäßigkeit jede Saison ein neues Stück auswirft.

Kürzlich hat er sie zur Weißglut gebracht. Der Anlaß: eine Bochumer Theateraufführung des Ayckbourn-Stückes „Schöne Bescherungen", eine schwarze Komödie über das Weihnachtsdesaster einer Mittelstandsfamilie. Bochum aber gehört zur Theater-Beletage. So kam es unter den Feuilletons ebenfalls zum Familienkrach. Die Kritiker stritten über die Frage: Wollen wir ihn reinlassen? Dürfen wir über ihn lachen? Hinter vorgehaltener Hand oder in aller Öffentlichkeit? Und was ziehen wir dazu an? Wochenlang tobte die Schlacht. Eine schöne Bescherung!

„Theater heute" hat angefangen zu provozieren. Das Monatsmagazin, das den Autor jahrelang als unspielbaren Boulevardier verdammt hatte, behauptete nun plötzlich, Ayckbourn sei genial und wahrscheinlich eine Reinkarnation Molières. Worauf ein Kritiker der „Frankfurter Rundschau" seinen Exorzisten-Talar überzog und donnerte: Ayckbourn, das hatten wir doch schon, ist wertlos, Schrott, ist „unfähig zur Metapher wie zum Geheimnis" (ohne Geheimnis, das ist klar, ist ein Exeget arbeitslos).

Schon „die deutsche Erstaufführung vor einigen Jahren in Celle ging spurlos vorüber", donnerte der Exorzist triumphierend. Und fügte dann, ganz vertraulich, sozusagen von Prälat zu Teufel, an: „Für ein deutsches Schauspielhaus, pardon me, boy, ist Ayckbourn zuwenig." Raus aus Celle, apage aus Bochum, Satana!

Auch die „Zeit" sah Ayckbourns Stück in Bochum und erschrak. Verwirrt säuselte sie sich in eine Besprechung der „Minna von Barnhelm", die einen Abend später in Bochum gegeben wurde. Der Rezensent schloß seine bemerkenswerte Betrachtung der 4875sten Aufführung von Lessings edlem Lustspiel mit der bangen, uns alle bewegenden Frage: „Welche Freiheit hat der Tellheim aus Bochum gewonnen, wenn er sich, Minna folgend, bei der Zofe

. . . mir den Luxus von leeren Häusern . . .

Franziska nicht mit Worten, sondern mit einem Kuß bedankt."

Wir wissen's nicht und werden's nimmer erfahren, denn die süße Antwort (ja, ist sie's denn???) verschweiget uns der Besprechungslyriker. Doch dafür hat er seinen Lesern einen halbschweinischen Witz erzählt. Aus Ayckbourns Stück. Da versucht eine angetrunkene Hausfrau, wohl in Ermangelung einer Zofe, einen Dichter zu verführen. Er sträubt sich. Natürlich ist die Frau gekränkt. Sie fragt ihn, ob er homosexuell sei. Schließlich weiß man ja, Künstler und so. Darauf er: „Du meinst, ob ich den Füller andersrum halten würde?"

Der „Zeit"-Rezensent legte den harmlosen One-Liner sozusagen mit spitzen Fingern auf die Feuilletonseite, mit der

. . . einfach nicht leisten"

unausgesprochenen Frage: Finden Sie das etwa komisch? Eine dramatische Zuspitzung der Humor-Diskussion. Denn nun wiederum hielt es „Theater heute" nicht länger in der Ringecke. Das Zentralorgan des deutschen Theaters erklärte den inkriminierten Ayckbourn-Witz für einwandfrei gut. Richtig. Und komisch. Im Zusammenhang: „Sehr komisch und richtig." Und absolut „situativ wahrhaftig". Und fragte lauernd, ob der „Zeit"-Rezensent etwa auch Tschechow für das verantwortlich machen wolle, was sein Dichter Trigorin in der „Möwe" sage. Gut gegeben.

Während wir dem „Zeit"-Kritiker Zeit einräumen wollen, an einer gepfefferten Replik zu drechseln, worauf eine Talkshow mit Franz Xaver Kroetz folgen sollte (Thema: Der Füller und die deutsche Schauspielkrise), müssen wir uns den Tatort Bochum vergegenwärtigen.

Restlos ausverkauft ist das Schauspielhaus an diesem Samstag im Februar ein paar Wochen nach der umkämpften Premiere. Auf dem Programm: „Schöne Bescherungen". Dutzende Besucher hoffen in der Kassenhalle auf zurückgegebene Karten. Über ihren Häuptern hängt ein Transparent: „Der Fehler beginnt damit, daß wir im Zusammenhang mit Theater überhaupt von Subventionen sprechen". Das Transparent hängt schlaff, gelb und müde wie die übriggebliebene Dekoration eines Solidaritätsabends, der wegen mangelnder Teilnahme ausfallen mußte. „Theater", heißt es weiter, „ist eine notwendige und unersetzliche Dimension unseres Lebens, unseres Zusammenlebens, unserer Kultur."

Keiner schaut hin. Der Spruch hat die Durchschlagskraft eines Zeugen Jehovas, der den „Wachtturm" hochhält. So vagverzagt formuliert man, wenn die Schlacht bereits verloren ist. Ein letzter Zuruf an den Fürsten, dem die Theater zu teuer werden. Doch dann liest man, daß der Fürst selbst den Appell formuliert hat: „Richard von Weizsäcker am 1. 6. 1987". Das heißt: Die Lage ist nicht nur beschissen. Sie ist aussichtslos.

Vor diesem düsteren Hintergrund also sitzen einige Herren, Museumsdirektoren und Kritiker herum und diskutieren, ob ein Komödienvollblut wie Ayckbourn fein genug ist fürs deutsche Publikum. Der Luxusdampfer Subventionstheater säuft ab, und die Gourmets auf dem Promenadendeck palavern, ob Ochsenschwanzsuppe in die Menüfolge paßt.

Das Transparent mit dem wolkigen Spruch und die Gespensterdiskussion über Ayckbourn – zwei Seiten einer Medaille. Sie zeigt, daß das deutsche Theater eine luxuriöse Leiche ist, erstarrt wie das japanische Klassikertheater Kabuki, dessen Kunden heute vorwiegend reiche Hausfrauen sind.

Peter Stein, der Schaubühnen-Chef, der aus Berlin geflüchtet war, um in Cardiff einen wunderschönen „Otello" zu inszenieren, beklagte sich über die Provinzialität und Miesepetrigkeit in Deutschland. „In England", sagte er schwärmend, „geht man robuster, vorurteilsfreier mit Theater um. Wie mit einer Würstchenbude." In England, wo Theater seit Shakespeares Zeiten Amüsierbetriebe sind und nicht Schillers „moralische Anstalten", wo Schlachten um Logenpreise entbrennen und nicht um „Geheimnis und Metapher".

Die Bochumer Zuschauer verwandeln an diesem Abend ihr Theater in eine Würstchenbude. Sie gehen mit.

Ayckbourns Komödie seziert mit barbarischer Genauigkeit die fetten Lebenslügen dreier Ehepaare. Sie schildert den Einbruch eines Dichters in eine Familie, die sich an die faschistoiden Tiraden des alten Harvey, das erstickte Unglück der Ehefrauen, die egomanischen Tics der Männer längst gewöhnt hat. Selbst an das traditionell endlose Puppenspiel von Onkel Bernard. („Ali Baba letztes Jahr – das hat mir gereicht! 40 Räuber – und sie traten alle einzeln auf, im Abstand von zehn Minuten.")

Den Horror, dem diese Lebens-Arrangements abgerungen sind, unterschlägt die Regisseurin Andrea Breth nicht. Da ist die stammelnde, zippelige Rachel, ein ungelenkes spätes Mädchen, das sich durch eine Liebeserklärung würgt wie in größter Atemnot, das sich dem Dichter (Platz 17 in der Bestsellerliste) anbietet wie ein entwertetes Sonder-Angebot. Und der schont sie, indem er sie mit dem Satz mordet: „Was du mir geben willst, will ich gar nicht."

Da ist Belinda, die phantastische Nicole Heesters, die weiß, daß sie untreu werden wird, und einen letzten Halt sucht bei ihrem Mann mit der Frage: „Wir sind doch immer noch ein sehr glückliches Paar, oder?" Doch der repa-

**Ayckbourn-Stück „Schöne Bescherungen" in Bochum:** „Den Füller andersrum?"

OH
MANN,

Irgendwie treten sie immer häufiger auf. Und irgendwie ist es immer ein auffallend guter Auftritt.

Nicht etwa, weil sie so auffällig gekleidet wären. Nein. Sie mögen sich einfach. Klassisch-elegant. Und sehen gut dabei aus. So gut, wie sie ihren Mann stehen – da, wo sonst Männer sitzen.

Diese neuen Frauen, die sich auf sich verlassen. Auch bei dem, was sie tragen:
KS. Klaus Steilmann Selection.

Wenn Sie mehr wissen und noch mehr sehen wollen, schreiben Sie an:
Klaus Steilmann GmbH + Co. KG
Feldstraße 4 · 4630 Bochum 6

HILDMANN, SIMON, KEMPEN & SCHMITZ/SMS

riert gerade ein Spielzeugauto und besänftigt sie und ihre flatternden Griffe nach dem Ehe-Strohhalm mit sporadischen „Hms", die liebevoll genug sind, um ein nörgelndes Kind ruhigzustellen.

Vier Stunden dauert Andrea Breths rhythmisch wunderbare Inszenierung, das Publikum jubelt.

Anderntags in Köln. Ayckbourns eigene Theatergruppe aus Scarborough tourt durch die Bundesrepublik mit „Henceforward", einer futuristischen Farce. In der Kölner Schauspielhaus-Kantine Girlanden, Luftschlangen. Die Oper erfüllt ihr Humor-Soll an diesem Karnevals-Sonntag mit einem Potpourri aus Karnevalsliedern – Pappnasen warten auf ihren Auftritt. Im zweiten Stock des endlosen Verwaltungstraktes, der mit seinen Linolfußböden aussieht, wie Behörden nun einmal aussehen, sitzt einsam über seine Akten gebeugt Herr Alexander von Maravić, kaufmännischer Direktor des Kölner Schauspiels.

Er trägt Smoking. Er sieht aus, wie man sich einen traurigen Kontrabassisten vorstellt: bärtig, schwarz, deprimiert. Später an diesem Abend muß er den britischen Konsul begrüßen, der zuschauen will, wie Ayckbourns mobile Einsatztruppe das deutsche Publikum verführt. Warum die Kölner nicht selber Ayckbourn spielen? „Sind Sie verrückt? Haben Sie das Schlachtfest von Bochum nicht mitgekriegt?" Dann reden wir über ein Thema, in dem er sattelfest ist: Subventionen. So spannend und ewiggrün wie, sagen wir, der EG-Butterberg. Man muß schon Schauspieler entlassen, um die Verwaltung weiterhin durchfüttern zu können.

„Henceforward", eine Farce über unsere düstere Zukunft, über Jugendbanden, weibliche Roboter und vereinsamte, liebesunfähige Menschen, kommt an. Obwohl die englischen Schauspieler über den Text hinwegfegen, als hätten sie Angst, den Zug zu verpassen, der sie nach der Vorstellung weiter nach Warschau bringen soll. Man sehnt sich nach der Genauigkeit aus Bochum. Dennoch: Was für ein Stück! Welche Möglichkeiten! Wie witzig, wie zynisch, wie traurig!

**Ayckbourn-Stück „A Small Family Business" in London:** „Moralischer Verfall"

Ortswechsel. Londoner National Theatre, zwei Tage später. Für Ayckbourn, den Theaterbauch, ist das Stück Schnee von gestern. Er hat seit der Uraufführung vor einem Jahr bereits drei andere Stücke in Szene gesetzt. Und an diesem Nachmittag auf der Probebühne interessiert ihn nur eins: Wo schmeißt Giovanni das Herz hin, das er seiner Schwester aus den Rippen geschnitten hat? Denn genau das passiert am Schluß von „Schade, daß sie eine Hure ist".

Die Markierungen auf dem Boden des Probenraums sehen aus wie Schnittmuster aus einem Burda-Heft. „Was hältst du davon, wenn ich von hier komme?" Ayckbourn kratzt sich den Schädel, den Bauch. „Sieht nicht schlecht aus." So geht das pausenlos. Die Schauspieler sind textsicher und schnell und chargieren entsetzlich. Das Probenende ist auf 5.30 Uhr angesetzt. Um Punkt 5.30 Uhr liegen drei Leichen auf dem Bühnenboden. Der Kardinal steigt über sie hinweg und spricht die sinistren Schlußworte: „Of one so young, so rich in nature's store,/ Who could not say, 't is pity she's a whore?" („Jung, reich, begnadet von Natur sogar, /wie schade, daß sie eine Hure war.")

Ayckbourn sieht unbegreiflicherweise zufrieden aus. „Ich bin im Zeitplan", sagt er. Aha. Fünf Wochen Proben sind angesetzt. In zwei Wochen ist Premiere. Im Sturmschritt durchmißt er die Gänge zu den Werkstätten. Hinter ihm her trippelt eine Sekretärin. Durch Zurufe werden Termine festgelegt. Ayckbourn, das theaterverrückte Riesenkind, ist nach der Probe verschwunden. Jetzt betritt, federnd und ausgeruht, Ayckbourn, der Unternehmer, die Szene. Für ihn ist der Tag noch lange nicht zu Ende. Er prüft die Lackierung der Palastfassade in der Werkstatt, zuppelt an einem Kunstbaum, morgen soll die Treppe fertig sein, na wunderbar.

**Regisseur Ayckbourn bei Proben in London:** „Sieht nicht schlecht aus, was?"

Pausen, nein, die macht er eigentlich nie. London ist so fürchterlich, wenn man nichts zu tun hat. Nach der Premiere fährt er zurück nach Scarborough, um die nächste Spielzeit vorzubereiten. Zwischen Mai und Januar sollen – der Betrieb muß laufen – neun Stücke produziert werden. Eines wird „der neue Ayckbourn" sein.

Bevor auch nur eine Zeile geschrieben ist, stehen Probenzeiten und Premierentermine bereits fest. Die Poster sind gedruckt. Mit einem Dummy-Titel. Sein Lieblingstitel für ein noch nicht geschriebenes Stück ist „Time and Time Again". Das paßt zu allem. Und dann, eine Woche vor Probenbeginn, gräbt er sich ein, klemmt seinen Bauch nachts zwischen neun und fünf hinter seine Schreibmaschine und ackert. Er spricht

**Ayckbourn-Theater in Scarborough:** „Hier kann ich alles ausprobieren"

sich die Dialoge vor. Schließlich stand er selber mal da oben und mußte ausbaden, was ein anderer zusammengedichtet hat. Und wenn einer einen langen Bühnengang hat, gibt er ihm ein bißchen mehr Text mit. Meistens taucht er nach einer Woche wieder auf. Für „Normans Eroberungen" hat er zehn Tage gebraucht. Aber das war auch eine Trilogie.

„Nach dieser Produktion muß ich erst ein paar Tage Pause einlegen", sagt er, „sonst schreibe ich ‚Schade, daß sie eine Hure ist' noch einmal."

Wir sitzen in einem häßlichen schmalen Zimmer mit dottergelbem Wandverputz, einem Büro, dem man ansieht, das es nur widerwillig benutzt wird. „Wäre vielleicht keine schlechte Idee", sagt Ayckbourn, als er sich auf einem schmalen Stuhl niederläßt, den er zuvor kritisch gemustert hat, „eine Fortsetzung unter dem Titel ‚Schade, aber sie ist immer noch eine Hure'. Das müßte doch ziehen?" Den Plot seines neuen Stückes will er nicht verraten. Einem Freund hatte er einmal von seiner Idee zu „Henceforward" erzählt. Der gähnte „Ah ja, weibliche Roboter, hm?" Und ist eingeschlafen. Das fand er damals fürchterlich entmutigend.

„Bei uns streiten die Kritiker, ob man Sie überhaupt spielen darf. Die einen halten Sie für Molière, wahlweise auch Shakespeare, Tschechow, Horváth, Pinter, und die anderen für literarisch völlig wertlos." Ayckbourn lächelt müde. Kunst oder Boulevard, hm? „Man wird so schnell abgestempelt. Meine Schreibe hat mit meiner Theaterlaufbahn zu tun. Ich konnte mir nie den Luxus leisten, vor leeren Häusern zu spielen." Es ist verdammt schwer, eine gute Komödie zu schreiben. Ein tiefernstes Drama, das Mist ist, gilt immer noch als „interessant". Eine Komödie, über die niemand lacht, ist ein Flop.

Und was die Vergleiche mit Molière & Co. angeht, hält er es mit dem Motto: „Trau niemals deiner Publicity." Kritiken liest er nicht. Höchstens ein Jahr später, wenn er mehrere andere Produktionen hinter sich gebracht hat. „Ich bin sehr verwundbar."

Ein Jahr nach der Uraufführung von „A Chorus of Disapproval" hat er sich einen barbarischen Premieren-Verriß vorgenommen. Das Stück hatte inzwischen mehrere Preise bekommen, und der Kritiker war gestorben. „Ganz entsetzlich, nicht wahr?" Für Momente legt Ayckbourn seine Stirn in Kummerfalten, so überzeugend, daß man die Regieanweisung „echtes Bedauern" zu hören meint. Er läßt einige Anstandssekunden verstreichen und sagt: „Es gibt Leute, die mich immer hassen werden, selbst wenn ich den ‚King Lear' schriebe."

Zum Schreiben kam er, weil er es „als Schauspieler nicht bis nach London" geschafft hat. Wäre das nicht Stoff für eine Ayckbourn-Komödie: der weltberühmte, doch unglückliche Autor, der heimlich vor dem Schlafzimmerspiegel den „Hamlet" deklamiert? Ayckbourn lacht: „Woher wissen Sie das? Ich dachte, ich war alleine. Nur die Nachttischlampe war Zeuge."

Er ist kein „politischer Autor, der am liebsten zu den ohnehin Bekehrten predigt". Doch wenn er es schafft, etwa bei „Woman in Mind", daß sich das vergnügungssüchtige, lachgeile Londoner Publikum mit dem Schicksal einer schizophrenen Frau auseinandersetzt, sich verführen und irritieren läßt in einem tödlichen Spiel aus Schein und Wirklichkeit – dann hat er das Gefühl, gewonnen zu haben. Er hat keine Botschaften, entrollt keine Transparente. Aber er hat Themen, von denen er glaubt, daß sie das Publikum genauso beschäftigen wie ihn selbst. Bei „A Small Family Business" etwa wollte er „den moralischen Verfall unserer Gesellschaft zeigen".

Das Stück, das seit letztem Juni im ausverkauften „Olivier" (1200 Plätze) läuft und vom „Evening Standard" als bestes Drama 1987 ausgezeichnet wurde, setzt die Axt an eine romantische Wurzel des britischen Mittelstands: das brave, kleine Familienunternehmen mit seinen Tugenden wie Ehrlichkeit und Strebsamkeit. Der gute Jack, anfangs so rigoros moralisch wie Molières Menschenfeind Alceste, übernimmt den Laden von seinem Schwiegervater. Und er muß entdecken, daß die ehrbare Firmenfassade ein Meer aus Schmutz verbirgt. Seine jüngere Tochter klaut, sein Bruder unterschlägt Gelder, seine Schwägerin bedient als Edelnutte italienische Mafiosi.

Seine ältere Tochter bringt die Sache auf den Punkt: „Wenn du kriminell bist, beweist du immerhin, daß du nicht blöde bist. Ich meine, jeder Idiot kann doch anständig sein, oder?" Szene um Szene versinkt Jack in dem Sumpf, den er trockenlegen wollte. Am Ende trägt er den Nadelstreifenanzug eines Mafia-Paten. Wie zu Beginn des Stückes hält er eine Ansprache. Über Anstand und Tüchtigkeit. Diesmal allerdings geht sie in wieherndem Gelächter unter.

Die Aufführung fegt über diese hinreißende schwarze Farce pointensicher und völlig unbedenklich hinweg. Wie schon in seiner Tourneetheater-Inszenierung von „Henceforward" hat der Regisseur Ayckbourn auch diesmal den Dramatiker unterschätzt. Zu leicht genommen. Und seinen Schauspielern erlaubt, das gleiche zu tun. Im März will Dieter Giesing „dieses Stück über den Thatcherismus" in Stuttgart herausbringen.

„Mir ging es um den Kollaps der Werte", sagt Ayckbourn. „Früher gab's

# WER IN DER LUFT GLÄNZEN WILL, MUSS AM BODEN DAMIT ANFANGEN.

Gastfreundschaft beginnt für uns nicht erst, wenn Gäste da sind. Sie beginnt vorher und mit reinen Äußerlichkeiten. Dazu gehört, daß wir jede unserer Maschinen Millimeter für Millimeter auf Hochglanz bringen – per Hand. Warum wir das tun? Nun, weil es nichts Besseres gibt.

Wir nehmen uns 72.000 Stunden pro Tag Zeit, unsere 389 Flugzeuge innen und außen, zu putzen, schrubben und polieren. Wer mit uns fliegt, soll schließlich einen sauberen Eindruck von uns mit nach Hause nehmen.

Wir bringen Sie von Düsseldorf und München nach Chicago. Und von Frankfurt nach Dallas/Fort Worth, Chicago und New York. Mit American und American Eagle geht's dann weiter zu mehr als 200 Städten in den USA, Kanada, Mexiko, der Karibik und Japan. Wann dürfen wir Sie erwarten?

Buchung und Information über Ihr Reisebüro oder American Airlines: Frankfurt/Main, Telefon: 069/23 05 91. Oder 0130/41 14 zum Ortstarif.

**AmericanAirlines.**
*Something special in the air.*

die Kirche und die Zehn Gebote. Heute definiert jeder selbst, was gut und böse ist. Man hat sich an das Gangstertum gewöhnt. Heute nimmt man doch schon von jedem Politiker an, daß er korrupt ist. Außer vielleicht von Mrs. Thatcher, die wohl keine Gaunerin ist, sondern nur fürchterlich bigott." Natürlich weiß er als Dramatiker auch, daß Richard III. faszinierender ist als Mr. Niceguy, der nette Nachbar. „So wie eine gescheiterte Ehe immer spannender ist als eine gute."

Wie wahr: Kaum ein Ayckbourn-Stück ohne kaputte Ehe. Von der Routine-Bosheit bis zum Mordversuch hat er alle Spielarten vorgeführt, mit denen sich die Höllenbewohner der Angestelltenkultur für eine böse Welt an ihren Partnern rächen. Ob er verheiratet ist?

„Ich habe geheiratet, als ich 19 war. Wir haben beide sehr schnell festgestellt, daß es ein fürchterlicher Fehler war. Eine Katastrophe. Um sie nicht zu wiederholen, haben wir beschlossen, uns *nicht* scheiden zu lassen."

Seine Hand klatscht auf die Tischplatte, die andere spielt mit dem Korken einer Ginger-Ale-Flasche. Große, fleischige, derbe Hände. Handwerkerhände. Er erzählt von Harold Pinter, mit dem er in den sechziger Jahren gearbeitet hat. Als er noch Schauspieler war und Pinter nicht Harold Pinter, sondern ein völlig unbekannter, bärtiger, besessener Schreiber, der darüber schäumte, daß man sein Stück „The Birthday Party" im Londoner Westend „ruiniert habe".

„Von ihm habe ich am meisten gelernt." Von ihm und von Stephen Joseph, der das Theater in Scarborough leitete und ihn zum Schreiben ermunterte. „Stephen versprach mir aufzuführen, was immer ich schriebe. Ich habe alle Techniken ausprobieren können."

Sein erstes unverwechselbares Ayckbourn-Stück war „Standing Room Only", eine Farce über einen Busfahrer im London nach der Atombombenexplosion. Er lebt in einem Bus, der nicht mehr fährt, und erzieht seine beiden Töchter zu Schaffnerinnen, weil ihre Mama, Gott hab sie selig, auch eine war. Das ist Ayckbourns Welt: die Idylle, hinter der die Katastrophe lauert. Und die Katastrophe, in der sich eine Idylle breitmacht.

Was er komisch findet? „Wenn Richard Widmark morgens in den Spiegel starrt und fassunglos murmelt: ‚Ronnie is president?' Hat mir Arthur Miller kürzlich erzählt, fand ich komisch." Ist Sex komisch? „Kommt drauf an. Mit mir ist es unglaublich witzig." Ist Mrs. Thatcher komisch? „Absolut. Irre komisch. Doch das ist eher wie mit einem Verkehrsunfall. Nicht der Unfall selber ist komisch, sondern die Leute, die ganz schnell weglaufen, um nicht als Zeuge aussagen zu müssen." Warum werden in England mehr Komödien geschrieben als in Deutschland? „Ich glaube, das liegt am Idiom. Englisch ist komisch, weil es so anspielungsreich ist. Jedes Wort hat zehn verschiedene Bedeutungen. Das treibt, etwa bei Beleidigungsklagen, jeden Anwalt in den Wahnsinn."

Wann gibt er eigentlich seine Millionen aus, die er mit dem Theater verdient? Ayckbourn lacht: „So viel ist das gar nicht, wenn man seine Steuern in England bezahlt." Also, er unterstützt seine Mutter, der er ein Haus gekauft hat, seine beiden Söhne, seine Ehefrau, seine Lebensgefährtin. „Mein Gott, das klingt ja, als sei ich Mutter Teresa. Ich habe ein paar Autos." Ach, und er kocht gerne. Das entspannt ihn. „In vielen Ihrer Stücke wird gekocht. Meistens kommt dabei ziemlich scheußliches Zeug heraus." „Da können Sie sehen, daß meine Stücke autobiographisch sind."

Er faltet die Hände über seinem Buddhabauch und stößt einen zufriedenen Seufzer aus. Dann sagt er: „Okay, ich gebe es zu. Es läßt sich ja doch nicht verheimlichen. Ich esse für mein Leben gern. Wie wär's mit einem Dinner?"

Ein anderer Theaterbauch, mit dem deutsche Kunst-Köpfe Schwierigkeiten haben, legt sich im Hamburger Schauspielhaus in die Kurve. Peter Zadek sitzt auf dem Sattel eines Motorrad-Simulators im Oberfoyer. Er tritt das Pedal bis zum Anschlag durch. Der Rennfahrer auf dem Bildschirm touchiert die Bande und fliegt in hohem Bogen aus der Kurve. Crash. Ausgeschieden. Zufrieden steigt der Intendant vom Sattel. „Das sah doch toll aus, wie der rausflog, nicht?!"

Drinnen läuft gerade seine umjubelte „Lulu"-Inszenierung, ein später Erfolg. Zu spät. Mit Rockspektakeln und mit Boulevard hatte Peter Zadek sein Theater zum Volkstheater umkrempeln wollen. Es ist ihm nicht gelungen. „Was soll das", murmelt er, „wenn mich der neue Kultursenator bei unserem ersten Gespräch anfleht: Bitte, machen Sie doch wenigstens einmal den ‚Don Carlos'."

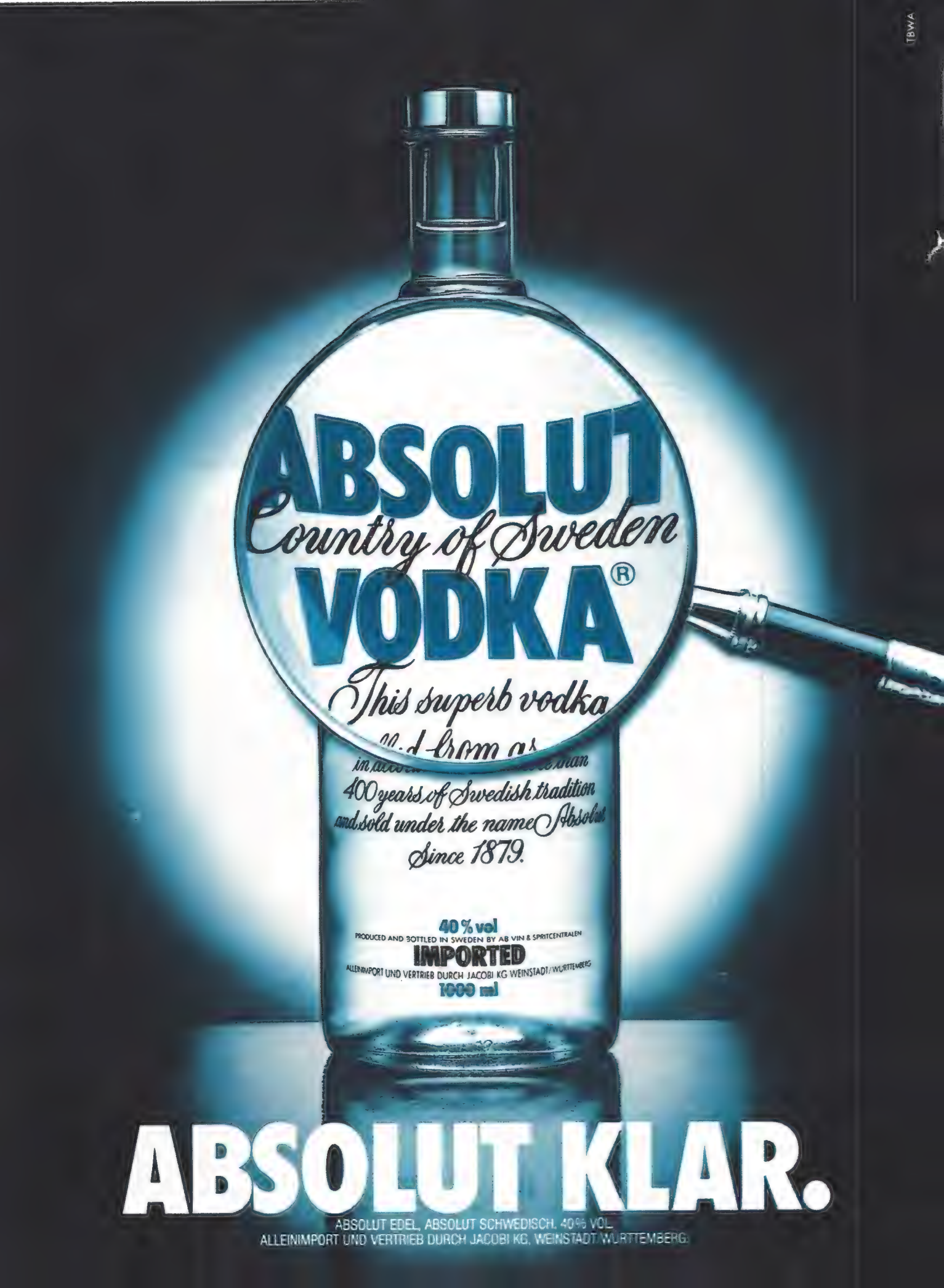
Schon vor Jahren hat Zadek die Werbetrommel für Ayckbourn gerührt. Im nächsten Jahr wird er sein Futuristical „Henceforward" inszenieren. Und er geht damit nicht an ein Staatstheater, sondern auf den Boulevard, den einzigen Deutschlands: In der „Komödie" am Berliner Kurfürstendamm, ganz nah am Gewimmel zwischen Kinos, Peepshows und Boutiquen, will er Ayckbourns Stück aufführen. Und das nicht etwa mit links, als billiges fast-food für die Masse. Sondern mit Pauken und Trompeten und ganz großer Besetzung: Die Staatstheaterstars Ingrid Andree, Susanne Lothar und Otto Sander sollen spielen und den Boulevard für die Kunst erobern. Und dafür sorgen, daß sich Deutschlands Theaterköpfe, zumindest für einen Abend, dort versammeln, wo sich normalerweise Bolle amüsiert.

Warum er seinen Ayckbourn nicht an einem Subventionstheater aufführt: „Ich bin doch nicht verrückt. Jetzt sind erst mal die anderen dran." ◆


HERR ZASS HANDELT MIT WOHNOBJEKTEN IN DER KÖ-GALERIE, DÜSSELDORF.

Für Herrn Zass war es keine Frage: exclusives Möbeldesign läßt sich am besten in einem ästhetischen Umfeld darstellen. Deshalb wählte er als Standort die Kö-Galerie. Sie wurde mit uns finanziert.
Ein Beispiel von vielen.

Braunschweig-Hannoversche Hypothekenbank Aktiengesellschaft
Landschaftstraße 8
3000 Hannover 1
Telefon (05 11) 12 11-0


ABSOLUT
Country of Sweden
VODKA®
This superb vodka
400 years of Swedish tradition
and sold under the name Absolut
Since 1879.
40% vol
PRODUCED AND BOTTLED IN SWEDEN BY AB VIN & SPRITCENTRALEN
IMPORTED
ALLEINIMPORT UND VERTRIEB DURCH JACOBI KG WEINSTADT/WURTTEMBERG
1000 ml
ABSOLUT KLAR.
ABSOLUT EDEL, ABSOLUT SCHWEDISCH. 40% VOL
ALLEINIMPORT UND VERTRIEB DURCH JACOBI KG, WEINSTADT/WÜRTTEMBERG.

# Offensive aus Xian

**Überraschungssieger wurde das „Rote Kornfeld" von Zhang Yimou: Neugierige Blicke richten sich auf das riesige Film-Neuland China.**

**Berlinale-Gewinner „Rotes Kornfeld":** Ehre im Ausland, Ärger daheim

Der Mann strahlte, winkte dem Publikum im Berliner Zoo-Palast mit seinem Goldenen Bären zu und erklärte: „Ich stehe hier für das Volk, das die meisten Filmzuschauer der Welt hat." Es ist wahr, in Rotchina zählt man im Schnitt täglich 50 Millionen Kinobesucher – und nun hat erstmals ein Chinese bei einem der europäischen Spitzenfestivals den Hauptpreis gewonnen: Zhang Yimou, 37, mit seinem Erstlingswerk „Rotes Kornfeld".

Für die Berlinale-Jury mag die Wahl des Außenseiters Zhang nicht mehr als ein honoriger Kompromiß gewesen sein, doch sie hat Signalwert: Die Chinesen kommen! Sie kommen, sie drängen mit Macht ins Kino-Geschäft mit dem Westen. Deshalb haben sie für Bertolucci und Spielberg ihre Sehenswürdigkeiten freigeräumt, deshalb haben sie 1987 erstmals eine Filmexport-Messe in Peking veranstaltet, deshalb planen sie für 1989 ein internationales Festival im Land. Und der Berlinale-Erfolg von Zhang Yimou beweist ihnen: Nun haben sie selbst auch etwas zu bieten, das westliche Filmliebhaber begeistern kann.

„Rotes Kornfeld" erzählt von einem Frauenschicksal in einem westchinesischen Dorf, über das in den späten dreißiger Jahren die japanische Invasion mit all ihren Greueln hereinbricht – was den Film faszinierend macht, ist seine archaische Kraft, sein Tempo, seine farbensatte und expressive Bildsprache, die erstaunliche Zeichen für Leidenschaft und Gewalt findet.

Der Beifall, den das „Rote Kornfeld" in Berlin gewann, ist nicht die erste internationale Anerkennung für den schmalen, scharfnasigen Zhang Yimou. Vor einem halben Jahr, beim Festival in Tokio, wurde er als bester Schauspieler ausgezeichnet, für seine Rolle in dem Film „Der alte Brunnen" von Wu Tianming. Der Film selbst gewann den Großen Preis, und Zhang war an diesem Erfolg nicht nur als Hauptdarsteller beteiligt, sondern zugleich als Kameramann. Und Kameramann war Zhang zuvor auch bei jenen beiden Filmen des Regisseurs Chen Kaige, die als erste Vorboten des neuen chinesischen Kinos westliche Festival-Preise gewannen: „Gelbes Land" 1985 in Locarno und „Die große Parade" 1987 in Montreal.

Gemeinsam ist all diesen Filmen, daß sie nicht in den Metropolen Peking oder Schanghai entstanden, sondern tief im Landesinneren in Xian, gut 900 Kilometer südwestlich von Peking. Das kleine Provinz-Studio, das jährlich nur acht Filme produziert, ist gewissermaßen mit einem Schlag zum unternehmungslustigsten, umstrittensten und gefeiertsten des Landes geworden, zur Brutstätte der „Neuen Welle" Chinas.

Das hatte die Partei wohl nicht geahnt, als sie 1983 in Xian einen Modellversuch begann: Das Filmstudio wurde als erstes – wie inzwischen alle 16 des Landes – aus der staatlichen Gängelung in die „Selbstverantwortung" entlassen. Fortan sollte dort ganz privatwirtschaftlich auf Gewinn und Verlust produziert werden.

Der neu ernannte Studiochef Wu Tianming, ausnahmsweise kein Funktionär, sondern ein Regisseur, sah seine Chance darin, die brillantesten jungen Absolventen der Pekinger Filmhochschule in die ferne Provinz zu locken. In Rotchina gibt es etwa 400 festangestellte Filmregisseure (darunter 40 Frauen), doch pro Jahr werden nur etwa 120 Filme produziert, und so muß ein Anfänger oft lange warten, bis er zeigen kann, was in ihm steckt. In Xian aber setzte der väterliche Chef Wu konsequent auf die Avantgarde und glich das höhere Risiko durch ein paar Unterhaltungsfilme aus.

Denn auch bei einem Milliarden-Publikum amortisieren sich Filme nicht selbstverständlich. In der Provinz entspricht der Preis für eine Kinokarte immer noch dem für ein Hühnerei, unverändert seit der Zeit, als in den Wanderkinos die Bauern den Eintritt mit Naturalien bezahlten, und es gibt inzwischen über 30 000 ambulante Filmvorführer, die das weite Land mit Kino versorgen. Filmkunst aus Xian ist da nicht gefragt.

Die Reform des chinesischen Filmwesens seit 1983, seine vorsätzliche Kommerzialisierung, hat statt des alten ideologischen Trockenfutters hauptsächlich Teenagerkomödien, Krimis, Liebesschnulzen aus vergangener Zeit und Kung-Fu-Spektakel hervorgebracht, aber eben auch jene „Neue Welle", die nun im Ausland Ehre bringt und im Inland für Unruhe und Ärger sorgt.

Das zentrale „Filmbüro" in Peking, das Filme zensiert, umschneidet oder zur Nachbesserung zurückschickt, entscheidet nach wie vor allmächtig, ob auch in die Kinos kommen darf, was die regionalen Studios nun auf eigenes Risiko produzieren – und in diesem Büro werden die aufmüpfigen Xian-Produktionen besonders mißtrauisch beäugt.

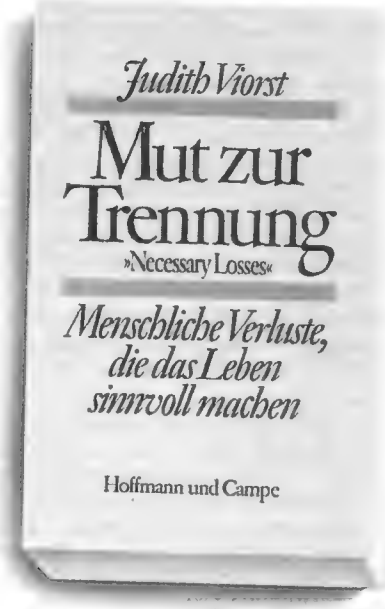
Schon die ersten Debütwerke aus Xian stießen 1985 auf Widerstand. Die listige Funktionärsbürokratie-Satire „Der Zwischenfall mit der schwarzen Kanone" von Huang Jianxin und das Bauerndrama „Gelbes Land" von Chen Kaige wurden erst nach langen Zensur-Querelen freigegeben, und ein dritter Film, der sich allzu kühn an das Thema des chinesisch-vietnamesischen Grenzkriegs gewagt hatte, verschwand für immer in der Versenkung. Der große Teng Hsia-ping selbst soll ihn verdammt haben, und dem damaligen Parteichef Hu Yaobang paßte ohnehin die ganze Richtung nicht.

Das Xian-Studio hat überlebt, risikolustig weiterproduziert, dem Filmbüro Ärger gemacht, und im letzten Sommer hat der Chef Wu Tianming noch einmal eine Kampagne heil überstanden, die den „bourgeoisen Liberalismus" seines Betriebs attackierte. Damals hat der Große Preis von Tokio sein Prestige gestärkt, nun wird der Goldene Bär von Berlin helfen, daß das Xian-Studio und Chinas „Neue Welle" florieren, wenn auch wohl nicht ohne neuen Ärger. ◆

FOTO: SIGRID ESTRADE

Menschliche Verluste, die das Leben sinnvoll machen

Trennungen von geliebten Menschen, von Eltern, Partnern, Freunden, sind unabdingbare Voraussetzungen für die Entwicklung einer selbständigen, reifen Persönlichkeit. Mit ihrem psychologischen Bestseller „Necessary Losses", einem der meistgelesenen Sachbücher der letzten Jahre, hilft Judith Viorst auf einleuchtende Weise, unsere Trennungsängste, Vollkommenheitsphantasien und Abhängigkeiten zu überwinden und uns mit Liebesverlusten zu versöhnen.




416 Seiten, brosch. DM 32,–

Hoffmann und Campe


BÜCHER

## Israelischer Alptraum

**Die Polit-Fiktion eines Militärputsches, die bei ihrem Erscheinen in Israel einen Skandal auslöste, liegt nun auch auf deutsch vor.**

Israel steuert nach einem Militärputsch in den Faschismus, Todesschwadronen jagen Regimegegner, die Armee hat mit der Deportation des arabischen Bevölkerungsteils begonnen: Die Juden exekutieren als Täter, was sie seit Jahrtausenden als Opfer erdulden mußten.

Als dieses Schreckensszenario eines Polit-Thrillers 1984 publiziert wurde, war der Schock in Israel groß. Das skandalöse Buch avancierte zum Bestseller und wurde im selben Jahr noch ins Arabische übersetzt. Unter dem Titel „Der Weg nach En Harod" ist die rabenschwarze Fiktion, der das Vorgehen der israelischen Armee in den besetzten Gebieten eine bedrückende Aktualität verleiht, jetzt auch in deutscher Sprache erhältlich*.

Der 1917 als Sohn russischer Einwanderer in der gerade gegründeten Stadt Tel Aviv geborene Autor Amos Kenan hat einen langen politischen Marsch von der äußersten Rechten bis zur pazifistischen Linken seines Landes hinter sich gebracht. In den vierziger Jahren war er der militantesten aller jüdischen Untergrund-Organisationen, „Lechi", beigetreten, die zeitweise vom jetzigen Premier Jizchak Schamir geleitet wurde. Kenan beteiligte sich am Terror gegen die palästinensischen Araber und die britische Mandatsmacht.

Nach der Gründung des Staates Israel wechselte er ins sozialistische Lager und wandelte sich zum engagierten Publizisten und Schriftsteller. Heute gehört er zur israelischen Friedensbewegung und streitet mit ihr für den Rückzug aus den von Israel okkupierten Gebieten und für das palästinensische Selbstbestimmungsrecht. Mit welcher Vehemenz, das zeigte bereits sein 1975 veröffentlichter Roman „Holocaust II", die blutige Farce über einen fiktiven israelischen Eroberungskrieg, der aufgrund eines aberwitzigen strategischen Irrtums in die Zerstörung des eigenen Landes mündet.

Sieben Jahre später, 1982, marschierte die israelische Armee in den Libanon ein, und es waren die dadurch verstärkten imperialen Tendenzen der israelischen Gesellschaft, die nun Kenans Schreckensbild eines totalitären „Judenstaates" grundierten.

„Ich schreibe nicht im luftleeren Raum", hat Kenan in einem Interview über sein Buch gesagt. „Ich sorge mich um die Zukunft meines Landes. Die Inflation, die Krise, die Arbeitslosigkeit . . . man hat das schon anderswo erlebt und weiß, wohin es führt: zum Fremdenhaß, zum Rassismus." Als Beispiel führt er den Rabbi Meïr Kahane an, der offen den Rassismus predigt und die Ausweisung aller Araber aus Israel und den besetzten Gebieten fordert. „Ich möchte unsere Freunde in der Welt aufrütteln, um zu verhindern, daß das Reich Kahanes kommt", sagt der als Nestbeschmutzer Angegriffene.

Der nun ins Deutsche übersetzte Polit-Thriller von 1984 präsentiert sich als apokalyptische Reise durch die jüdisch-israelische Geschichte; aus dem zionistischen Traum ist ein böser Alptraum geworden.

Kenans Held (und Alter ego) Rafi beginnt die Irrfahrt durch das Land

* Amos Kenan: „Der Weg nach En Harod". Aus dem Hebräischen von Ruth Achlama. Ölbaum-Verlag, Augsburg; 154 Seiten; 32 Mark.

## Bestseller

BELLETRISTIK

| | | |
|---|---|---|
| 1 | **García Márquez: Die Liebe in den Zeiten der Cholera**<br>Kiepenheuer & Witsch; 39,80 Mark | (1) |
| 2 | **Pfaue: Anna**<br>Loewe; 19,80 Mark | (3) |
| 3 | **Süskind: Das Parfum**<br>Diogenes; 29,80 Mark | (2) |
| 4 | **Simmel: Doch mit den Clowns kamen die Tränen**<br>Droemer; 39,80 Mark | (4) |
| 5 | **Lenz: Das serbische Mädchen**<br>Hoffmann und Campe; 34 Mark | (5) |
| 6 | **Ossowski: Wolfsbeeren**<br>Hoffmann und Campe; 39,80 Mark | (6) |
| 7 | **Gordon: Der Medicus**<br>Droemer; 44 Mark | (7) |
| 8 | **Clavell: Wirbelsturm**<br>Droemer; 44 Mark | (9) |
| 9 | **Fynn: Anna schreibt an Mr. Gott**<br>Scherz; 16,80 Mark | (8) |
| 10 | **King: Sie**<br>Heyne; 19,80 Mark | (12) |
| 11 | **García Márquez: Das Abenteuer des Miguel Littín**<br>Kiepenheuer & Witsch; 19,80 Mark | (11) |
| 12 | **Allende: Das Geisterhaus**<br>Suhrkamp; 38 Mark | (10) |
| 13 | **King: Es**<br>Heyne; 24,80 Mark | (13) |
| 14 | **Miller: Zeitkurven**<br>S. Fischer; 58 Mark | (15) |
| 15 | **Süskind: Die Taube**<br>Diogenes; 16,80 Mark | (14) |

Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich ermittelt vom

seiner einstigen Hoffnungen in Tel Aviv. Der zionistischen Musterstadt hatte der hebräische Titel von Theodor Herzls Roman-Utopie „Altneuland" den Namen gegeben. Bei Kenan wüten nun in den Straßen von Tel Aviv die Todeskommandos.

Auf ihren Listen steht auch Rafi. Er flieht in einen vermeintlich noch freien Winkel des israelischen Nordens. Der legendäre Kibbuz En Harod, das unbefleckte Ideal von ehedem, ist sein Ziel. Die Flucht dorthin gerät zur Suche nach einem Weg zurück in die Pioniertage des Zionismus, da im Jahre 1921 eine Gruppe sozialistischer Juden aus Ost-Europa diese erste große Gemeinschaftssiedlung in Palästina gründete.

„Wenn es En Harod gibt, gehöre ich dahin", weiß Rafi. Er weiß aber auch, daß er allein den richtigen Weg nicht finden wird.

Kenan läßt ihn auf Machmud, den Araber, treffen. Er führt in schneidenden Dialogen zwischen diesen beiden Verfolgten, Vogelfreien vor, welcher tödliche Mechanismus mit dem Kampf um Palästina in Gang gesetzt worden ist. „Kurz gesagt", summiert Rafi ratlos die Geschichte Israels, „bestrafen wir den, dem wir Unrecht tun, damit, daß wir auch ihn dazu bringen, einerseits Unrecht zu tun und das andererseits gar nicht zu merken."

So, miteinander disputierend, einander mißtrauend, aufeinander angewiesen, Weggenossen nur aus Not und auf Zeit, schlagen sich Rafi und Machmud durch ein zur Wüste gewordenes Israel, vorbei an zerstörten Kibbuzim und verödeten und menschenleeren Araberdörfern.

Sie geraten in einen Hinterhalt, können entkommen, nehmen einen General als Geisel, werden gefaßt – Machmud wird erschossen –, immer enger zieht Kenan die Spirale des Terrors, deren Windungen er bis in die absonderlichen Sex- und Gewaltphantasien der Militärs folgt.

**Schriftsteller Kenan**
„Unsere Freunde in der Welt aufrütteln"

„Der Weg nach En Harod" kulminiert in einer bizarren Phantasmagorie des Putschistenführers, der den ultimativen Schlag anvisiert, die Entscheidungsschlacht – Harmagedon.

Verschanzt in einem zum atomaren Gefechtsstand umgebauten unterirdischen Bunker aus den Tagen König Salomos, plant er den Krieg gegen die Zeit. Seine Raketen sind in die Vergangenheit gerichtet, um alle Orte auszulöschen, an denen je dem jüdischen Volk Unheil geschah: Nicht ein alternativer Zukunftsentwurf, sondern nur die Annullierung der Geschichte (auch der eigenen) kann die „jüdische Frage" lösen – erst der Weltuntergang. ◆

## SACHBÜCHER

| | | |
|---|---|---|
| **1** | **Gorbatschow: Perestroika**<br>Droemer; 36 Mark | (1) |
| **2** | **Schmidt: Menschen und Mächte**<br>Siedler; 48 Mark | (2) |
| **3** | **Haffner: Von Bismarck zu Hitler**<br>Kindler; 36 Mark | (4) |
| **4** | **Norwood: Wenn Frauen zu sehr lieben**<br>Rowohlt; 29,80 Mark | (3) |
| **5** | **Lindlau: Der Mob**<br>Hoffmann und Campe; 36 Mark | (5) |
| **6** | **Fisher-Ruge: Nadeschda heißt Hoffnung**<br>Econ; 34 Mark | (6) |
| **7** | **Aust: Mauss – Ein deutscher Agent**<br>Hoffmann und Campe; 39,80 Mark | (8) |
| **8** | **Carnegie: Sorge dich nicht, lebe!**<br>Scherz; 36 Mark | (10) |
| **9** | **Kronzucker: Unser Amerika**<br>Rowohlt; 39,80 Mark | (7) |
| **10** | **Pu Yi: Ich war Kaiser von China**<br>Hanser; 29,80 Mark | (9) |
| **11** | **Capra: Das neue Denken**<br>Scherz; 38 Mark | (11) |
| **12** | **Dambmann, Lange, Rohde: Mit Edmund Hillary durch den Himalaya**<br>Herder; 39,80 Mark | (15) |
| **13** | **Kostolany: . . . und was macht der Dollar?**<br>Econ; 39,80 Mark | (12) |
| **14** | **Hoimar von Ditfurth: Unbegreifliche Realität**<br>Rasch und Röhring; 39,80 Mark | (14) |
| **15** | **Wieck: Männer lassen lieben**<br>Kreuz; 24,80 Mark | (13) |

Fachmagazin „Buchreport"


Jetzt auch bei uns

Der neue Roman des Autors von «Jagd auf Roter Oktober» – seit Erscheinen Nr. 1 auf den US-Bestsellerlisten.

Held der hochbrisanten Geschichte ist wiederum Jack Ryan, den man schon aus «Jagd auf Roter Oktober» kennt, der diesmal in eine völlig anders geartete Jagd hineingerät...

480 Seiten/Leinen 39.80
Soeben erschienen
In allen Buchhandlungen

Scherz Verlag

SPIEGEL *Essay*

# Wissenschaft und Sicherheit

von Ulrich Beck

Ulrich Beck, 43, ist Professor für Soziologie an der Universität Bamberg und Autor des Buches „Risikogesellschaft – Auf dem Weg in eine andere Moderne“ (SPIEGEL 21/1987).

Nehmen wir an, der Fall Galilei, Naturwissenschaft gegen Kirche, verhandelt 1633 vor dem Heiligen Offizium zu Rom, würde noch einmal aufgerollt. Der Großinquisitor, auch so einer, der am Tropf der Tagesschau-Katastrophen hängt, beantragt ein Revisionsverfahren – Begründung: Tschernobyl, Humangenetik und wie die Fortschritte so heißen. Wie würde das Urteil heute lauten?

Noch vor einem Jahrzehnt oder so klopfte das Primanerherz für den unbeugsamen Galilei: „Und sie bewegt sich doch!“ Das war der Traum von der erlösenden Kraft der Wissenschaft. Auch Brechts Galilei, geschrieben 1938/39 im Exil, sagt den bitterwahren Satz: „Gib acht auf dich, wenn du durch Deutschland kommst, die Wahrheit unter dem Rock.“ Auch heute müssen so manche Naturwissenschaftler ihre „Wahrheit“ unter dem Rock tragen – allerdings um das Gruseln der Öffentlichkeit in Grenzen zu halten.

Dämmert uns, die wir nach Nagasaki, Bhopal, Tschernobyl und vor dem Endsieg der Humangenetik leben, die Weisheit und Weitsicht des Großinquisitors? Haben wir im Jahrhunderte-Streit zwischen Wissenschaft und Dogma, sozusagen hinter unserem Rücken, die Seiten gewechselt? Oder ist es die Wissenschaft, die die Seiten gewechselt hat, und der Ruf „Hilfe Wissenschaft!“ verhallt doppeldeutig?

Werden wir nun auch noch aus dem irdischen Glauben an Wissenschaft und Technik freigesetzt, ähnlich wie die Menschen im Zeitalter der Reformation aus den weltlichen Armen der Kirche „entlassen“ wurden? Erleben wir im Auftreten kritischer Atomwissenschaftler, Genetiker, Ärzte, Ingenieure, Richter die ersten Wellen eines wissenschaftlichen Protestantismus?

Die Wissenschaft hat neben den vielen Taten, die sie selbst bejubelt, eine vollbracht, die sie sogar vor sich selbst geheimhält. Der Wahr-Falsch-Positivismus eindeutiger Tatsachenwissenschaft, Schreckgespenst und Glaubensbekenntnis dieses Jahrhunderts, ist am Ende. Er existiert nur noch als borniertes, einzelfachliches Bewußtsein, als solches allerdings sehr wirkungsvoll. Er ist, auch darin Zauberlehrling, dem Zweifel, den er freigesetzt hat, selbst erlegen.

Wer irgendeinem bunt zusammengewürfelten Expertenkreis eine beliebige Frage stellt – etwa: ist Formaldehyd giftig? –, erhält von, sagen wir, fünf Wissenschaftlern 15 verschiedene Antworten, alle mit ja-aber, einerseits-andererseits garniert – wenn die Befragten gut sind; wenn nicht, zwei oder drei scheineindeutige.

Die Eindeutigkeit wissenschaftlicher Aussagen ist der Einsicht in deren Entscheidungsbedingtheit, Methodenabhängigkeit, Kontextgebundenheit gewichen. Ein anderer Computer, ein anderes Institut, ein anderer Auftraggeber: eine andere „Wirklichkeit“ – ein Wunder wäre es und keine Wissenschaft, wenn es nicht so wäre.

Technik und Naturwissenschaft sind zu einem wirtschaftlichen Unternehmen von großindustriellem Zuschnitt ohne Wahrheit und Aufklärung geworden, vergleichbar der mittelalterlichen Weltmacht Kirche ohne Gott. Ebenso wie die inquisitorische Kirche den Gottesbeweis, ist die regierende Wissenschaft den Wahrheitsbeweis schuldig geblieben. Mehr noch: Sie hat in der ganzen Breite ihres Siegeszugs unfreiwillig und indirekt den Gegenbeweis erbracht.

So ist gerade auch das Herzstück, die experimentelle Absicherung der Naturwissenschaften, in langen, gründlichen Debatten, die die Rationalität entschlüsseln sollten, schlicht und einfach zerdacht, aufgezweifelt worden.

Wer sich in alles hineinspezialisiert, darf sich nicht wundern, wenn am Ende zu allen öffentlich diskutierten Fragen unvergleichbare Ergebnisse verkündet werden, die sich oft noch nicht einmal widersprechen, einfach weil sie erst gar nicht aufeinander beziehbar sind. Und wenn alles, also auch die zerstörerischen Folgen und drohenden Risiken wissenschaftlicher Entwicklungen erforscht werden, dann widerlegen die Wissenschaften eben auch ihre Sicherheitsverkündigungen von gestern und für morgen – bis der Öffentlichkeit (auch darin wissenschaftshörig) das Gruseln kommt.

Dies alles sind Erfolge durchgesetzter Wissenschaftsansprüche. Am Ende besiegt der Zweifel also auch die Erkenntnis, die ihm alles verdankt. Darin liegt nicht nur ein Grund für Tränen, auch eine unterschwellige Demokratisierung des wissenschaftlichen Erkenntnismonopols. Jetzt können auch wieder andere mitreden: Eine andere Weichenstellung und der Zug der Argumentation fährt in die Gegenrichtung ab.

Heute also lautet die Frage: Was haben Galilei und das Heilige Offizium gemeinsam? Das Dogma. Unser Dogma ist der Fortschrittsglaube. An die Stelle von Gott und Kirche sind die Produktivkräfte getreten und diejenigen, die sie entwickeln und verwalten – Wissenschaft und Wirtschaft. Ihr Handeln trägt alle Merkmale des religiösen Glaubens: Vertrauen in das Unbekannte, Ungesehene, Ungreifbare.

Fortschritt ist die Umkehrung rationalen Handelns als „Rationalisierungsprozeß“. Er ist ein Freibrief in die programmlose, abstimmungslose Dauergesellschaftsveränderung ins Unbekannte. Es wird unterstellt, daß beispielsweise das kommerzielle, gentechnologische Neuschreiben der Schöpfungsgeschichte von Pflanzen, Tier und Mensch, das uns bevorsteht, schließlich doch ins Gute gewendet werden kann. Aber schon, inzwischen katastrophengeschult, nach dem Wie zu fragen, hat etwas Ketzerisches. Zustimmung ohne Wissen, wozu, ist Voraussetzung.

Auch Kunst hat Wissenschaft in ihrem Erkenntnisanspruch überflügelt. Schon zu Beginn dieses Jahrhunderts war es beispielsweise der Kubismus, der die Fiktion des Gegenstandes in die Mehrdeutbarkeit der Perspektive aufgelöst hat – während parallel in den Naturwissenschaften noch die Scheineindeutigkeit des seiner Herstellerrolle unbewußten Empirismus vorherrschte. Erst heute wird der Verfall der bürgerlichen Ehe- und Familien-Ideale, wie ihn Ibsen, Strindberg usw. auf den Brettern vorgeführt haben, von der Familiensoziologie, und zwar widerwilligst, nachvollzogen – nun ist er auch nicht länger in der Statistik zu verstecken.

Und was seit Joyce, Musil, Thomas Mann die Erzählfigur des Romans lähmt oder beflügelt, nämlich die im Bewußtsein der Konstruktion zerbrochene Naivität des Erzählers, die diesen dazu zwingt, die Herstellung der Erzählung in der Erzählung selbst Thema werden zu lassen, wird in der Wissenschaft immer noch kraftvoll verdrängt.

Der eigentliche Skandal liegt aber wohl doch darin, wie die Natur- und Technikwissenschaften auf die von ihnen produzierten Gefahren reagieren. Nicht erst seit Tschernobyl gilt, aber hier wurde es für eine breite Öffentlichkeit erfahrbar: Den kleinen Unterschied zwischen Sicherheit und wahrscheinlicher Sicherheit trennen Welten. Im Atomzeitalter hängt daran das Überleben aller. Die Technikwissenschaften verfügen immer nur über wahrscheinliche Sicherheiten. Ihre Aussagen bleiben also auch dann wahr, wenn morgen noch zwei, drei Atomkraftwerke hochgehen.

„Es ist genau das Zusammenspiel zwischen Theorie und Experiment oder Versuch und Irrtum“, schreibt Wolf Häfele 1974, damals noch selbstkritisch, „das für die Reaktortechnologie nicht länger möglich ist.“ Unterderhand haben die Naturwissenschaften im Umgang mit den Gefahren des Atom- und Chemiezeitalters die Logik der Forschung auf den Kopf gestellt: Umsetzung erfolgt vor Überprüfung, als Überprüfung – un-

ter dem Damoklesschwert horrender Investitionen.

Daß erst das Realexperiment Tschernobyl die Sicherheitstheorien der Atomphysik widerlegen mußte, war schlimm genug. Viel schlimmer aber ist, daß es sie widerlegt hat und die Theorien bleiben „wahr"! Denn im Rahmen von Wahrscheinlichkeitstheorien kann das Ereignis, das diese ausschließen, eintreten, ohne daß die Falschheit der Theorien erkannt und nach Verbesserungen gesucht werden müßte.

Naturwissenschaft hat sich in eine Art Neumetaphysik zurückverwandelt. War man einst ausgezogen, um aus Erfahrungen zu lernen, so hat man sich heute in Kalkülen eingerichtet, die offensichtlich selbst gegen Schockerfahrungen wie Tschernobyl immun sind. Das Erdbeben von Lissabon im Jahre 1755 löste ein breites intellektuelles Nachbeben aus. Heute fliegen der Welt die ungetesteten, auf 10 000 Jahre angelegten Sicherheitsspekulationen für Atomkraftwerke um die Ohren, und die zuständigen Wissenschaften lassen die Rede vom „kommunistischen Reaktor" durchgehen und gehen zur Tagesordnung über. Fehler, in denen Milliarden stecken, können nicht mehr eingestanden werden.

Tatsächlich ist dies nur der eklatanteste Fall, ein anderes Beispiel: Grenzwerte. Wenn man auf die entsprechenden Paragraphen und Praktiken die simpelsten Regeln der Logik anwendet, bricht das ganze Gebäude zusammen: Fehlschlüsse, Trugschlüsse, Augenwischerei – für spätere Generationen wohl ähnlich rätselhaft und empörend wie für uns der Hexenglaube des Mittelalters.

Dann das Theater mit dem Verursacherprinzip, der Niedrigverseuchung – überall dasselbe: Die Normen stimmen nicht mehr. Es wird nach dem Grundsatz verfahren: Bitte im Zweifelsfall das Gift vor dem es gefährdenden Zugriff des Menschen schützen! Seit langem wissen wir, daß die Regeln strikter Kausalität auf weltweit vernetzte Umweltgefahren nicht anwendbar sind.

Dagegen ist die Gleichmacherei des Risiko-Kalküls, das Gefahren in Wahrscheinlichkeiten mißt, eine schlechte Medizin. Denn die atomaren, chemischen und gentechnischen Großgefahren haben den Unfall abgeschafft – jedenfalls als räumlich und zeitlich begrenztes Ereignis. Die Folgen erstrecken sich über Länder und Generationen und können nur im statistischen Ringkampf aus ihrer individuellen Anonymität befreit werden. Wie Nukem zeigt, sind die Techniker, und mit ihnen die Politiker, zum Ausverkauf ihrer Sicherheitsbehauptungen gezwungen.

Für Luther reichte der Ablaßhandel, um seine 95 Thesen an die Tür der Schloßkirche zu Wittenberg zu schlagen. Damals ging es, vordergründig, „nur" um die Geldgier der Kirche. Heute geht es um das Überleben aller. Wo bleibt ein naturwissenschaftlicher Luther, der den Wissenschaftspäpsten ihre Sünden wider den Geist von Erfahrungswissenschaft und Humanität vorhält und damit den bitter nötigen Streit um eine durchgreifende Erkenntnisreform der Wissenschaften vom Zaune bricht?

Niemand ist so blind wie der, der nicht sehen will. Arthur Koestler beschreibt in seiner Autobiographie, wie er als überzeugter Kommunist 1932 die Sowjet-Union bereist und die Not der Menschen und die Anzeichen des stalinistischen Terrors sehr wohl sieht, aber mit dem geschulten Kaderverstand des Parteifunktionärs wegerklärt.

Sind die Naturwissenschaften von heute – in Ausbildung und Forschung – zu einer Art Kaderschule geworden, die lehrt, wie man die Gefährdungswirklichkeit, die man mit System erzeugt, nicht wahrnimmt?

Doch die Ignoranz hat wohl tiefere, einfachere Ursachen: Man hat es nicht nötig, aus seinen Fehlern zu lernen. Religion ist, pardon, entbehrlich. Wer dagegen anzweifelt, ob Technik und Wissenschaft auch morgen noch nötig sind, kann ebensogut anzweifeln, ob er morgen atmen muß.

Je größer die Gefahr, desto größer die Abhängigkeit von Wissenschaft. Im Schock der Katastrophe reden plötzlich alle, bis hinauf in die Almhütten, von Becquerel, rem, GAU, Glykol, als wüßten sie, was das bedeutet. Kein Zweifel, nach dem nächsten todsicheren Nichtunfall wird es Lehrstühle für radioaktiven Kohl und frühkindliche Atomängste geben: Widerlegung gleich Expansion. Gefahr zwingt Glauben zurück.

Anders als der mittelalterliche Katholizismus bedarf das heilige Offizium der Naturwissenschaften heute noch nicht einmal einer Inquisition, da die Macht der Technik in der wissenschaftlichen Zivilisation mit ihren Fehlern wächst. Selbst ihre schärfsten Kritiker müssen die Sprache wechseln, also die Grundfehler, gegen die sie Sturm laufen, übernehmen, bevor sie überhaupt den Mund aufmachen können.

Heißt das, daß eine neue Klasse der wissenschaftlich-technischen Intelligenz nach der Macht greift? Damit würde wohl wieder einmal Unentbehrlichkeit mit Macht verwechselt. Wenn aber die Unentbehrlichen die Machthaber wären, dann herrschten selbst in einer Sklavengesellschaft die Sklaven. Auch die Mediziner, die es geschafft haben, die Ehe im Reagenzglas zu vollziehen, sind abhängig Beschäftigte, können entlassen, nicht befördert werden.

Für den Zustand, in den wir immer mehr hineintreiben, hat Hannah Arendt schon 1968 den treffenden Ausdruck „Niemandsherrschaft" geprägt und gleich hinzugefügt, daß dies die tyrannischste aller Herrschaftsformen ist, da es letztlich niemanden mehr gibt, den man zur Verantwortung ziehen kann. Scheinbar. Denn die andere Seite der Niemandsherrschaft ist die Verantwortung der vielen, die wider besseres Wissen nicht bereit sind, die Folgen ihres Tuns anzunehmen.

Für die Wissenschaft gilt dieses Ende der Ausreden allemal. Hier stimmt keine mehr. „Ungesehene Folgen" (der moralische Freibrief von gestern) lösen sich in ihrer Erforschung auf und überleben dann nur noch subjektiv – als Lesefaulheit oder Ignoranz. Forschung ist Praxis (Atomphysik, Humangenetik), der „böse Bube" Wirtschaft man selbst.

Was heißt die gute alte „Wertfreiheit" eigentlich noch, wenn chemische und physikalische Formeln, angesiedelt in der Wortwüste der Zahlen, eine politische Sprengkraft entfachen, die selbst apokalyptische Formulierungen von Sozialwissenschaftlern niemals erreichen. Und ich möchte wissen, mit welchem Recht ausgerechnet eine Wissenschaft, die die ganze Welt in Zweifel gestürzt hat, ihre eigenen Grundlagen für sakrosankt erklären darf.

Wir müssen in die „Niemandssteuerung" der dahinjagenden, wissenschaftlich-technischen Entwicklung durch Veränderung ihres Selbstverständnisses und ihrer politischen Gestaltung Steuerrad und Bremse einbauen. Das setzt als minimalen ersten Schritt die Wiederbelebung der Lernfähigkeit, der Irrtumsfähigkeit voraus.

Menschliches Versagen ist nicht, wie man uns nach jedem unmöglichen Unfall weismachen will, die Ursache allen Übels. Es ist, genau umgekehrt, ein wirksamer Schutz gegen technokratische Allmachtsvisionen. Wir Menschen irren uns. Das ist vielleicht die letzte Gewißheit, die uns geblieben ist. Wir haben ein Recht auf Irrtum. Eine Entwicklung, die dies ausschließt, führt weiter in den Dogmatismus oder den Abgrund – wahrscheinlich beides.

Insofern kommt der Kritik vor Ort in den Zentren der industriell-technologischen Entwicklung eine Schlüsselbedeutung zu. Nur wo Atomphysik gegen Atomphysik, Medizin gegen Medizin, Informationstechnologie gegen Informationstechnologie, Humangenetik gegen Humangenetik steht, kann nach außen hin sichtbar werden, welche Zukunft mit welchen Gefährdungen im Reagenzglas ist. Kritik und Widerstand in den technischen Berufen dienen dem Überleben aller.

SPIEGEL *Essay*

# Geht ins Auge

**Der umstrittene sowjetische Augenchirurg Swjatoslaw Fjodorow will in West-Berlin eine Operationsfabrik errichten – mit Hilfe ortsbekannter Baulöwen.**

Auf dem Fließband gleiten die Patienten an den Operateuren vorbei, dem Moskauer Augenchirurgen Swjatoslaw Nikolajewitsch Fjodorow, 60, und seinen Ärzteteams. Mit 16 strahlenförmigen Einschnitten wird die Wölbung der Hornhaut abgeflacht – das verkürzt den zu langen Durchmesser des kurzsichtigen Augapfels und soll das Abbild auf der Netzhaut schärfen. Nach einer Viertelstunde ist die Operation überstanden.

Zehntausende von Fehlsichtigen hat der Sowjet-Arzt mit seiner lange Zeit als revolutionär gepriesenen Methode seit 1974 behandelt. Ob Kurzsichtigkeit oder Weitsichtigkeit, Astigmatismus oder grüner Star – Genosse Professor verheißt Heilung im Geschwindschnitt.

Künftig möchte der Moskauer Starmediziner, dessen Technik schon in sieben Operationsfabriken in der UdSSR verabreicht wird, auch im westlichen Ausland expandieren. Auf einer ausgedehnten Verkaufstournee machte Fjodorow letzte Woche in West-Berlin Station.

Nach nur drei Stunden Verhandlung mit der Klingbeil-Gruppe, dem größten Bauträger vor Ort, war ein Rahmenabkommen unter Dach und Fach: Bauherr und Baulöwe wollen demnächst in der Halbstadt gemeinsam eine Klinik im Bauwert von 15 Millionen Mark hochziehen und betreiben.

Die Klingbeil-Leute versprachen, binnen vier bis sechs Wochen ein geeignetes Großgrundstück nachzuweisen. Noch während der Bauzeit sollen die Ärzte in Moskau bei Fortbildungsaufenthalten per Schnellverfahren in Fjodorows Operationstechnik unterwiesen werden.

Nach Betriebsaufnahme schließlich ist ein täglicher Durchlauf von 30 Patienten vorgesehen, denen ein OP-Honorar von je 2000 Mark berechnet werden soll. Enthusiastisch feierte die örtliche Presse den deutsch-sowjetischen Quickie: „Berliner brauchen bald keine Brillen mehr", verhieß „Bild".

Kapitalist und Sowjetmensch hatten spontan zueinander gefunden. „Wir werden über die hier ja völlig falsch informiert", bestaunte Klingbeil-Vorstand Axel Guttmann die Weltläufigkeit des Mediziners, der per Sonder-Jet in Ost-Berlin gelandet war, um zwischen einer Rehbockpirsch in der DDR und Geschäftsgesprächen in New York, Bogotá und Malaysia kurz einmal in West-Berlin seine Visitenkarte zu übergeben.

**Augenmediziner Fjodorow**
Schneller Schnitt bei Brillenträgern

Die weist neben zahlreichen akademischen Graden auch den Titel des „Generaldirektors" eines „Interindustriellen Wissenschaftlich-Technischen Komplexes Mikrochirurgie des Auges" aus. Zwei Beamte der sowjetischen Außenhandelsverwaltung gingen dem Professor beflissen zur Hand. „Alles lief wahnsinnig konstruktiv", lobt Klingbeils Guttmann, „die machten richtig Power."

Fjodorow zeigte sich bestens über die örtlichen Verhältnisse informiert: „Ich weiß alles über Sie." So ersparte er den Gastgebern lange Vorstellungsfloskeln mit hier und da womöglich peinlichem Zungenschlag.

Das Haus Klingbeil ist eine erste Adresse in der oftmals unrühmlich bekannt gewordenen Abschreibungs- und Betonszene Berlins. Auch Firmengründer Karsten Klingbeil war schon mal aufgefallen, etwa durch 1,2 Millionen Mark in Tüten und Taschen an die Adresse der SPD in Frankfurt. Zuvor war er mit dem Bau eines Flughafenhotels beauftragt worden. An den bestochenen Baustadtrat Wolfgang Antes floß zwar Geld für ein Klingbeil-Projekt, doch war nicht zu belegen, daß die Firma davon wußte (SPIEGEL 5/1988).

Wenn das Vorhaben der smarten Koalition zustande kommt, „wäre das doch eine Sensation, die erste sowjetische Direktinvestition in West-Berlin", rühmt Klingbeil-Vorstand Guttmann, nach dessen Worten beim Deal mit Fjodorow nicht so sehr das Geldverdienen als vielmehr „der Berlin-Gedanke vorherrschend" war. Allerdings ist im Rahmenvertrag festgelegt, daß die Berliner Firma auch für

**Moskauer Fjodorow-Augenklinik:** „Die erste sowjetische Direkt-Investition in West-Berlin"?

Errichtung und Betrieb aller weiteren Fjodorow-Filialen im deutschsprachigen Raum zuständig würde.

Vorerst freilich mischt sich noch Skepsis in den Gründerschwung. Der Klingbeil-Mann: „Wir ahnen, was da für Probleme kommen."

Zuerst einmal wären, wie so oft in der Halbstadt, Statusfragen zu klären: Wird das Projekt als sowjetisches Außenhandelsunterfangen eingestuft, müßte westalliierte Genehmigung eingeholt werden. Sodann wäre der Widerstand örtlicher Fachkreise auszuräumen: Während Klingbeil und Fjodorow klotzig planen, muß Berlin einen Überschuß von 2200 Krankenhausplätzen abbauen, darunter an die 70 Betten für Augenpatienten.

Hinzu kommen medizinische Bedenken. Fjodorow behauptet, nahezu zwei Drittel aller Operierten – vorzugsweise zwischen 18 und 40 Jahre alt – könnten nach der Operation normal sehen. Doch westdeutsche Augenärzte waren von Anfang an zurückhaltend gegenüber dem einschneidenden Verfahren. Anlaß zur Skepsis geben auch Studien des amerikanischen National Eye Institute an Patienten aus neun Zentren, die nach dem Fjodorow-Verfahren operiert worden waren und seither beobachtet werden.

Vorläufige Ergebnisse der Untersuchung, die noch nicht abgeschlossen ist, machen den beschränkten Segen des Eingriffs deutlich. In fast einem Drittel der Fälle kann die Sehschwäche nicht ausreichend beseitigt werden, die Patienten benötigen auch weiterhin eine (wenn auch schwächere) Brille.

In zehn Prozent der Fälle geht die Operation ins Auge: Die Kurzsichtigkeit wird „überkorrigiert", die Patienten sind weitsichtig. Bei weiteren zehn Prozent der Patienten entwickelt sich eine „Stabsichtigkeit", jeder zehnte muß ein weiteres Mal operiert werden. Die verbliebenen Hornhautnarben bewirken bei vielen Patienten, vor allem während nächtlicher Autofahrten, Blendeffekte.

Westdeutsche Augenärzte wie die Professoren Theo Waubke (Essen) und Otto-Erich Lund (München) warnen davor, die Kurzsichtigkeit wegoperieren zu lassen. Eingriffe in die Hornhaut, so Lund, „sollten schwersten Sehbehinderungen vorbehalten bleiben, die sich mit Sehhilfen nicht korrigieren lassen". Gerade im Alter sei der Kurzsichtige auf eine einwandfreie Hornhaut angewiesen – oft der einzige noch intakte Teil seiner Augen. Brillenträger Fjodorow hingegen wirft seinen westlichen Kritikern vor, sie seien „zu alt und konservativ". Er plant schon die weitere Vervollkommnung seiner Fließband-Werkstatt mit Robotern, die noch besser schnitzen sollen.

Die Firma Klingbeil möchte schon im April mit den Sowjets handelseinig werden. Geschäftsführer Guttmann, den Kontaktlinsen beim Tennisspielen stören, pressiert es als Geschäftsmann wie als Patient: Den schnellen Schnitt würde er „am liebsten sofort" machen. ◆


„ATTENBOROUGH'S ‚SCHREI NACH FREIHEIT' IST EIN ÜBERWÄLTIGENDER FILM . . ."

„. . . Es wird niemanden geben, der diesen Film sieht, ohne gefesselt, aufgebracht und zu zornigen Tränen gerührt zu sein . . . seine Schlagkraft, Intensität, Intelligenz, schauspielerische Leistung und Menschlichkeit machen diesen Film zu einem Leuchtfeuer in einer dunklen Welt."

Richard Mayne – THE SUNDAY TELEGRAPH

STEPHEN BIKO:

**„Es ist nicht so, daß sich die Schwarzen der Not und Armut, die sie erleiden, nicht bewußt wären. Wir wollen, daß sie aufhören, diese Not zu akzeptieren und daß sie kämpfen. Die Menschen dürfen sich gegenüber der Not und Armut im Leben nicht geschlagen geben. Sie müssen auch in dieser Umgebung einen Weg finden, Hoffnung zu schöpfen, Hoffnung für sich, Hoffnung für ihr Land."**

DONALD WOODS:

**„Ich verstehe nicht, warum er in Verbannung lebt. Man braucht einen schwarzen Führer, mit dem man reden kann."**

**Auszüge aus „Schrei nach Freiheit"**

VON RICHARD ATTENBOROUGH,
REGISSEUR DES OSCAR PREISGEKRÖNTEN FILMS "GANDHI"

SCHREI NACH FREIHEIT

Ab 3. März im Kino

# Boom der Dicken

**Modemacher und Konfektionäre haben eine neue, zahlungskräftige Käuferschicht entdeckt: die Molligen.**

Der römische Modemacher Valentino, der seine Mannequins mit Vorliebe in Modellen mit superengen Taillen über die Laufstege schickt, wirbt neuerdings auf Anzeigen mit einer in Seide gehüllten Dame, die fröhlich ein angebissenes Praliné in den Fingerspitzen hält. Die kalorienreiche Werbung gilt Valentinos neuer Linie für große Größen: 44 bis 52.

Der Pariser Couturier Guy Laroche bringt eine neue Modelinie mit eigenem Etikett für Übergrößen auf den deutschen Markt. „Wir haben da viel Geld reingesteckt", betont das Haus Laroche, „und hoffen, daß es wieder reinkommt." Die Hoffnung scheint berechtigt: Seit zwei Jahren produziert der Münchner Textilmillionär Herwig Zahm („Mondi"-Mode) die Übergrößen Marke „Patrizia S. by Slendor" (ein aufgekaufter Firmenname). Allein im letzten Jahr konnte er den Umsatz dieser Marke um 50 Prozent steigern. „Die Resonanz", so Zahm, „ist ungeheuer."

Dick wird nicht schick, aber die Dikken sollen und wollen mehr draus machen – sie werden als Käuferpotential entdeckt:

- ▷ Bei der Aschaffenburger Modemacherin Irma Mahnel können füllige Damen „modisch alles kriegen, was machbar ist", von Bustiers bis zu Schlitzröcken, und alles aus feinsten Stoffen.
- ▷ Die kesse Berliner Stilistin Brigitte Haarke, 86 Kilo schwer, hat für ihresgleichen die Linie „Bella Donna" entworfen und ist sicher, daß „die neue Kundschaft die Tantenkleider nicht mehr will, die sie seit 30 Jahren kennt".
- ▷ Das amerikanische Modeblatt „Big Beautiful Woman" und die Londoner Modegazette „Extra Special", deren Chefredakteurinnen sich in jeder Ausgabe ihrer vielen Pfunde rühmen, hetzen ihre Leserschaft zum Widerstand auf. Sie sollen die billigen und schäbigen Kleider verweigern, die man ihnen bisher aufgebrummt habe. Auch für 200pfündige gebe es „keine Grenzen für Luxus und Glamour".
- ▷ Irene Gerke, in dem Frankfurter Fachblatt „Textil-Wirtschaft" speziell auf Dicken-Mode angesetzt, spricht von einer „wahren Gründerwelle auf dem Gebiet".
- ▷ Auch die Düsseldorfer „TM Textilmitteilungen" verbreiten aufmunternd, „daß dicken Kundinnen das Geld locker in der Tasche sitzt". Und für das „Wall Street Journal" sind die Dicken jetzt „die Lieblinge des Markts".

Kein Zweifel, ein Boom der Dicken-Mode zeichnet sich in Deutschland und den Nachbarländern ab, in Amerika ist er schon etabliert. Ein gutes Viertel aller Frauen im Mode-empfindlichen (und meist kaufkräftigen) Alter zwischen 26 und 45 Jahren trägt, so die Schätzungen, Größe 44 bis 48, weitere vier Prozent brauchen noch Größen darüber hinaus.

Diese Gruppe wird jetzt, da der Mode-Markt allgemein stagniert, von der DOB-Branche als neue, bisher grob ver-

Irma Mahnel (l.) bei Anprobe

Karin Lampe

Brigitte Haarke

**Designerinnen für Dicken-Mode:** „Eine neue Kundschaft, die Tantenkleider nicht mehr will"

Design Karin Lampe

Valentino-Werbephoto

Design Irma Mahnel

Design Laura Biagiotti

„Pfundig-Shop" im Kaufhaus Beck

„Patrizia"-Design

**Designer-Mode für Dicke, Verkaufsstätte:** „Viele schöne Dollarscheine in fetten kleinen Fäusten"

nachlässigte Zielgruppe anvisiert. Bisher offerierte der Handel hochmodische Konfektion fast ausschließlich bis Größe 42. Danach, so Irene Gerke, „kommen gleich die Tantensachen". Wer etwas fülliger, aber dennoch proportioniert ist, wird kaum einen schicken Blazer finden, den er mühelos zuknöpfen kann.

So erkannte etwa die Münchnerin Karin Lampe rechtzeitig „die klaffende Marktlücke". Sie wechselte von einer Werbeagentur aufs Modemachen für große Größen. Auch Herwig Zahm, der mit seinen Mondi-Kleidern (Jahresumsatz: 400 Millionen Mark) nur bis 42 geht, sah bei größeren Größen „einen Bedarf, den offensichtlich keiner deckte". Seine „Patrizia"-Marke liegt (zum Beispiel auch im Londoner Kaufhaus Harrods) gut im Trend. Das Münchner Modehaus Ponater (Werbeslogan: „Üppiges wird verdeckt, Molliges gestreckt") muß vor allem „Patrizia"-Strickwaren schnell nachordern.

Auftrieb erhielt die Dicken-Mode auch durch das Interesse, das ihr berühmte Designer plötzlich zuwenden. Diskret und ohne viel Tamtam bieten sie in ihren Showrooms, in enger Nachbarschaft zur Luxusware für Super-Dünne, Kollektionen in großen Größen an – getrieben ausschließlich von der Hoffnung auf zusätzlichen Gewinn und nicht etwa von der Fürsorge, wie sich Speckansätze am besten kaschieren lassen. Aber aus ihren Mode-Studios fällt dennoch manch heißer Tip für die Dicken-Mode ab, und die – so schrieb die US-Zeitschrift „The Atlantic Monthly" – „zeichnet sich bislang aus durch Abwesenheit von jedwedem Chic".

Das wissen besonders jüngere Frauen, wenn sie sich auf die Suche nach neuer Garderobe begeben. In großen Bekleidungshäusern hängen die trostlosen „Spezialgrößen" im hintersten Winkel, oft neben den Toiletten. In Boutiquen werden solche Kundinnen meist schon an der Schwelle mit abschätzigem Blick und dem Bescheid empfangen: „Ihre Größe führen wir nicht." Einzelhändler mit modischen Ambitionen wollen „solche Kundinnen" aus tiefer Abneigung nicht in ihrem Laden sehen. „Kleider für Dicke", so analysiert es Karin Lampe, selber eine 42er Figur, „haben eben keinen Bügel-Sex."

Aber die flotten Berufstätigen um die 30 und 40 wollen sich mit solchen Demütigungen nicht mehr abfinden, erst recht nicht die sogenannten Karrierefrauen. Der Frust der Molligen, so glaubt die Branche, baue sich langsam ab. Die Berliner Designerin Brigitte Haarke, die ihre Junoformen auch noch mit knalligem Lippenstift und Lidschatten umrahmt, glaubt fest an die neue Kundschaft. „Die wollen in den Laden gehen", so Brigitte, „Mode kaufen und die Auswahl zwischen fünf Kostümen haben, wie die anderen auch."

Hauptsächlich wollen die neuen Dikken Blazer, schöne Naturfaserstoffe, frohe Farben (Lampe: „Rot – das läuft und läuft") und nie mehr ein Sackkleid. Besonders gefragt sind lange Blousons, bei „Patrizia" an so harmlosen Stellen wie Schlüsselbein und Schultern mit glitzernden Motiven verziert (Branchenjargon: „Blickableiter"). Denn natürlich soll die Aufmerksamkeit von den Speck-Arealen

wie Busen, Hüfte und Bauch abgelenkt werden.

Im Austüfteln von Schnitten, die Problemzonen kaschieren, sind die deutschen Stilisten Spitze. Sie begnügen sich nicht damit – wie manche Italiener –, dünne Modelle einfach aufzublasen. Sie zerbrechen sich die Köpfe, wie sie modisch enge Röcke, hohe Taillen und flotte Trenchs so hinbiegen können, daß auch Dicke sich darin wohl fühlen. „Wir machen", so Karin Lampe, „ständig Gratwanderungen zwischen Proportionen und Mode." Bei Hans-Heinrich Wachter, der in seiner Rio-Kleider-Fabrik in Oberfranken die Dickenmode für den Pariser Couturier Givenchy in Lizenz produziert, ist es das Wichtigste, „wie man Mode nachempfindet, um sie später an dicke Frauen zu verkaufen".

puter hat sie 12 000 Adressen gespeichert. Wenn dicke Kundinnen Vertrauen haben, hat sie erfahren, „sind sie auf ewig dankbar". Irene Gerke, die für die „Textil-Wirtschaft" auch die Boutiquen für Mollige in kleineren Städten abreist, bestätigt: „Die kommen immer wieder angedackelt."

Wer Dicken-Mode macht oder verkauft, umgeht alles, was die empfindsamen Kundinnen verprellen könnte. So wird das Wort „dick" peinlich vermieden, das Wort „fett" nie ausgesprochen. Die Zielgruppe sind „Frauen von Format" oder „Frauen von Substanz" oder „viele Pfunde, die hübsch verpackt sein wollen". Dicke sind nicht dick, sondern „stattlich", „üppig", „füllig", „rundlich" oder ganz einfach „mollig" und damit „unsere Mollis".

**„Forgotten Woman"-Laden in USA:** „Paßt!"

Irma Mahnel in Aschaffenburg will mit ihren teuren Kaschmir- und Seidenkleidern das meist verkümmerte Selbstbewußtsein der Kundinnen aufbauen. Mahnel: „Man muß sie sicher machen." Denn ein Kleiderkauf ist für Dicke bisher selten ein angenehmes Erlebnis. Laut „Atlantic Monthly" ist er „eine verzweifelte Suche", die man so lange wie möglich hinausschiebt. „Beim Ausziehen", weiß das Blatt, „wollen die Dicken keine Zeugen, und sich im dreifachen Spiegel zu sehen ist ihnen schrecklich."

Irma Mahnel stattet deshalb ihre eigenen Läden mit besonders geräumigen Umkleidekabinen und extrabreiten Kleiderbügeln aus und beschäftigt nur Verkäuferinnen, die geduldig zuhören können. Auf ganzseitige Photoanzeigen bei Saisonbeginn melden sich bei Irma Mahnel an die 1000 Anruferinnen, im Com-

Das Kaufhaus Beck in München hat in einer Designer-Abteilung eigens einen „Pfundig-Shop" eingerichtet. Die Verkäuferinnen haben schnell gemerkt, daß nur wenige Dicke den Mut haben, sich als dick zu bezeichnen. Die dicke Brigitte Haarke beklagt an anderen Dicken ihr „mangelndes Selbstbewußtsein". Sie empfiehlt ihnen tiefe Dekolletés, weil Dicke „eine schöne Haut" haben.

Wahrhaft dicke Damen sind es aber dann doch wieder nicht, die in speziellen Modeblättern wie Burdas „Mode für Vollschlanke" oder dem „Fair Lady"-Katalog des Otto Versands die Kleider bis zur Größe 60 anpreisen. Hier wird kein Pullover an Gestalten gezeigt, die in der Branche heimlich als „Trümmer" oder „Brocken" gelten. Nur ein bißchen mollig müssen die Models sein. „Richtig Dicke", so Karin Hansen von Burdas Vollschlanken-Heft, „wollen die Leserinnen nicht."

Seltsamerweise gibt es für die neue Kundschaft kaum photogene Mollige in Deutschland. Eine Spezialagentur in München führt nur sechs in ihrer Kartei. Ihr Star ist eine wohlproportionierte Ulrike mit Grübchen auf den Händen, und die Branche schwärmt: „Unsere Ulrike, die gibt's nur einmal." Für die aufwendigen „Patrizia"-Kataloge werden Models aus Übersee ins Mondi-Haus nach München-Perlach eingeflogen – in den USA gibt es sie in jeder Größe, auch weizenblond und jung.

Amerika schritt mit der Dicken-Mode voran wie mit dem Hamburger-Konsum. Der Umsatz mit Größen für „big girls" hat sich in den letzten zehn Jahren vervierfacht und liegt bei acht Milliarden Dollar pro Jahr, Pelzmäntel und Strumpfhaltergürtel eingeschlossen. Ein Teil des Geschäfts wird mit einer spezifisch amerikanischen wohlbeleibten Käuferschicht gemacht, gegen die westdeutsche Mollige Spatzen sind.

Die Seiten der US-Bibel „Big Beautiful Woman" (350 000 Auflage) quellen über von Doppelkinnen und Wabbelhüften, angetan mit Designer-Jeans in Größe 62, und von Mammis, die Strumpfhosen für 300-Pfündige propagieren. Getigerte Lurex-Pullover gibt es bis Größe 56, eine füllige Trägerin hopst in ihrem Jogging-Anzug Größe 52 und jubelt: „Er paßt!"

Die Kaufhäuser „Lord and Taylor", „Macy's" und selbst das hochmodische „Bloomingdale's" haben schon eigene Etagen für große Größen. An prominenter Stelle hängen die Modelle der Mode-Stars Calvin Klein, Oscar de la Renta und Albert Nipon. Den Zugang zur Dicken-Mode verschaffte den Designern die Amerikanerin Nancye Radmin. Die leuchtend aufgeputzte Endvierzigerin gilt als die Urmutter des Booms mit den Dicken. Vor zehn Jahren eröffnete sie eine Boutique für Übergrößen unter dem Namen „The Forgotten Woman" – die vergessene Frau. Jetzt hat sie 19 Läden dieses Typs, einer davon an der New Yorker Fifth Avenue um die Ecke. Gesamtumsatz der Kette: 30 Millionen Dollar. Designerware, etwa von Bill Blass, Dorothy Bis und Laura Biagiotti, macht ein Drittel von Nancyes Umsatz aus.

Das „Wall Street Journal" erinnert daran, daß die Finanzwelt anfangs über die Special shops für Dicke gelacht habe, aber nun seien die „dicken Profite, die man mit dicken Frauen" machen könne, kein Geheimnis mehr.

Die Besitzerin einer Ladenkette für Dicke räumte, ebenfalls im „Wall Street Journal", jedweden Irrtum aus: „Sie entschlossen sich nämlich nicht plötzlich, unsere schönen dicken Körper zu lieben", erläutert die Anwältin der Dicken, „sondern sie merkten, daß wir viele schöne grüne Dollarscheine in unsern fetten kleinen Fäusten haben."

## Telephon zum Wandern

Jeden Monat meldet die Bundespost rund 3000 neue Autotelephonbesitzer. Den Geschäftsboom will nun Marktführer Siemens mit einem neuen, tragbaren Gerät anheizen. Das bisher zur Installation ins Auto ausgelieferte „Mobiltelefon C 2" wird dann auch als Wanderpakkung im Plastikgehäuse angeboten. Die Kundschaft kann das knapp 10 000 Mark teure Autotelephon wahlweise in den Strandkorb oder etwa auf einen Hochsitz zur Jagd mitnehmen. Pfiffige Händler kamen schon vorher auf den mobilen Dreh. Sie bauten um das Basistelephon C 2 ein Zusatzgehäuse mit Akku, Netzteil und Antenne und packten das Ganze in einen Koffer oder eine Umhängetasche. Aber die Bastelarbeit fand oft nicht den Beifall der Kunden. So wurde die Riemenhalterung des 10,8 Kilo schweren Pakets bemängelt oder die Wuchtigkeit der Konstruktion, die den Telephonwanderer oft wie einen Himalaja-Expeditionsteilnehmer aussehen ließ.

Tragbares Telephon

Zeichnung von Carroll 1865

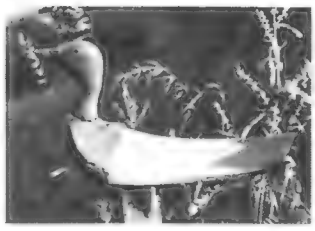
„Alice"-Illustrationen von Steadman 1967

## Alice in bizarrer Landschaft

Ein langjähriger Wunsch vieler Kenner wurde erfüllt: Ralph Steadmans magisch-monströse „Alice im Wunderland" hat einen deutschen Verleger gefunden. Englands boshaftester Satiriker, Cartoonist der Satire-Magazine „Punch" und „Private Eye" sowie Autor von bissig gezeichneten Bilderbüchern („Ich, Leonardo"), illustrierte 1967 mit frechem Strich das weltberühmte Kinderbuch von Lewis Carroll, das seit seinem Erscheinen im Jahre 1865 stets auch Erwachsene faszinierte. Der Autor selbst, Mathematikdozent in Oxford und hintersinniger Hagestolz, hatte seine Erzählung eher romantisch-skurril bebildert. Bei Steadman indes gerät Alices Traumwelt zu einer bizarren Landschaft moderner Befindlichkeiten. Das aufwendig gestaltete Buch ist bei „Zinnober", dem neuen Satire-Buchverlag und Ableger des Hamburger Rasch und Röhring Verlags, erschienen: „Alice"; 336 Seiten; 78 Mark.

## Enten für den Kaminsims

In den USA sind künstliche Enten („decoys") längst als Volkskunst anerkannt. Jährliche Auktionen bringen sechsstellige Umsätze. Für eine Lockente wurden kürzlich auf einer Auktion über 25 000 Dollar gezahlt. Junge Schnitzer messen sich auf Wettbewerben mit dekorativen Decoys, die freilich nicht mehr für die Jagd, sondern für den Kaminsims bestimmt sind. Jetzt ist auch der europäische Markt in Bewegung geraten. Eine erste Ausstellung mit 230 Exponaten zeigte das Jagdmuseum in München. Decoys aus der Bretagne und vom Bodensee können sich durchaus mit denen der Amerikaner messen und sind dazu noch erschwinglich – bis zu 1000 Mark pro Stück. Ein Katalog ist im Verlag für Lockattrappen-Literatur, Böblingen, erschienen und kostet 35 Mark.



Hölzerne Lockente

## Cornflakes statt Croissants

Frühstück ist für die meisten Italiener nahezu ein Fremdwort – 60 Prozent verstehen darunter eine Tasse Kaffee. Die Franzosen starten den Tag, neben Kaffee, mit Croissants oder Brioches, während bei den Deutschen morgens Wurst, Käse und Marmelade auf dem Eßtisch stehen. Das scheint sich nun zu ändern: In allen drei Ländern nimmt der Verbrauch von Cornflakes und ihren Verwandten zu, teilweise sprunghaft. Italien verzeichnete letztes Jahr eine 18prozentige Absatzsteigerung des meist handlich vorportionierten Frühstücksgetreides, dem der Ruf von gesunder Vollwertnahrung anhaftet. In Frankreich hat kein anderes Lebensmittel stärkere Zuwächse als die eßfertige Knusperware, und hierzulande verdoppelte sich ihr Verbrauch innerhalb von drei Jahren. Im Vergleich zu den Cornflakes-Nationen Großbritannien und USA rangieren die Kontinentaleuropäer noch weit hinten. Engländer essen pro Kopf und Jahr durchschnittlich 6,4, Amerikaner vier Kilogramm der Frühstückskost, während die Deutschen 600, Franzosen 400 und Italiener gerade 100 Gramm davon verzehren.

Frühstückstisch

**5 Datenkommunikation.**
**Mit der Post.**

HANNOVER MESSE
CeBIT'88
Welt-Centrum Büro · Information · Telekommunikation
16. – 23. MÄRZ 1988
Besuchen Sie die Post:
Halle 1/7a3, Halle 16/C08/D07

# Damit Sie nicht ins

**Flexibilität ist alles.** Es gibt Tage, da gehen Getränke weg wie nichts. Und zwar überall. Da kommt nur derjenige Großhändler nicht ins Schwitzen, der per Datenleitung sowohl den Nachschub von seinen Lieferanten organisieren kann als auch die Verteilung an seine Verkaufsstellen. Damit sichert er sich seine Stellung als zuverlässiger Geschäftspartner. Sein Umsatz und die durstigen Kunden werden es ihm danken.

**Die Dateldienste der Post bringen Sie nach vorn.** So wie für den Getränkegroßhandel gibt es für alle Unternehmen, die auf einen schnellen Datenfluß angewiesen sind, eine maßgeschneiderte Form der Datenübermittlung. Da spielt es keine Rolle, ob Sie eine nationale oder eine internationale Verbindung benötigen, ob Sie immer mit den selben Partnern kommunizieren möchten, wie schnell die Daten übermittelt werden sollen, oder welche Endgeräte Sie besitzen. Folgende Netze für die Datenübermittlung gibt es:

**Das Datex-L-Netz** – das Datexnetz mit Leitungsvermittlung eignet sich besonders für die Übertragung großer Datenmengen an unterschiedliche Kommunikationspartner, die gleiche Übertragungsgeschwindigkeiten nutzen.

**Das Datex-P-Netz** – das Datexnetz mit Paketvermittlung ermöglicht Verbindungen zwischen Anschlüssen unterschiedlicher Übertragungsgeschwindigkeiten.

**Das Direktrufnetz** – hierbei handelt es sich um ein öffentliches digitales Netz aus festgeschalteten Verbindungen. Es eignet sich vor allem für die Übertragung von großen Datenmen-

gen an einen festen Kommunikationspartner.

**Das Telefonnetz** – die Datenübertragung im Telefonnetz ist eine einfache Möglichkeit der Datenkommunikation für die gelegentliche Nutzung.
Außerdem lassen sich einige Anwendungen der Datenkommunikation auch für Bildschirmtext (Btx) realisieren.

**Bald wissen Sie noch mehr.** Wenn Sie mehr über die Dateldienste erfahren möchten, wenden Sie sich bitte an den Datennetzkoordinator Ihres Fernmeldeamtes. Er wird Sie individuell beraten. Die Rufnummer steht im Telefonbuch unter „Post". Außerdem können Sie unsere Broschüre „Datenkommunikation mit der Post" anfordern. Dort finden Sie ausführliche Informationen, die eine gute Grundlage für das persönliche Gespräch bilden.

Bitte Coupon ausfüllen und senden an: „Info Datenkommunikation", Postfach 1190, 6600 Saarbrücken. Oder rufen Sie uns an. Telefon 0130/0105. Natürlich bundesweit zum Ortstarif.

Btx ✳ 20000340 #

*Bitte senden Sie mir die Broschüre über Datenkommunikation.*

*Name:* _____ 61

*Firma:* _____

*Straße/Postfach:* _____

*PLZ/Wohnort:* _____

*Branche:* _____

*Telefon:* _____ / _____

Post

# „Gefahr der Erpreßbarkeit wächst dramatisch“

SPIEGEL-Interview mit NOK-Präsident Willi Daume über den bundesdeutschen Sport und Olympische Spiele

SPIEGEL: Herr Daume, kaum war der Schweizer Pirmin Zurbriggen Olympiasieger geworden, da hatte sein Manager Erwin Stricker bereits eine Marktwertsteigerung um drei Millionen Mark errechnet. Um die Abfahrtssiegerin Marina Kiehl prügelten sich im Zielraum Fernsehjournalisten, Reporter boten bis zu 50 000 Mark für eine Exklusivstory. Halten Sie das noch für angemessen?

*DAUME:* Ja. Es steht nirgendwo mehr geschrieben, daß von den Spitzenathleten finanzielle Keuschheit zu verlangen wäre. Der frühere IOC-Präsident Avery Brundage würde sich zwar im Grabe herumdrehen wie ein Propeller. Helfen kann er uns nicht mehr. Wir mußten und müssen umdenken.

SPIEGEL: Der Vermarktung, so scheint es, sind keine Grenzen gesetzt.

*DAUME:* Die Wirtschaft verdient mit und durch den Sport Milliarden. Der Athlet bringt das zuwege, opfert viel dafür und soll zehn Dollar Tagegeld bekommen? Da würde doch was nicht stimmen. Gönnen wir ihm das Seine. Es nimmt ihm ja auch keiner das Risiko ab. Die Gefahren aus der „Kommerzialisierung“ sehe ich ganz woanders: Abhängigkeiten, die Gefahr der Erpreßbarkeit wächst dramatisch.

SPIEGEL: Wie in Calgary durch den amerikanischen TV-Sender ABC, der für 309 Millionen Dollar die Übertragungsrechte gekauft hatte und die Anfangszeiten der Wettbewerbe diktierte.

*DAUME:* Man fragt sich, wo die Grenzen des Big Business sind, ob das Fernsehen eines Tages auch die olympischen Sportarten auswählen wird.

SPIEGEL: Nicht wenige Athleten sind sich jetzt schon wie Marionetten des Fernsehens vorgekommen.

*DAUME:* Wenn der Athlet zu sportwidriger Wettkampfpraxis manipuliert wird, nur um zu fernsehgerechten Zeiten starten zu können, wäre die Grenze überschritten.

SPIEGEL: In Calgary hatten finanzielle Interessen von Beginn an Vorrang. Das Skigebiet am windgefährdeten Mount Allan wurde zum Beispiel auch ausgewählt, damit ein Hotelier, der Millionen Dollar zahlte, über eine eigene Hauspiste verfügt.

*DAUME:* Das IOC hat schon überzeugendere Rechtfertigungen gehabt. Vor und nach der Wahl Calgarys hat es Experten nach Kanada geschickt. Aus ihren Berichten habe ich niemals erfahren, was jeder Einheimische Ihnen auf der Straße sagt: Beim Mount Allan muß man immer mit Wetterwidrigkeiten, insbesonders Sturmproblemen, rechnen. Was, zum Teufel, waren das für Experten? Steckt etwa noch Schlimmeres dahinter? Ich werde auf Aufklärung drängen.

SPIEGEL: Sie schließen Bestechungen nicht aus?

*DAUME:* Ich schließe sie eigentlich zum gegenwärtigen Zeitpunkt aus. Wenn ich mich irren sollte, wäre es katastrophal.

SPIEGEL: An der Spitze des IOC steht mit Juan Antonio Samaranch ein Mann, der seit seiner Amtsübernahme die Kommerzialisierung gezielt vorangetrieben hat.

*DAUME:* Wenn mit dem Sport das ganz große Geld verdient wird, kann auch das Internationale Olympische Komitee mitverdienen. Ausschlaggebend ist, was mit dem vielen Geld gemacht wird.

SPIEGEL: Beispielsweise hat sich das IOC in Lausanne für 14 Millionen Schweizer Franken einen Prachtbau hingestellt.

*DAUME:* Für die armen Länder der Dritten Welt wäre das Geld sinnvoller eingesetzt worden, sowohl auf sportlicher wie auf humanitärer Ebene.

SPIEGEL: Zur Grundhaltung einer neuen Generation von Sportfunktionären paßt die Aussage des Deutschen Klaus Kotter, Präsident des Internationalen Bobverbandes. Der hat angeblich erklärt, sein Rückgrat sei so flexibel wie ein Hosenträger, wenn er nur an die Fernseheinnahmen komme.

*DAUME:* Herr Kotter ist ganz und gar ein Ehrenmann. Über Gefahren, die sich durch Abhängigkeit vom Geldsegen ergeben, wird im internationalen Sport wohl zuwenig nachgedacht.

SPIEGEL: Fühlen Sie sich eigentlich im Kreis Ihrer olympischen Sportkameraden noch wohl?

*DAUME:* Die Nobelrunde, die das IOC einst war, gibt es schon lange nicht mehr. Vielleicht bin ich schon zu lange dabei. Das wird sich demnächst ändern.

SPIEGEL: Der bundesdeutsche Leistungssport ist in den letzten Jahren immer stärker kritisiert worden. Aufwand und Ergebnis, so heißt es, stünden in keiner vertretbaren Relation. Gibt es neue Erkenntnisse?

*DAUME:* Wir haben ein Tief; wir sind in der wissenschaftlichen Methodik auf breiter Front zurückgeblieben. Manche der ganz großen Sportnationen nehmen uns nicht mehr allzu ernst.

SPIEGEL: Was tun Sie und Ihre Funktionärskollegen, das zu ändern?

**Sportfunktionär Daume:** „Wertvolle Leute werden abgeschreckt“

**IOC-Präsident Samaranch*:** Kommerzialisierung gezielt vorangetrieben

*DAUME:* Wir haben ja noch Anstrengungen gemacht, um für Calgary und Seoul zu retten, was zu retten ist, etwa Höhentraining für die Athleten und Hilfen für die Heimtrainer. Wir bieten den Schwimmern vor den Sommerspielen in Seoul ein langes Trainingslager in Japan, haben auch jede Hilfe bei der Anschaffung notwendigen technischen Gerätes geleistet. Eine Folge davon war Gold bei den Nordisch-Kombinierten.

SPIEGEL: Wer hat es denn zu verantworten, daß die internationale Entwicklung verschlafen wurde?

*DAUME:* Ein hartes Wort. Jedoch so unangemessen nicht. Auch Zuständigkeitskomplexe und Eitelkeiten wären wohl noch zu überwinden.

SPIEGEL: Dann stimmt es, daß im deutschen Sport eine negative Auslese von Persönlichkeiten gefördert wird?

*DAUME:* Eitelkeiten sind immer im Spiel, Karrieristen lästig. Wenn das Niveau sinkt, werden wertvolle Leute abgeschreckt.

SPIEGEL: Da fällt uns etwa der Sportwart des Deutschen Bob- und Schlittensportverbandes, Siegfried Radandt, ein, der einen von BMW entwickelten Bobfahrerhelm nicht einmal prüfen wollte, weil er auf eine andere Marke eingeschworen ist. In Calgary fuhren die DDR-Sportler mit den bundesdeutschen Helmen und gewannen prompt Medaillen.

*DAUME:* Die Erfolge der DDR im Bob- und Rodelsport mögen zu einem Teil auch mit besserem Gerät erklärt werden können. Deprimierend, wenn das Grundmaterial dann aus der Bundesrepublik stammt.

SPIEGEL: Die Überlegenheit der DDR zeigte sich nicht erst in Calgary. Sie belegt ja wohl auch, daß der westdeutschen Industrie kompetente Ansprechpartner in einem System fehlen, in dem jeder nur seine eigene vermeintliche Stärke bewahren will. Um da zu reformieren, müßten Sie den gesamten westdeutschen Sport umkrempeln.

*DAUME:* Manches wird Schritt für Schritt vorangehen. Erbhöfe müssen abgebaut und Ängste verscheucht werden, sich auch einmal im Ausland nach herausragenden Trainern umzusehen. Der Amerikaner Chris Korzenelsky etwa, der den amerikanischen Achter zur Ruderweltmeisterschaft führte, der wollte zu uns, und wir haben ihn nicht engagiert.

SPIEGEL: Wir nehmen mal an, das war kein Einzelfall.

*DAUME:* Es gibt auf den verschiedensten Gebieten vergleichbare Fälle. Aber auch gegenteilige Beispiele. Zum Beispiel Emil Becks Aufbau in Tauberbischofsheim mit den einmaligen Erfolgen des letzten Jahres . . .

SPIEGEL: . . . als die Fechter bei der Weltmeisterschaft sechs Medaillen gewannen.

*DAUME:* Ja, vielleicht hält die Erfolgsserie bis Seoul. Das Beispiel Beck zeigt, daß uns auch der eigene Trainernachwuchs nach oben bringen kann.

SPIEGEL: Aber gerade Emil Beck hat ja nicht Ihre angeblich so effiziente Trainerausbildung genossen. Wahrscheinlich wäre er ebensowenig wie der einstige Ruder-Erfolgstrainer Karl Adam, auch ein Autodidakt, an der Kölner Trainerakademie angenommen worden.

*DAUME:* Vielleicht. Beck ist gelernter Friseur. Wieviel Goldmedaillen hat uns Gustav Kilian mit seinen Bahnvierern gebracht, denen er noch selbst die Reifen aufpumpte. Adam war von Haus aus Boxer, nicht Ruderer. Der ganz geniale Mann kommt eben nur selten nach oben.

SPIEGEL: Und der scheut sich dann auch noch häufig, im verkrusteten deutschen Sportbetrieb zu arbeiten?

*DAUME:* Schon möglich. Es ist auch eine Frage des Honorars und des Ansehens. Unsere Trainer sind Bundesangestellte und werden nach BAT bezahlt, das ist nicht gerade verlockend. Ein Top-Trainer verdient anderswo vielleicht mehr als bei uns der Bundeskanzler. Man kann sich auch mal ein Beispiel an den Trainern der Fußball-Bundesliga nehmen: hohe Bezahlung und volles eigenes Risiko, bei Nichterfolg gefeuert zu werden. ◆

**IOC-Hauptquartier in Lausanne:** „Schon lange keine Nobelrunde mehr"

* Mit Olympia-Maskottchen Hidy und Howdy.

# Tief bereut

**Mindestens so hart wie die Athleten kämpften in Calgary die Skifirmen: Zwei gewannen, eine verlor.**

Gut gelaunt beantwortete Klaus Mayr alle Fragen nach den Ursachen für Christa Kinshofer-Güthleins überraschende Fahrt zur Silbermedaille im Riesenslalom.

Dann brachte ein Themenwechsel den Cheftrainer der deutschen Skifahrerinnen aus dem Konzept: Sein Lächeln gefror. Ob es denn stimme, wurde Mayr gefragt, daß Regine Mösenlechner zwei Tage zuvor im Super-Riesenslalom statt eines vierten Platzes die Goldmedaille gewonnen hätte, wenn sie statt auf einem

**Enttäuschte Regine Mösenlechner**
Schuld bei den müden Ski

müden Atomic-Ski auf den weitaus schnelleren Brettern der Konkurrenz wie Kästle oder Rossignol zu Tale gefahren wäre?

Lange blieb der Trainer die Antwort schuldig, dann preßte er zwischen den Zähnen hervor: „Kein Kommentar, kein einziges Wort von mir dazu" und fügte gleich noch hinzu: „Das müssen Sie sich schon selbst zusammenreimen."

Es reimt sich leicht: Die olympischen Skirennen am Mount Allan, vor allem ein heißer Kampf der Skifirmen um Marktanteile, haben zwei Sieger und einen großen Verlierer. Gewonnen haben mit Rossignol (1,8 Millionen Paar produzierte Skier in dieser Saison) der Marktführer und mit Kästle (300 000 Paar Skier) ein Kleiner. Als Verlierer steht fest: die österreichische Firma Atomic, die in dieser Saison immerhin 740 000 Alpinski auf den ohnehin übersättigten Markt warf – und nun womöglich auf großen Restposten sitzenbleibt.

**Verlierer Girardelli:** Wut rausgebrüllt

Während von den olympischen Medaillengewinnern mehr als die Hälfte auf österreichischen Kästle und französischen Rossignol abfuhr, brachten Atomic-Werbeträger wie etwa Regine Mösenlechner, ihre Teamkollegin Michaela Gerg oder der Wahl-Luxemburger Marc Girardelli bis Freitag nichts Nennenswertes ins Tal. Selbst die Schweizerin Michela Figini, die in diesem Winter den Weltcup anführt, mußte mit nur einer Silbermedaille zufrieden sein. Dabei lag Atomic in einer Weltcup-Firmenwertung vor Olympia nur knapp hinter Rossignol auf Platz zwei.

Öffentlich, insofern wurde in Calgary die alpine Geschäftsordnung konsequent eingehalten, wetterte niemand gegen den Ausrüster, der seinen Stars jährlich Gagen zwischen 200 000 und einer Million Mark überweist.

Doch aus dem deutschen Team wurde kolportiert, Michaela Gerg habe den Wechsel zu Atomic schon „tief bereut". Im kleinen Kreis erklärte Cheftrainer Kuno Meßmann, mit den Skiern von Marina Kiehl, die prompt nach dem Abfahrtssieg den vorzüglichen Lauf ihrer Rossignol-Bretter in allen Interviews pries, hätte auch Regine Mösenlechner gewonnen. Am deutlichsten wurde Girardelli, der sich im Zielraum die Atomic-Latten von den Füßen riß, lauthals „Scheiß-Ski" brüllte und dann den Berg verließ.

Der Ärger der Athleten dürfte geringfügig sein im Vergleich zum Ungemach, das dem Verlierer Atomic demnächst ins Haus steht. „Mit allen Konsequenzen", schnaubte ein bundesdeutscher Funktionär, werde man nach den Spielen die Atomic-Misere diskutieren. Ausgerechnet ein Atomic-Servicemann hatte zu allem Überfluß den Start des Läufers Michael Eder zum Super-Riesenslalom fast verschlafen und dessen Skier erst fünf Minuten vor dem Start geliefert.

Verbittert verwiesen die Deutschen auf den Ernst, mit dem die Atomic-Konkurrenz Olympia angegangen war. Der Kästle-Geschäftsführer Wolfgang Nußbaumer hatte schon zu Beginn des Winters definiert, was Sache ist: „Absolute Priorität hat für uns ein Olympiasieg von Pirmin Zurbriggen." Auch Atomic-Manager Fritz Schrempf wußte nur zu gut, was ein Olympiasieger fürs Geschäft bedeutet: „Bill Johnsons Goldmedaille in Sarajevo hat uns viel im Überseemarkt gebracht."

Angesichts des fehlenden Winters, der in diesem Jahr viele der etwa sechs Millionen produzierten Alpinskier zu Ladenhütern machte, war eine Werbung durch Goldmedaillen „dringend gefragt", wie in Calgary ein Ski-Manager erläuterte, „um die Bilanzen wenigstens auszugleichen".

Was jene superteuren Skier, für die Olympiasieger werben, dem Normalverbraucher bringen, ist zwar unter Experten nicht strittig: „Gar nichts", sagt Christian Neureuther, Ex-Slalomstar und jetzt Mitbesitzer der schwäbischen Firma Erbacher. Aber darum geht es nicht: Der Ski, so Neureuther, ist „ein Identifikationsmerkmal in den Massen, die an den Liften stehen".

Und Masse gibt es reichlich. Für den deutschen Markt, immerhin mit 900 000 Paar verkauften Alpinskiern nach den USA und Japan weltweit der drittgrößte, sagt eine Untersuchung in den nächsten beiden Jahren, so Neureuther, einen Boom voraus. Bei den rund zehn Millionen Skifahrern über 14 Jahren stehe jetzt ein Materialwechsel an, der im Schnitt etwa alle sechs Jahre erfolge.

Grund genug für viele Firmen, im Olympiajahr einen beträchtlichen Aufwand für die erhofften Goldmedaillen zu treiben. Denn, so Neureuther, „irgendeine Hexenküche mit Geheimrezepten für das Backen von Wunderski" gibt es

nicht. Ungewöhnlich schnelle Skier seien einzig und allein durch umfangreiche Tests zu ermitteln.

Die in mehreren Schichten gefertigten Skier ähneln sich im Aufbau alle. Was etwa Fischer als „Vacuum Technic" oder Rossignol als „V.A.S.-System" preisen, sind allenfalls Verkaufsargumente, die den Kunden Fortschritt vorgaukeln sollen.

Entscheidend dafür, ob ein Ski im Rennen nun schnell oder langsam ist, sind vor allem die Struktur des Belages und das Wachs. Problematisch war die Umstellung auf den Kunstschnee am Mount Allan, der nichts anderes ist als kugelförmig gefrorener Wasserdampf.

Schnee dieser Art gibt es in Europa kaum; in diesen Breitengraden fallen die Flocken noch sechszackig auf den Berg. Zudem konnte niemand vorhersagen, wie sich „Snow Max" – ein bakterieller Zusatz, der aus Blumenkohl und einem Gärungsstoff gewonnen wird und den Kunstschnee weniger hart und eisig machen soll – auswirken würde.

Schon ein Jahr vor den Spielen begann Rossignol mit umfangreichen Tests. So wußte Marina Kiehl schon vor Wochen: „Meinen Ski für Calgary habe ich schon, und ich weiß, daß er läuft." Ähnlich professionell arbeitete auch Kästle, zusammen mit dem Schweizer Team.

Computer tasteten die Strukturen der Skier ab, um den optimalen Belag zu ermitteln. Die Servicemänner, die dann, Feinmechanikern gleich, mit Drahtbürsten und Schleifmaschinen die erfolgversprechenden Strukturen unter die Skier brachten, mußten penibelste Arbeit leisten.

**Siegerin Marina Kiehl:** „Ich weiß, daß er läuft"

Aber nicht immer stellte sich der Erfolg ein. So testete etwa Fischer für den als Medaillen-Kandidaten hochgejubelten Markus Wasmeier aus einer Produktion von 1000 Abfahrtsskiern die 30 schnellsten heraus. Wasmeier nahm die Latten zu weiteren Tests im Sommer nach Neuseeland mit.

Dort fand er zwar den Ski, mit dem er in einem Weltcup-Rennen in Val d'Isère siegte. Aber in Calgary zeigte sich, daß auf dem Kunstschnee alles anders ist. Zwei Tage vor dem Abfahrtsstart stieg Wasmeier auf jenen Ski um, mit dem der deutsche Kollege Sepp Wildgruber ein Jahr zuvor bei einem Weltcuprennen am Mount Allan Siebter geworden war.

Auch das half nichts, Wasmeier fuhr hinterher. Da habe man sich, kommentierte ein Fischer-Verantwortlicher lakonisch, wohl „ganz offensichtlich vergriffen".

Bei Atomic, die auch in Calgary vor Olympia getestet hatten, macht Fritz Schrempf höhere Mächte verantwortlich: „Zum Teil Petrus und zum Teil hundertstel Sekunden – diese lustig klingenden Faktoren entscheiden häufig über unser Geschäft."

Rossignol und Kästle verließen sich da lieber auf Investitionen. Bis zu 20 Millionen Mark steckten sie in diesem Winter in ihre Rennteams, je eine Million bekamen nach Experten-Schätzung ihre Stars Alberto Tomba und Pirmin Zurbriggen.

Der Schweizer gewann die Abfahrt auf angejahrten Skiern des Jahrgangs 1985. Rossignol griff gar auf zehn Jahre alte Beläge zurück, die für die Kunstschneepisten des Olympischen Ortes Lake Placid gefertigt worden waren.

Atomic-Chef Alois Rohrmoser versuchte verzweifelt noch in Calgary, die Bilanz zu verbessern. Sein Star Girardelli, der peinigend weit hinterherfuhr, könne jederzeit, so Rohrmoser, aus seinem noch bis April 1989 laufenden Vertrag heraus, wenn er es wolle. Doch die Freiheit des Willens ist beschränkt: Nach Schätzung von Fachleuten bezieht Girardelli eine Gage von jährlich einer Million Mark.

Zweifelhaften Trost konnte Rohrmoser da bei Eddie Edwards, Skispringer und Medienstar in Calgary, suchen. „Eddie the Eagle" wurde berühmt, weil er zweimal Letzter wurde: Er sprang mit Atomic-Ski. ◆

Auch international das erste Buch, das den geplanten Transfer von Markenimages systematisch analysiert:

**IMAGETRANSFER**

Ein Band der SPIEGEL-Verlagsreihe Fach & Wissen von Anneliese und Dr. Ralf Ulrich Mayer.

Für wen ist das Buch geschrieben? Für alle, die die Markenführung beeinflussen: Produktmanager, Werbefachleute, Designer.

Und was nützt es dem Leser? Es aktiviert, erweitert das markenstrategische Repertoire. Es führt schneller, rationeller, effektiver zu alternativen Realisierungsmöglichkeiten des Imagetransfers. Es vervollkommnet die professionelle Arbeitsweise: man findet zahlreiche Anhaltspunkte zur Erstellung von Checklisten im Einzelfall, für die Marktforschung. Darüber hinaus werden entscheidungsorientierte Handlungsanweisungen entwickelt.

Umfang: 186 Seiten mit zahlreichen Abbildungen.

Schutzgebühr: DM 36,–.

SPIEGEL-Verlag, Vertriebsabteilung, Postfach 11 04 20, 2000 Hamburg 11.

Lieferung gegen Vorkasse, im Inland portofrei. Überweisungen mit dem Vermerk „Imagetransfer" bitte auf das Konto Nr. 1413004 (BLZ 200 304 00), Bankhaus Marcard, Stein & Co., Hamburg.

# Erfolg-versprechend

HARVARDmanager erscheint vierteljährlich mit den besten Artikeln aus der renommierten amerikanischen „Harvard Business Review" sowie Originalbeiträgen kompetenter deutschsprachiger Autoren, von Praktikern aus Wirtschaft und Verwaltung.
HARVARDmanager dokumentiert die Theorie und Praxis des Managements mit Beiträgen, die unter dem Aspekt Aktualität, Nutzwert und Anwendungsbreite ausgewählt werden. Ein Magazin also, das auch dem erfahrenen Manager noch erfolgversprechende Impulse gibt.

**Überzeugen Sie sich selbst!**

Harvard manager

Kleben Sie diesen Anforderungsschein bitte auf eine Postkarte und senden Sie ihn an: manager magazin Verlagsgesellschaft mbH, Abonnenten-Service, Postfach 11 10 60, D-2000 Hamburg 11.

## Anforderungsschein

Ich möchte HARVARDmanager vier Wochen lang prüfen. Schicken Sie mir die neue Ausgabe für DM 24,–.
Falls ich nicht innerhalb von vier Wochen nach Erhalt des Heftes mitteile, daß ich keinen weiteren Bezug wünsche, nehmen Sie mich in Ihre Abonnentenliste auf.
Ich zahle dann nur noch DM 60,– für die folgenden drei Ausgaben.
HARVARDmanager erscheint viermal jährlich. Jahresabonnement DM 84,–, Einzelpreis DM 24,–.

Name Vorname

Straße

PLZ/Ort

Position

Datum Unterschrift

Garantie: Mir ist bekannt, daß ich diesen Auftrag innerhalb von 14 Tagen mit einer schriftlichen Mitteilung an die manager magazin Verlagsgesellschaft mbH widerrufen kann. Zur Fristwahrung genügt die rechtzeitige Absendung.

Unterschrift

Zusammen mit meiner ersten Ausgabe bekomme ich außerdem einen Sonderdruck meiner Wahl aus HARVARDmanager – ohne zusätzliche Kosten. (Kreuzen Sie bitte hier an.)

- ☐ Job Sharing *H.-Helmut Heymann, Lothar J. Seiwert*
- ☐ Szenarien als Grundlage strategischer Planung *Ute von Reibnitz*
- ☐ Große Abschlüsse erfordern ein klares Konzept *B. P. Shapiro, R. S. Posner*
- ☐ Marketingerfolg durch Differenzierung *Theodore Levitt*

SP 2

# „Ich bin ein bißchen wie Adenauer“

SPIEGEL-Interview mit dem Fußball-Erfolgstrainer Udo Lattek über seinen Wechsel in den Journalismus

SPIEGEL: Herr Lattek, nach Ihrem Wechsel in unser Gewerbe erschien vergangene Woche eine neue Sport-Zeitung mit der Titelzeile „Jetzt schreibe ich“, und dann blättert und blättert man, und Sie schreiben gar nicht. Wie das?

*LATTEK:* Da steht ja nicht: „Heute schreibe ich.“ Ich werde künftig regelmäßig schreiben, warten Sie's nur ab.

SPIEGEL: Können Sie denn schreiben? Schließlich haben Sie als Fußballtrainer einen vergleichsweise wesensfremden Beruf ausgeübt.

*LATTEK:* Ich habe es in der Schule gelernt und als Lehrer für Sport und Englisch gearbeitet. In „Bild“ und anderen Zeitungen habe ich diverse Artikel verfaßt. Es wird ja keiner verlangen, daß ich Goethe oder Schiller werde.

SPIEGEL: Haben Sie eine Schreibhilfe, einen Ghostwriter?

*LATTEK:* Ja, es ist jemand von „Sport Bild“ für mich abgestellt, wir haben das ja auch schon früher gemacht.

SPIEGEL: Kennen Sie den Kollegen, der muß doch sozusagen kongenial sein und Ihre Gedanken nachempfinden können?

*LATTEK:* Wir haben uns getroffen, und außerdem habe ich mich von Paul Breitner beraten lassen, der auf die gleiche Art arbeitet. Früher habe ich mit ein, zwei Journalisten und einem Tonband an einem Tisch gesessen und geredet. Daraus entstanden dann die Artikel. Künftig will ich aber auch versuchen, selbst zu schreiben.

SPIEGEL: Suchen Sie sich Ihre Themen selbst?

*LATTEK:* Ja, das will ich. Ich werde dann in der Redaktion fragen, ob das Thema in die Landschaft paßt, und dann geht's los.

SPIEGEL: In Ihrem Vertrag stehen als Arbeitsorte Köln und Barcelona, wo Sie jeweils Häuser besitzen. Wenn die Herbstnebel über das Land ziehen, wird der Kolumnist Lattek also die deutsche Sportszene gewissermaßen mit dem Fernglas beobachten.

*LATTEK:* Zu allen wichtigen Sportereignissen werde ich selbstverständlich fahren. Außerdem ist klar, daß ich nicht allein als Kolumnist, sondern vor allem auch als Reklamefaktor für die neue „Sport Bild“ verpflichtet bin. Für die Zeitung ist es wichtig, daß sie gut aus den Startlöchern kommt.

SPIEGEL: Ihr Berufswechsel hat die Sport-Szene beträchtlich aufgeregt. Der Manager des FC Bayern München, Uli Hoeneß, führt ihn auf die Latteksche Raffgier zurück. Sie wollten einfach mit wenig Arbeit viel Geld verdienen.

*LATTEK:* Der hat es gerade nötig; ich kenne keinen raffgierigeren Menschen

**Lattek-Blatt:** „Vor allem Reklamefaktor“

als Uli Hoeneß. In München habe ich dreimal mehr verdient als in Köln, ist das Raffgier? Der Hoeneß kann nicht verstehen, daß man oben steht und trotzdem aufhört, aus privaten Gründen.

SPIEGEL: Vielleicht sind Sie und Hoeneß einander zu ähnlich. Hat das Geld nicht gelockt, man spricht von drei Millionen Mark für fünf Jahre.

*LATTEK:* Auch wenn's keiner glaubt: nein. Wenn es nur nach dem Geld ginge, brauchte ich nicht mehr zu arbeiten. Oder ich hätte als Trainer ins Ausland gehen können, wo ich ein Vielfaches verdient hätte.

SPIEGEL: Was war dann der Grund, den Job zu wechseln?

*LATTEK:* Ich habe mich überschätzt. Ich habe bei meinem Abschied in München gedacht, ich sei reif genug, um mich von der Trainerarbeit zu lösen. Aber dann habe ich als Technischer Direktor in meinem Kölner Büro gesessen und draußen die Jungs gesehen, und es hat mich gepackt. Wenn ich schon dabei bin, will ich richtig dabeisein oder gar nicht. Ich mag keine Halbheiten.

SPIEGEL: Hätten Sie denn in jedem Fall in Köln aufgehört?

*LATTEK:* Ja, zu Saisonschluß wäre beim 1. FC Köln Schluß gewesen. Ich hätte es nicht länger ausgehalten.

SPIEGEL: Fans und Kommentatoren waren verblüfft, zuweilen verbittert über Ihren Abgang. Da wurde das Uwe-Seeler-Gefühl der frühen sechziger Jahre deutlich. Der Hamburger Fußballer ging nicht nach Italien, nachdem ihn der örtliche Prediger bei der Ehre gefaßt hatte. Ein Fußball-Heros der achtziger wie Udo Lattek wechselt offenbar leichtfüßiger vom Sport zum Kommerz?

*LATTEK:* Glauben Sie denn, der Uwe sei allein aus Liebe zu Deutschland hiergeblieben? Da kam der Vertrag mit adidas hinzu. Im übrigen bleibe ich dem Sport so verbunden wie zuvor.

SPIEGEL: Trotzdem ist nicht zu leugnen, daß Sie ein besonderes Talent haben, Aggressionen auf sich zu ziehen.

*LATTEK:* Das ist einfach. Ich habe dauernd Erfolg, was immer ich auch gemacht habe. Das können die Leute nicht ertragen.

SPIEGEL: Vielleicht. Vielleicht aber stört Ihr unstetes Leben. Ihre zwischenzeitliche Job-Hopserei, die Sie jedesmal aufs neue mit dem Brustton der Überzeugung als endgültig verkaufen. Man kriegt Sie nicht zu fassen.

*LATTEK:* Es mag daran liegen, daß ich mit Situationen, manchmal auch mit Fußballern spiele. Nur wenn man offen ist, ist man kreativ. Ich bin ein bißchen so wie der Adenauer, der gesagt haben soll, was interessiert mich mein Geschwätz von gestern, ich werde doch jeden Tag ein bißchen klüger.

SPIEGEL: Haben Bundeskanzler und Fußballtrainer dasselbe Erfolgsrezept?

*LATTEK:* Von Fußballtrainern weiß ich, daß sie zunächst einmal alle dasselbe in ihrer Ausbildung lernen. Was sie später unterscheidet, ist Intuition, die Fähigkeit, sich veränderten Situationen anzupassen. Das Dümmste, was man machen kann, ist zum Beispiel, feste Jahres- oder Monatspläne fürs Training aufzustellen. Das muß man täglich ändern. Man muß es im Bauch haben.

SPIEGEL: Vielleicht sagt Ihnen Ihr Bauch bald, daß Schreiben langweilig ist.

*LATTEK:* Nein. Es gibt so viele Sportarten, ich bin freier Journalist und kann mir nichts Spannenderes vorstellen.

SPIEGEL: Von Ihnen wird man sicher wissen wollen, was sonst nicht über Fußball in der Zeitung steht; etwa die Lebensgewohnheiten der Spieler bis zu ihrem Sexualleben . . .

*LATTEK:* Wen interessiert das?

SPIEGEL: Sicher mehr als taktische Erörterungen und die Philosophie des Kurzpasses.

*LATTEK:* Es gibt über Fußball viel mehr zu erzählen. ◆

# personalien

**Oskar Lafontaine,** 44, Ministerpräsident des Saarlandes, wurde schon zu Lebzeiten ein Denkmal gesetzt. Zwar nennt der Bildhauer Oswald Hiery seine Treppen-Skulptur und ihr hängendes Pendant (Photo o.) in der Gesamtschule Rastbachtal schlicht „Der Physiker", doch die Gesichtszüge lassen keinen Zweifel daran, daß der regierende Diplom-Physiker aus Saarbrücken für die Aluminium-Männchen Modell gestanden hat.

**Elisabeth von Bismarck,** 48, Fürstin auf Schloß Friedrichsruh, will einen Titel wieder loswerden, von dessen Existenz sie erst vorigen Donnerstag durch den SPIEGEL erfuhr. Die Adelsfrau wird in offiziellen Schreiben eines Hamburger „Verbandes verantwortungsbewußter Geschäftsleute e.V." als Beiratsmitglied geführt, ohne davon die „geringste Ahnung" gehabt zu haben. Der Verein verschickt mit Verweis auf die Vorgänge in Kiel an „Abgeordnete aller Parteien" Schriften eines L. Ron Hubbard, um den „Wert und Sinn moralischen Handelns wieder bewußt zu machen". Der als „Humanist" apostrophierte und 1986 verstorbene Hubbard war der Gründervater des von den USA aus geführten Psycho-Multis „Scientology Kirche". Ähnlich wie die Fürstin kamen auch Roncalli-Chef Bernhard Paul und der Hamburger Film-Produzent Wolf Rademacher unverhofft zu Beiratsehren. Eine Vereins-Sprecherin kann sich den Titelverleih nur mit „schrecklichen Mißverständnissen" erklären, die Fürstenfamilie schaltete einen Anwalt ein.

**Günter Guillaume,** 61, einstiger Top-Spion im Vorzimmer von Ex-Bundeskanzler Willy Brandt, besucht derzeit im Parteiauftrag die Gliederungen der SED, um die Moral der Genossen zu stützen: Von seinem Kaliber, verkündet Guillaume landauf, landab, gebe es noch viele unentdeckte Kundschafter des Friedens in Bonn. Derweil ist die Moral bei seinem Sohn Pierre, 30, hin: Guillaume jr., der noch vor der Freilassung seines Vaters aus westdeutscher Haft 1975 als 18jähriger in die DDR ging und zuletzt als Pressephotograph für die „Neue Berliner Illustrierte" in Ost-Berlin und nebenbei für das FDJ-Blatt „Junge Welt" arbeitete, stellte vor einigen Wochen einen Ausreiseantrag. Er wurde prompt gefeuert und ist seitdem arbeitslos.

**Leonid Breschnew,** 1982 verstorbener sowjetischer Parteichef, fällt immer mehr in Ungnade. Ein Denkmal des KP-Generalsekretärs, dessen Amtsperiode offiziell als „Zeit der Stagnation" kritisiert wird, wurde jetzt im Moskauer Breschnew-Rayon abgeräumt, der Bezirk selbst umbenannt. Die Stadt Breschnew östlich von Moskau wurde umgetauft, ebenso wie ein Stadtteil von Leningrad. Für die Kritik freigegeben ist auch Breschnews langjähriger Adlatus, der 1985 gestorbene KPdSU-Chef Konstantin Tschernenko. Im Parteiorgan „Prawda" beschwerte sich jüngst ein Leser über die Aufstellung einer Büste Tschernenkos in Krasnojarsk.

**Maria Steinhart,** 20 (Photo r.), Miß Österreich 1988, will für ihr Land noch schöner werden – auf dem Operationstisch. Nach der Wahl war sie von gehässigen Stimmen (weil an einer einschlägigen Stelle von der Natur vielleicht etwas überreich bedacht) zusätzlich zur „Miß Nasenbär" gekürt worden. Miß Maria sah weniger sich selbst als die Allgemeinheit betroffen: „Es war eine demokratische Entscheidung. Als sich nach der

**Carrie Leigh,** 24 (Photo, l.), Ex-„Playboy"-Bunny und seit kurzem auch Ex-Lebensgefährtin des „Playboy"-Gründers **Hugh Hefner,** 61 (r.), will sich den abrupten Abgang aus der Häschen-Welt versilbern lassen. Zunächst verklagte sie Hefner auf fünf Millionen Dollar wegen Nichteinhaltens einer Heirats- und Unterhaltszusage: Der Oberhase habe ihr

## ZITATE

„Keiner dieser flegelhaften Schnösel hat nur das geringste Recht, darüber in dieser lächerlichen Art und Weise sich zu äußern."

**Franz Josef Strauß,** *bayrischer Ministerpräsident, über Berichte, seine Briefe würden im Kanzleramt nicht mehr beachtet.*

★

„Der tote Stalin bedeutet für die Sowjet-Union noch immer mehr als der lebende Waldheim für Österreich."

**Egon Bahr,** *SPD-Bundestagsabgeordneter.*

★

„Zur Zeit sind 110 Millionen Kondome im Umlauf."

**Klaus Richter,** *Vorsitzender der Deutschen Latex-Forschung.*

„Wenn die SPD auch noch für Arbeitnehmer Quoten einführt, ist sie im Eimer."

**Rudolf Dreßler,** *Vorsitzender der SPD-Arbeitsgemeinschaft für Arbeitnehmerfragen.*

★

„Auf den Barrikaden entstehen keine neuen Arbeitsplätze."

**Norbert Blüm,** *Bundesarbeitsminister.*

★

„Ich werde nicht zulassen, daß in einer Aktuellen Stunde über den Stuhlgang des Bundeskanzlers debattiert wird."

**Philipp Jenninger,** *Bundestagspräsident, im kleinen Kreis zur Ablehnung eines Grünen-Antrags, im Bundestag über einen Privatbesuch Kohls in Österreich zu sprechen.*

Wahl gewisse Leute über meine Nase aufgeregt haben, mußte ich an Waldheim denken." Während offenblieb, ob sie mehr an das Organ des Präsidenten (Photo l.) oder dessen Vergangenheit dachte, entschloß sich die Sekretärin zur patriotischen Konsequenz: „Jemand hat gesagt, es wäre eine Schande, daß ich mit meiner Nase Österreich im Ausland vertreten soll. Ich möchte Österreich schon würdig vertreten."

ein Haus in Malibu und ein jährliches Geburtstagsgeschenk, das sich aus der Multiplikation ihres Alters mit 1000 Dollar ergebe, versprochen. Als Hefner darauf nicht die Ohren hängen ließ und gar einige Heftigkeiten nachlegte, stockte Staranwalt Marvin Mitchelson die Klage wegen Beleidigung noch einmal um fünf Millionen Dollar auf. Playboy Hugh glaubt um die Trennungszulage herumzukommen: „Es gibt wahrscheinlich niemanden in den USA, der in den letzten 25 Jahren klarer gesagt hätte als ich, daß ich nicht vorhabe, noch einmal zu heiraten."

**Michèle Barzach,** 44, französische Gesundheitsministerin, handelte sich mit ihrer Anti-Raucher-Kampagne eine Rüge der Sprachhüter von der „Académie Française" ein. In dem Motto „Le tabac, c'est plus ça" (etwa „Tabak bringt's nicht mehr"), so Akademie-Präsident Maurice Druon, fehle das in der französischen Sprache zur Negation notwendige „ne". Die Akademie stelle deshalb „mit Bedauern" fest, daß die Aktion selbst der Gesundheit schade: „Wer sich in seiner Sprache gehenläßt, der läßt sich in seinem Verhalten gehen und schadet dadurch seiner Gesundheit."

**Willy Brandt,** 74, Ex-Bundeskanzler und SPD-Vorsitzender außer Diensten, erfüllt sich und seiner Frau Brigitte einen lang gehegten Wunsch: Die beiden werden im März zwei Wochen lang durch die USA reisen. Zwar muß der SPD-Ehrenvorsitzende auf der Tournee Vorträge halten und Empfänge besuchen, doch dafür entfallen die Reisekosten: Brandt steht jetzt – wie sein Nachfolger im Kanzleramt Helmut Schmidt – bei der US-Redneragentur Walker unter Vertrag, die Vorträge mit einem Honorar zwischen 10 000 und 20 000 Dollar entlohnt. Walker hatte dem SPD-Patriarchen seine Dienste telegraphisch am Tag des Rücktritts vom Parteispitzenamt angeboten; die USA-Reise ist Auftakt dieser Geschäftsbeziehung.

**Helmut Kohl,** 57, Bundeskanzler, frotzelte seinen Umweltminister Klaus Töpfer an, als der letzte Woche zu spät im Bundeskabinett erschien. Töpfer habe sicher „gerade ‚Bild' dementiert". Dort war zu lesen, der Minister sei für den Ausstieg aus der Kernenergie. Als der Minister aufgeregt versuchte, alles zu erklären, mahnte der Kanzler, der Koalition bekomme es „am besten, wenn alle immer ruhig und gelassen in die Gegend schauen". Dem Kollegen empfahl er: „Jetzt sollten Sie wieder fröhlich sein." Töpfer: „Das hat meine Frau mir gestern auch gesagt."

**Hans Klein,** 56, Bundesminister für wirtschaftliche Zusammenarbeit, geriet zum Auftakt seiner Peru-Reise in Kalamitäten. Zunächst beflügelte unerwartet starker Rückenwind die Luftwaffen-Boeing „Hans Grade" derart, daß die Besatzung längere Wartepausen auf den Azoren und auf Barbados einlegen mußte, um pünktlich und protokollgerecht in Lima anzukommen. Den dort ausgelegten roten Teppich erreichte Klein erst nach einem Umweg: Der Flieger war mit Hilfsgütern so vollgeladen, daß sich weder der Minister noch seine Gefolgschaft durch den Frachtraum zum Vorderausgang schlängeln konnten. Die Delegation verließ den Jet über die Hintertreppe und marschierte dann zu dem am Bug ausgelegten Teppich.

## FRAGEN AN

***REINHOLD MESSNER, 43. Der Südtiroler, der als erster Alpinist die 14 Achttausender der Welt bezwang, lehnte eine Medaille ab, mit der ihn das Internationale Olympische Komitee (IOC) zum Olympia-Sieger h. c. erklären wollte. Begründung: Bergsteigen sei kein Wettkampfsport, sondern „eine kreative Tätigkeit". Bislang vergab das IOC nur zweimal Ehrenmedaillen – 1932 und 1936.***

SPIEGEL: Warum wollen Sie kein Gold für Ihre kreative Tätigkeit?

*MESSNER:* Ich brauche keine Medaillen. Ich habe mir meine Anerkennung geholt, indem ich von Gipfeln wie dem Mount Everest und dem K-2 zurückgekommen bin – Bergen, von denen die IOC-Bürokraten wahrscheinlich gar nicht wissen, wo sie stehen.

SPIEGEL: Was haben Sie gegen eine Olympia-Disziplin „Klettern"?

*MESSNER:* Man müßte auch an Achttausendern regelrechte Pisten anlegen. Funktionäre würden die Kletterer reglementieren und selber eine große Show abziehen – eine Horrorvorstellung.

SPIEGEL: Beim Run auf die höchsten Gipfel gab es doch einen Wettkampf zwischen Ihnen und anderen Alpinisten. Einer Ihrer Konkurrenten, der Schweizer Marcel Rüedi, kam dabei um.

*MESSNER:* Es war eigentlich ein Nichtwettlauf, Rüedi hatte keine Chance. Mit der Ablehnung der Medaille versuche ich, die Neuauflage eines solchen Wettbewerbes zu verhindern. Wenn sich aber einer unbedingt umbringen will, ob am Everest oder auf einer olympischen Abfahrtspiste, soll er es tun – jeder hat das Recht dazu.

# DINERS
# DIE VORTEI

## Z.B. MIT BUSINESSKARTE OHN

Auf Wunsch stellen wir den Diners Club-Mitgliedern ohne Mehrkosten eine zusätzliche Businesskarte aus. Durch die separate Monatsabrechnung sind geschäftliche und private Ausgaben übersichtlich voneinander getrennt.

Die Diners Club-Mitglieder genießen weitere lohnende Exklusiv-Vorteile:

Zum Beispiel die ***Partnerkarte ohne Mehrkosten:*** Auf Wunsch stellen wir zusätzliche Karten auch für den Partner und die volljährigen Kinder der Mitglieder aus.

Zum Beispiel ***Bargeld*** an 344 Schaltern bundesweit bis zu 4.000,–DM – oft auch nach Ladenschluß.

Zum Beispiel ***telefonieren ohne Bargeld*** mit den USA von den meisten Städten Deutschlands aus: Die AT&T-Karte stellen wir den Mitgliedern ohne Mehrkosten zur Verfügung. Selbstverständlich lassen sich mit ihr von den USA aus auch die meisten Länder der Welt erreichen.

# CLUB.
# LS-KARTE:

## E MEHRKOSTEN

Nutzen Sie diese und viele weitere Diners Club-Vorteile. Einfach den nebenstehenden Antrag ausfüllen oder zunächst das Informationspaket mit allen Diners Club-Vorteilen telefonisch anfordern: ***069 / 2603-50*** – und Sie bekommen postwendend alle wichtigen Unterlagen auf den Schreibtisch.

**DINERS CLUB. DIE VORTEILS-KARTE.**

## JETZT PERSÖNLICH TESTEN!

Testen Sie die Diners Club Vorteils-Karte – werden Sie Mitglied! Einfach Antrag ausfüllen und an untenstehende Adresse einsenden.

***Antrag für Ihre Privatkarte (Hauptkarte)*** (Bitte in Blockschrift ausfüllen)

Meine persönlichen Angaben
Nachname: 30250/00

Vorname:

Straße:

PLZ: Ort: Zustellb.:

wohnhaft seit: Monat: Jahr: Telefon:

Wenn weniger als 2 Jahre, frühere Anschrift:

Geburtsdatum: Familienstand:

Kinder: ja ☐ Anzahl: nein ☐

**Bankverbindung privat (mind. 2 Jahre)**

① Bank: PLZ/Ort:

seit: Kto.-Nr. | | | | | | | | | | BLZ | | | | | | | | |

Frühere/weitere Bankkonten (Unzutreffendes bitte streichen)

② Bank: PLZ/Ort:

seit: Kto.-Nr. | | | | | | | | | | BLZ | | | | | | | | |

**Ich ermächtige hiermit widerruflich Diners Club, fällige Beträge zum Ausgleich meines DC-Kontos per Lastschrift**

**von dem Konto ① ☐ oder ② ☐ einzuziehen.** (Zutreffendes ankreuzen)

Brutto-Jahreseinkommen: über 45 TDM ☐ über 60 TDM ☐ über 90 TDM ☐

Falls unter 45.000 DM, bitte genauen Betrag angeben: DM

Haus, Wohnungseigentum: ja ☐ Wert: nein ☐

Ich war/bin bereits Mitglied: ja ☐ KK-Nr.:

Ich verfüge über andere Kreditkarten: ja ☐ Welche? nein ☐

**Arbeitgeber-/Geschäftsanschrift** (Bitte auch ausfüllen, wenn selbständig tätig)

Firmenname:

Straße: Telefon:

PLZ: Ort: Zustellb.:

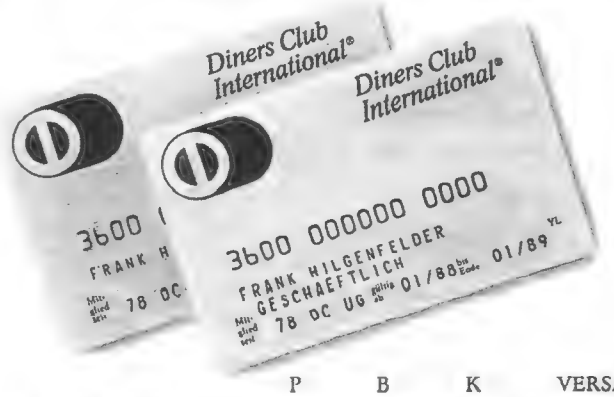
beschäftigt seit: Monat: Jahr:
Branche:

selbständig seit: Monat: Jahr:
Position:

Bitte ankreuzen:
Ich interessiere mich für ☐ die beitragsfreie **Businesskarte** ☐ die beitragsfreie **Partnerkarte**
Schicken Sie mir die entsprechenden Anträge.

Der Diners Club ist berechtigt, erforderlich werdende Auskünfte bei der für meinen Wohnsitz zuständigen Schutzgemeinschaft für allgemeine Kreditsicherung – Schufa – einzuholen und der Schufa Daten über nicht vertragsgemäße Abwicklung (z.B. Mahnbescheid bei unbestrittener Forderung, erlassener Vollstreckungsbescheid, Zwangsvollstreckung aufgrund eines Titels) zu melden. Die Datenübermittlungen an die Schufa erfolgen nur, soweit dies zur Wahrung berechtigter Interessen des Diners Club oder der Allgemeinheit erforderlich ist und meine/unsere schutzwürdigen Belange nicht beeinträchtigt werden. **Ferner ermächtige ich hiermit mein dem Diners Club bekanntes kontoführendes Kreditinstitut ausdrücklich, Diners Club oder einer von Diners Club beauftragten Bank allgemein gehaltene bankübliche Auskünfte zu erteilen. Diese Ermächtigung gilt bis auf Widerruf.** Diners Club behält sich vor, diesen Antrag ohne Nennung von Gründen abzulehnen. Der Mitgliedsbeitrag für die Privatkarte (einschließlich Businesskarte und Partnerkarte/n) beträgt 150.– DM. Zusammen mit der Diners Club-Karte erhalte ich die Mitgliedsbedingungen, die mit Annahme der Karte als anerkannt gelten. Die Mitgliedsbedingungen können vorab im Diners Club eingesehen oder dort angefordert werden.

Datum: Unterschrift des Antragstellers:



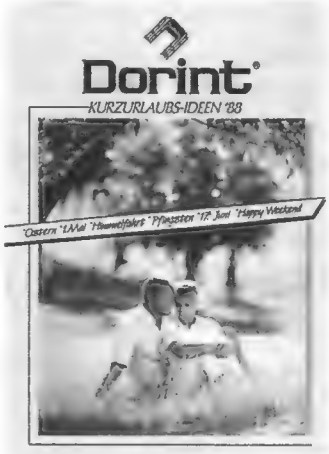

P B K VERSA

Diners Club Deutschland GmbH, Postfach, 6000 Frankfurt 1

# Sich Ostern einmal selbst beschenken!

Genießen Sie den Frühling, genießen Sie Komfort und Ambiente der DORINT Hotels. In Deutschland, in Belgien, in der Schweiz. Machen Sie Kurzurlaub auf Ihre Art. Gewinnen Sie neue Eindrücke. Und neue Freundschaften. Entdecken Sie neue Landschaften und neue Städte.

Wir von DORINT haben individuelle Programme für Sie und Ihre Familie. Unser 20-seitiger Farbkatalog mit „Kurzurlaubs-Ideen '88" liegt für Sie bereit. Mit Vorschlägen für **Ostern, 1. Mai, Himmelfahrt, Fronleichnam** und **Pfingsten.** Fordern Sie ihn an – er kommt kostenlos zu Ihnen.




Buchen Sie zum Preis eines Ortsgesprächs:

**01 30 - 66 05**

Mo. - Fr. von 8.30 - 18.30, Sa. von 9.00 - 13.00 Uhr.
(Oder in Ihrem Reisebüro!)

Dorint®

... ein Stück Lebensqualität!"

Ja, schicken Sie mir bitte Ihren Katalog „Kurzurlaubs-Ideen '88"!

Name und Anschrift _____

**Bitte einsenden an DORINT**
**Reservierungs-Service · Postfach 20 03 52**
**D-4050 Mönchengladbach 2**


# register

## GESTORBEN

**Solomon Cutner,** 85. Bereits mit acht Jahren saß der Junge im Matrosenanzug auf dem Podium und spielte Tschaikowskis b-Moll-Konzert so mitreißend, daß die Klavierenthusiasten fassungslos applaudierten. Doch der in London geborene Sohn eines polnischen Schneiders begnügte sich nicht mit dem frühen Ruhm eines genial begabten Tastendonnerers. Schon bald schlicht als Solomon bekannt, verzichtete er im Laufe seiner Karriere auf alles pianistische Dekor und die Mätzchen des fast gleichaltrigen Vladimir Horowitz und wurde mit Schubert- und Beethoven-Interpretationen zur Legende. Vor allem Beethovens späte Klaviersonaten spielte er so ernst und streng wie kein anderer. Deutschen Musikfreunden blieb all das vorenthalten: Als der jüdische Virtuose in den dreißiger und vierziger Jahren Triumphe auf dem Podium feierte, blieben ihm die Konzertsäle Nazi-Deutschlands verschlossen. Später hatte das deutsche Publikum nicht mehr viel Zeit, den Pianisten live zu erleben. 1956 beendete die Erkrankung an Multipler Sklerose seine Karrie-

re. Seine Einspielungen der Beethoven-Sonaten gelten jedoch als Sammlerstükke, die – wie der Musik-Kritiker Joachim Kaiser schreibt – „die besten Freunde ohne Spuren von Unrechtsbewußtsein stehlen, froh, den wahren Beethoven, und sei es noch so verkratzt, nach Hause tragen zu können". Solomon starb am vergangenen Montag in London.

**Ann Ford,** 73. Als Topmanagerin war sie gerissener und brutaler als ihre männlichen Konkurrenten. Über sich selbst sagte die Chefin des Strumpf-Konzerns Bear Brand: „Ich bin nicht so hart, wie ich aussehe. Ich bin viel härter." Dabei kannten Millionen Frauen nur ihre Beine. Die ließ sie auf unzähligen Strumpf-Packungen abbilden und brachte damit als erste einen Hauch Glamour in die eher triste Verpackungswelt der fünfziger Jahre. Mit ihrer Idee puschte die exaltierte Schwarzhaarige die Strumpfwaren-Fabrik ihres Mannes Philip an die

Spitze der Branche. Leser der britischen Regenbogenpresse verfolgten fasziniert den publicityträchtigen Aufstieg der Tochter eines Textilkaufmanns, die vorzeitig die Schule verlassen hatte, um Karriere zu machen. Nach einem Jahrzehnt harter Arbeit an der Spitze fand die Erfolgsstory ein abruptes Ende. Der Vorstand von Bear Brand widersetzte sich ihren Plänen, das Unternehmen rechtzeitig an einen anderen Konzern anzukoppeln. Ann Ford verließ die Firma im Zorn und ließ zum ersten Mal öffentlich eher weibliche Töne hören: „Wenn man ins Geschäftsleben geht, darf man kein Herz haben. Es wird nur gebrochen." Im Jahr 1976 bestätigte sich, daß sie mit ihren Fusionsplänen richtig lag: Der einstmals umsatzstarke Strumpfwaren-Konzern meldete Konkurs an. Ann Ford ist in London gestorben.

**Hans-Henning Zencke,** 62. Seit über 30 Jahren berichtete er für eine große Zahl unionsnaher Regionalzeitungen über die Bonner Wirtschaftspolitik. Zencke zählte, wie er gern betonte, zur „Brigade Erhard", zu jenen Bonner Wirtschaftsjournalisten, die sich der liberalen Marktwirtschaft des ersten Wirtschaftsministers lebenslänglich verpflichtet fühlten und die aus ihrer Abneigung gegenüber den Sozialdemokraten keinen Hehl machten. Seine Gedichte, die der Amateur-Lyriker zu allen Gelegenheiten verfaßte, waren bei Freund und Feind gefürchtet. Über Jahrzehnte hinweg schaffte es der dienstälteste Bonner Wirtschaftsjournalist, bei den Pressekonferenzen die erste Frage zu stellen. Hans-Henning Zencke starb vorigen Mittwoch an Krebs.

# CRÉATION

CRÉATION GROSS, HOUBIRGSTR. 7, 8562 HERSBRUCK

# GROSS

## Competent in Men's Fashion

In guten Fachgeschäften Europas

## Montag, 29. 2.

**20.15 Uhr. ARD. Liebling – Kreuzberg**
Beginn der neuen Serienstaffel mit Manfred Krug (siehe Seite 179).

**21.00 Uhr. ARD. Ziele**
Nach dem Zweiten Weltkrieg benutzten die Amerikaner das Bikini- und Eniwetok-Atoll, die zu den Marshall-Inseln gehören, als Testgelände für Atomwaffen. 1954 detonierte dort die Wasserstoffbombe „Bravo" mit der tausendfachen Sprengkraft der Hiroschima-Bombe. Die Bevölkerung des Nachbaratolls wurde nicht evakuiert, das verwüstete Testgelände zu früh wieder besiedelt. Oliver Herbrichs Film zeigt die katastrophalen Folgen: viele Todesopfer, eine Krebsrate von 40 Prozent – obgleich der kontaminierte Boden der Inseln abgetragen und in einem Bombenkrater zubetoniert wurde.

**21.15 Uhr. ZDF. WISO**
Themen: Sonntagsarbeit; rechtswidrige Vorkasse bei Pauschalreisen; Reisekataloge richtig gelesen; Sterbegeld nach der Gesundheitsreform.

**22.45 Uhr. West III. Beuys über Beuys**
Der Meister 1985, ein Jahr vor seinem Tod, im Gespräch mit Knut Fischer und Walter Smerling über Kunstbetrieb, Politiker und Materialismus.

**23.00 Uhr. ARD. Die Geschichte von Adrien**
Jean-Pierre Denis führte in diesem französischen Spielfilm (1980) mit Serge Dominique Regie. Ein uneheliches Kind wächst bei seinen Großeltern auf. Die Engstirnigkeit des Milieus treibt den Jungen (Photo: Bertrand Sautereau) früh auf die Wanderschaft. Der Erste Weltkrieg und ein großer Eisenbahner-Streik bilden den Hintergrund der Odyssee. Ein stiller Film mit vielen Landschaftsaufnahmen. Die Darsteller sprechen ihren südfranzösischen Dialekt, der auf Untertiteln übersetzt wird.

## Dienstag, 1. 3.

**21.00 Uhr. ARD. Monitor**
Themen: Rheinhausen nach der Montankonferenz bei Bundeskanzler Kohl; Porträt des baden-württembergischen Kultusministers Gerhard Mayer-Vorfelder; iranische Jugendliche auf der Flucht; deutscher Waffenexport in den Golf.

**22.10 Uhr. ZDF. Apropos Film**
Die Sendung untersucht Filme, die sich mit dem Verhältnis zwischen Schwarz und Weiß, mit Kolonialismus und Rassismus auseinandersetzen. Ausschnitte aus „Schrei nach Freiheit", „Die letzten Tage von Kenya", „Black Mic Mac" und „Eddie Murphy Rax". Zu Wort kommen die Regisseure Michael Radford, Spike Lee, Robert Townsend und Sir Richard Attenborough, die Schauspielerin Elizabeth McGovern und die schwarze Politikerin Mary F. Berry.

**23.00 Uhr. ARD. Kulturwelt**
Fritz Kremser zeichnet ein Porträt von Joseph von Eichendorff, der vor 200 Jahren in Lubowitz bei Ratibor geboren wurde. Der Autor will den schlesischen Dichter nicht nur als den Lyriker des Naturerlebens zeigen, sondern auch als romantischen Melancholiker.

## Mittwoch, 2. 3.

**20.10 Uhr. ARD. Fußball-Europapokal**
Live-Übertragung vom Hinspiel des Pokals der Landesmeister: Bayern – Real Madrid aus dem Münchner Olympiastadion. Außerdem Berichte von den Uefa-Cup-Begegnungen Leverkusen – Barcelona, Hellas Verona – Werder Bremen.

**21.30 Uhr. Nord III. Dämon Weib**

US-Stummfilm von 1926 (Regie: Fred Niblo und Mauritz Stiller) mit Greta Garbo (Photo, mit Antonio Moreno). Sie spielt die Mätresse eines Marquis, die sich auf einem Pariser Maskenball in einen argentinischen Ingenieur verliebt, woraufhin der Marquis Selbstmord begeht. Das melodramatische Maskenspiel mit der Göttlichen sollte ursprünglich in der Gosse enden: Elena, die Untreue, kommt zur Hure herunter. Doch die Produzenten ließen einen neuen, glücklichen Schluß drehen.

**22.10 Uhr. ZDF. Oukasie darf nicht leben**
Urs Zumtobel berichtet über die Zwangsumsiedlung von Schwarzen aus der Trabantenstadt Oukasie bei Pretoria.

**22.30 Uhr. West III. Große braune Augen**
Regisseur Raoul Walsh kreierte mit diesem Streifen (USA, 1936) einen neuen Typ Gangsterfilm made in Hollywood; im Mittelpunkt: der Kampf mutiger Polizisten gegen das Verbrechen. Ein New Yorker Polizeidetektiv versucht zusammen mit seiner Freundin (Photo: Cary Grant, Joan Bennett) eine Gangsterbande zu überlisten.

**22.40 Uhr. ZDF. Eine Saison in Hakkari**
Winter und Wind ließen die Gefühle der Menschen im Gebirgsnest Pirkanis in der türkischen Provinz Hakkari erkalten. Sieben Monate liegt der Schnee. Dorthin wurde ein junger Lehrer (Photo, links: Genco Erkal) strafversetzt – für eine Saison. Vorsichtig findet er sich in die schroffe Umgebung rein. Die Menschen halten scheu Distanz, wie ein Büßer nimmt er teil an deren dumpfer Existenz. Erst als der Schnee schmilzt, ist seine Mission beendet: Zwar flieht er wieder in die Zivilisation, doch am Ende hat er mehr gelernt als seine Schüler. „Eine Saison in Hakkari", der fast dokumentarische Spielfilm des Türken Erden Kiral, ist ein beklemmend fatalistisches Stück aus dem Land des Yilmaz Güney („Yol/Der Weg").

*...und in New York logieren*
*Sie im Waldorf,*
*zurück geht's mit der Concorde.*

„Faszination See" auf den CUNARD-SCHIFFEN: QUEEN ELIZABETH 2 · VISTAFJORD · SAGAFJORD · SEA GODDESS I & II · COUNTESS · PRINCESS

Wem es nicht reicht, auf dem letzten wahren Oceanliner in fünf unvergleichlichen Tagen nach Amerika zu gleiten, dem kann geholfen werden: Was halten Sie davon, zusätzlich 2 bis 5 Tage im weltberühmten Waldorf Astoria abzusteigen und dann mit der Concorde – Geschwindigkeit Mach 2 – nach Europa zurückzujetten? Zumal es das Ganze 1988 schon ab 5.560,– Mark zu buchen gibt und der momentan schwache Dollar Amerika so günstig wie nie macht. Alles Weitere über dieses aufsehenerregende Superpackage – und andere reizvolle Arrangements rund um die QE2 – finden Sie im *neuen Prospekt „Transatlantik-Reisen"*. Vielleicht wollen Sie mit diesem einmaligen Schiff aber noch lieber zum Beispiel in der Karibik oder an reizvollen Zielen in Europa aufkreuzen – kein Problem. Dann wäre *der neue Prospekt „Internationale Seereisen"* genau das Richtige für Sie. Fragen Sie den Experten in Ihrem Reisebüro nach der QE2. Oder schicken Sie uns den Coupon.

*Wie exklusiv, wie günstig!* Darüber möchte ich mehr wissen: QUEEN ELIZABETH 2 – Prospekte 1988. ☐ Transatlantik ☐ Internationale Seereisen

Name .....

Straße .....

PLZ/Ort .....

Telefon .....

CUNARD/ANC Internationale Kreuzfahrten und Transatlantik-Dienst

CCO

# Donnerstag, 3. 3.

**19.30 Uhr. Südwest III. Was der Himmel erlaubt**

Hollywoods Meister melodramatischer Filme, Douglas Sirk, drehte 1955 dieses edle Rührstück mit Jane Wyman (Ronald Reagans Ex-Frau) und Rock Hudson. Eine Witwe hat ihr gutes Herz an ihren bescheidenen Gärtner verschenkt und kriegt deswegen Ärger mit Verwandten und Freunden. Drinnen sitzen die Liebenden, der Schnee rieselt, die Rehlein treten vors Fenster. Der sonst eher rauhbeinige Filmemacher Rainer Werner Fassbinder war von Sirks Film begeistert.

**22.10 Uhr. ZDF. Demnächst in diesem Theater**

Über die Schwierigkeiten des europäischen Films mit der übermächtigen US-Konkurrenz berichten Otto Wilfert und Andreas von Holt.

**22.55 Uhr. ZDF. 40 m² Deutschland**

Der Spielfilm (1986) mit dem lakonischen Titel ist im Niemandsland zwischen Deutschland und der Türkei angesiedelt: Er setzt sich zugleich mit deutschen Vorurteilen und türkischen Traditionen auseinander. Über das Werk, in Deutschland durch das Prädikat „Besonders wertvoll" geadelt, empörte sich das türkische Bilderblatt „Hafta Sonu" („Wochenende") scheinheilig, es sei „eine Schande für türkische Familien". Als Beleg druckte „Wochenende" zwischen Busenfalten und Pobacken ein Photo aus dem schändlichen Film ab. Das zeigt einen Türken, der sich tierisch einer Türkin von hinten nähert. Daneben, durch einen schwarzen Pfeil gezeichnet, bildete das farbige Blatt auch den Übeltäter ab: den in Deutschland lebenden Tevfik Başer. Dem gelang, mit seinem ersten Spielfilm in Cannes prämiiert zu werden. In „40 m² Deutschland" erzählt er, fast wie in einem Stummfilm, eine kleine Geschichte über die Sprachlosigkeit zwischen einem Mann und einer Frau, über rüden sexuellen Anspruch und geduldiges Ertragen.

# Freitag, 4. 3.

**22.10 Uhr. ZDF. Aspekte**

Themen: Kultur-Thatcherismus. Gemeint ist die in Großbritannien immer ausgeprägtere Kulturförderung durch private Sponsoren bei Rückgang öffentlicher Unterstützung.

**22.35 Uhr. West III. Alle meine Söhne**

US-Film (Regie: Irving Reis, 1948) nach

dem Stück von Arthur Miller. Fabrikant Joe (Photo, rechts: Edward G. Robinson mit Burt Lancaster und Mady Christians) hat defekte Zylinder für Militär-Maschinen im Zweiten Weltkrieg geliefert. Die Schuld holt ihn ein.

**23.00 Uhr. ARD. Heut abend**

Wim Thoelke besucht Blacky Fuchsberger. Der Titel der folgenden Sendung verrät, was hier los ist: „Ein Opa kommt selten allein."

# Samstag, 5. 3.

**20.15 Uhr. ZDF. Der gezähmte Widerspenstige**

Adriano Celentano, der italienische Rocksänger, war vielen in Deutschland nur als rauchige Stimme aus Musikboxen in der Kneipe ein Begriff: „Azzurro" und „Una festa sui prati" gehörten zu Bier und Pizza wie weiland die Capri-Fischer zum Jägerschnitzel. Anfang der Achtziger machte Celentano auch mit Filmen Kasse. In dieser Chauvi-Klamotte zeigt der Rauhbarde seiner Partnerin Ornella Muti, was (s)eine Harke ist.

**0.05 Uhr. ZDF. Driver**

Der US-Film von 1978 (Regie: Walter Hill) mit Ryan O'Neal, Bruce Dern, Isabelle Adjani (Photo) und Ronee Blakley gehört zum Genre der Straßenwestern. Mit rasenden Straßenkreuzern wird hier alles das vorgeführt, wofür im guten alten Western die Gäule herhalten mußten. Ein Asphalt-Cowboy, der schweigsame und abstinente Driver, lenkt mit gewagten Fahrkunststücken die hinterdreinjagende Polizei ab, andere machen derweil Kasse. Nach den Vorstellungen des Driver-Epos im Kino riet die Kritik zu sicherem Abstand von den

Lichtspielparkplätzen, so tatendurstig röhrten hinterher die Motoren der Möchtegern-Driver.

# Sonntag, 6. 3.

**20.15 Uhr. ARD. Paris, Texas**

Die Kritiker gerieten über Wim Wenders' Meisterstück (1984 Goldene Palme in Cannes) außer sich. „L'Express" fand den Film „genial", und „Liberation" entmenschte gar potentielle Kritiker: „Man müßte ein Tier sein, um von der letzten Szene nicht gerührt zu sein." Der „FAZ" verschlug es die Sprache: „Von diesem Film zu schwärmen, bedeutet den hoffnungslosen Versuch, in Worten die intensive Macht der Bilder nachzuvollziehen." Dennoch, die klugen Köpfe hinter dem Blatt mögen verzeihen, etwas zum Inhalt. Travis (Photo, links: Harry Dean Stanton), Wenders' Held, entsteigt der texanischen Wüste, bricht gedächtnislos zusammen. Gleichwohl gelingt es, seinen Bruder zu finden, der Travis quer durch die USA in sein bürgerlich-biederes Heim fährt. Bruder und Ehefrau

haben Travis' Sohn zu sich genommen, der einst auf mysteriöse Weise vom Vater getrennt wurde. Travis, wieder bei Gedächtnis, reißt den Sohn aus der Beziehung zu seinen Pflegeeltern, macht sich auf die Suche nach der leiblichen Mutter (Nastassja Kinski) und findet sie in einem texanischen Peepshow-Palast. Travis zwingt die Frau, sich als Hure zu bekennen, und erfüllt damit einen düsteren Familienfluch: Schon Travis' Vater litt unter der Furcht, eine Hure geheiratet zu haben. Mutter und Sohn entschließen sich, zusammen zu leben, aber Travis, Stifter dieser Gemeinschaft, macht sich aus dem Staube. Wenders' narzistische Männerobsession durchzieht den Film: Glück gibt es nur als Wiederherstellung präödipaler Mutter-Kind-Symbiose. Der so neurotisch-fixierte Mann muß sich als Erwachsener in sozial unverbindliche Einsamkeit fortstehlen, weil ihm der Weg zurück zur Heiligen und Hure Mutter verwehrt ist. Machos (Alp)Traum – Wenders hat ihn in diesem Filmmythos beschworen.

**21.15 Uhr. ZDF. Wozzeck**

Aufzeichnung der Alban-Berg-Oper in einer Inszenierung von Adolf Dresen aus Wien (1987) mit Hildegard Behrens und Franz Grundheber, musikalische Leitung: Claudio Abbado. Die „Frankfurter Rundschau" bemängelte, daß Dresens Genrebilder hinter Abbados Interpretation zurückgeblieben seien.

# Dynamisch in Form und Technik: die neue Telefonlinie

## OFFICE 2000
BÜROKOMMUNIKATION VON SEL

Ausdrucksstark das Design: dynamisch, elegant, gradlinig. Überzeugend die Technik – entwickelt für schnelle, wirkungsvolle Kommunikation. Ergonomisch bis in jedes Detail.

**SEL –**
**Dynamik für Ihre Bürokommunikation**

Informieren Sie sich:

Standard Elektrik Lorenz AG
Unternehmensgruppe
Bürokommunikation
PS/MS
Lorenzstraße 10
7000 Stuttgart 40

SEL
ALCATEL Gruppe

© by SEL 1176.188

# HOHLSPIEGEL

Aus dem „Vorlesungsverzeichnis der Universität zu Köln“: „1. Politische Wissenschaft – Vorlesung: Außerdeutsche Regierungssysteme II: Das Regierungssystem der DDR (G/H) (A) 3 St. Di. 10-11, Mi. 10-12 in XVIIa – G. Brunner.“

△

Aus der Zeitschrift „Auto-Technik-Freizeit“: „In letzter Zeit hört man öfter, daß ein Fahrer erschossen wurde, weil er dem anderen die Vorfahrt genommen hat oder anderes. Wenn die Fahrmoral der deutschen Autofahrer nicht anders wird, werden solche Meldungen künftig nicht ausbleiben. Führerscheinneulinge haben es da wirklich schwer, sich die nötige Routine anzueignen.“

△

**Suche für meine Stationsschwester 31/1,80 m einen 1,85 m großen Gemeindepfarrer zwecks Gründung einer 6-köpfigen Pfarrerfamilie. Zuschriften unter Chiffre Nr. [redacted] an Verlag.**

Aus dem „Deutschen Pfarrerblatt“.

△

Aus der Zeitschrift „Medikament & Meinung“: „Die Rechnung des Bundesarbeitsministers stimmt vorn und hinten nicht, es sei denn, bei seiner Methode ist 1 x 1 = 3 und nicht 2, wie bei jedem, der in der Schule einmal rechnen gelernt hat.“

△

Gemäß § 16 UWG nehmen wir Titelschutz in Anspruch für:

**Strauß in Moskau**

**Strauß in Südafrika**

**Die Politologie der Horden**

VERLAG R. S. SCHULZ

8136 Percha am Starnberger See · Berger Straße 8 bis 10

8136 Kempfenhausen am Starnberger See · Seehang 4

Aus dem „Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel“.

△

Aus der „Westdeutschen Schulzeitung“: „Bauernhaus in Niedersachsen (Zonenrandgebiet) für Klassenfahrten (bis 30 Personen) zu vermieten. Vollständig eingerichtet für Selbstversorger: Großküche, Duschräume, Wäsche, Fahrräder, Rollschuhe, Bälle, Spiele, Bücher, Tischtennis, lebender Affe, usw. usw. . . .“

*DIE KUNST DES LEBENS. (9)*

*Dies ist, glaube ich, die Fundamentalregel alles Seins: „Das Leben ist gar nicht so. Es ist ganz anders.“*

*Kurt Tucholsky*

Mit andren Worten: Erstens ist es aufregender, und zweitens, als man denkt. In der Tat eine fundamentale Erkenntnis, Herr Tucholsky.

HENKELL TROCKEN

# RÜCKSPIEGEL

## Zitat

Die „Süddeutsche Zeitung“ über einen SPIEGEL-Essay von Rudolf Augstein DIE ABTREIBUNG, EIN STELLVERTRETER-KRIEG in Nr. 51/1987:

Schützt der Staat die Kirche nicht mehr? Über Pöbeleien, die nicht bestraft werden, beklagt sich der Sekretär der Deutschen Bischofskonferenz. Die katholische „Neue Bildpost“ sieht Papst und Katholiken freigegeben zum Gespött. Die Klage nennt Namen: Dieter Hildebrandt etwa und Rudolf Augstein. Und die Klage nennt Beispiele, die Lach- und Schießgesellschaft: „Der Papst ist gegen Kondome, weil er fürchtet, daß dann seinesgleichen nicht mehr empfangen wird“; oder einen SPIEGEL-Essay über die Abtreibung: Die Kirche „hat selbst in einer Weise gemordet und morden lassen, die den Verbrechen des 20. Jahrhunderts immerhin nahe kommt“. Der Sekretär der Bischofskonferenz, Prälat Wilhelm Schätzler, fürchtet, es sei „von der Hetze zur Diskriminierung, zur Verfolgung nur ein kurzer Weg“.

## Der SPIEGEL berichtete . . .

. . . in Nr. 7/1988 GEHEIMDIENSTE – KLEINER DIENSTWEG über eine Verstrickung des niedersächsischen Verfassungsschutzes in ein Mordkomplott gegen den Führer einer kanarischen Separatistenbewegung aus dem Jahre 1978 und den Vorschlag eines niedersächsischen V-Mannes, Kinder reicher Touristen zu entführen, um die Kasse der Unabhängigkeitspartei zu füllen.

In einer „dringlichen Anfrage“ verlangte der SPD-Abgeordnete Wolf Weber vorletzte Woche im hannoverschen Landtag vom niedersächsischen Innenminister Wilfried Hasselmann (CDU) eine Stellungnahme zu den vom SPIEGEL erhobenen „schweren Vorwürfen gegen den Verfassungsschutz“. Der Landesregierung, so Hasselmann, seien keine Entführungspläne bekannt. Über eine mögliche Einweihung des Geheimdienstes bemühe sich die Landesregierung, Klarheit zu schaffen.

△

. . . in Nr. 8/1988 ÄRZTE – NACH DRÜBEN über das Angebot der DDR, gegen Devisen Facharztausbildungsplätze für westdeutsche Mediziner zur Verfügung zu stellen.

Das „Zentrale Exportbüro beim Ministerium für Gesundheitswesen der DDR“ und die Schweizer Agentur „Human Medical Service AG“ sagten letzte Woche den Ärztetransfer wieder ab. Ein Agentur-Sprecher begründete den Rückzug unter anderem mit der „unerwünscht großen Aufmerksamkeit“, die das Geschäft (150 000 Mark pro Ausbildungsplatz) durch die SPIEGEL-Veröffentlichung erfahren habe.

# Das Auge der Welt.

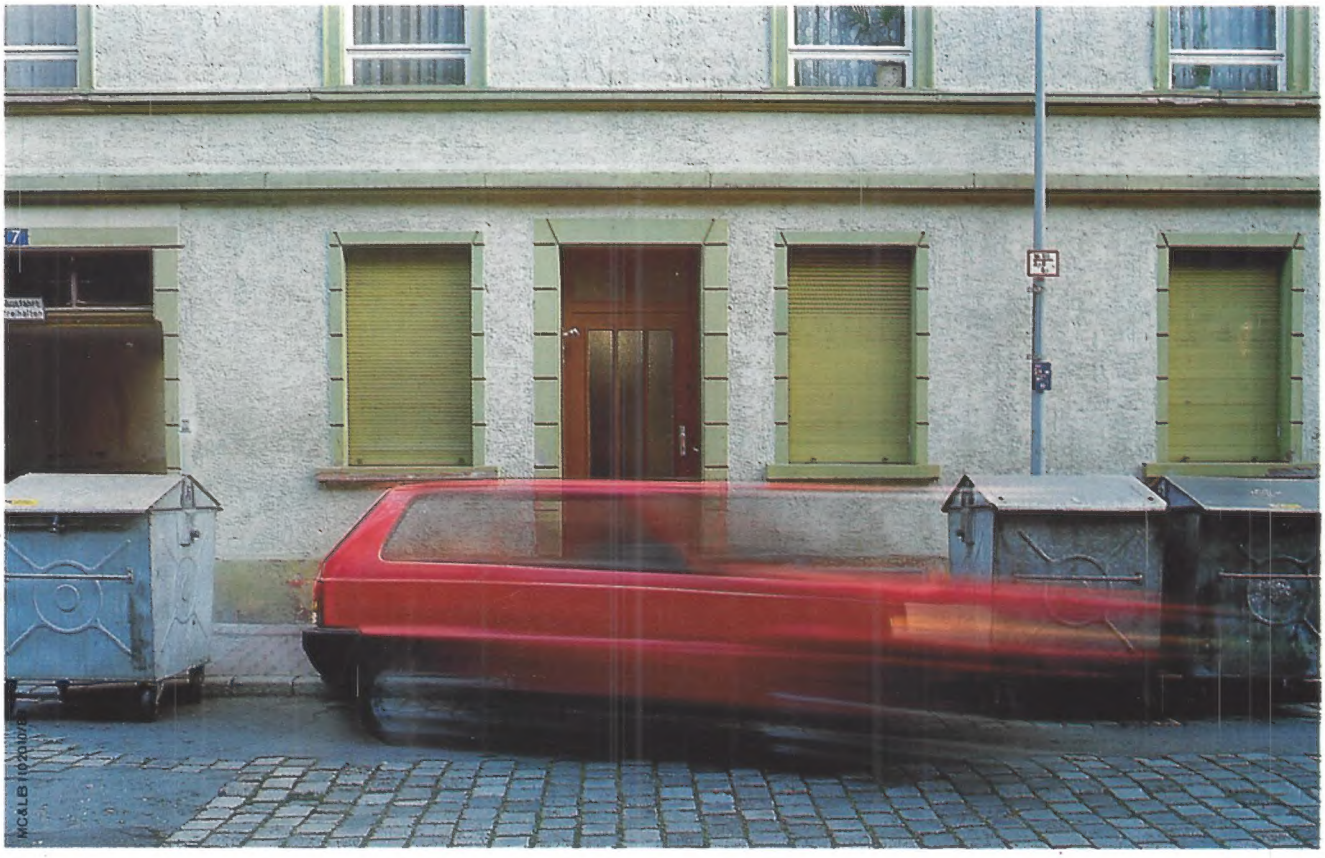
Die Profikamera Nr. 1: Nikon F 3.

HILDMANN, SIMON, REMPEN & SCHMITZ/SMS

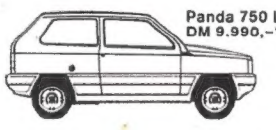
Nikon GmbH, Tiefenbroicher Weg 25, 4 Düsseldorf 30, Telefon 02 11/4 15 70

# Gerade beim Einparken bewährt es sich immer wieder, daß der cw-Wert des Panda von vorne so günstig ist wie von hinten.

**Fiat Panda. Die tolle Kiste.**



Auf der Jagd nach neuen Rekorden verlieren im Windkanal immer mehr Otto Normalverbraucher ihr Profil und ein einladendes Hinterteil. Nicht aber der Panda, denn seine Form läßt sich nicht verbessern. Er ist innen größer als außen und faßt bis zu 5 Personen oder 900.000 cm³ Zuladung (mit umgeklappter Rückbank). Er ist vorne genauso schnell wie hinten: max. 138 km/h (Panda 1000 CL Plus). Und er ist heute so lang wie gestern: Exakt 341 cm und paßt so in kleinste, von Nachbarn unbefahrene Parklücken. Daß sich an seiner Kistenform auch 1988 nichts ändern wird, versprechen wir allen, die sich dieses Jahr einen Panda kaufen wollen.



Panda 750 L Plus
DM 9.990,–*

Panda 1000 CL Plus
DM 11.690,–*

Panda 4 x 4 Sisley
DM 15.250,–*

*unverbindliche Preisempfehlung ab Kippenheim

FIAT